

Grammatik und Sozialkapital: Sprachliche Relativität in Wirtschaft und Gesellschaft

Dissertation Universität St. Gallen (HSG)

Eingereicht am 30. Juli 2014

Matthias Meyer-Schwarzenberger, M.A. (HSG)

Brombacherstr. 4, CH-4057 Basel

matthias.meyer-schwarzenberger@unisg.ch

Matr.-Nr. 02-669-539

Dissertationskomitee:

Prof. Daniele Caramani, Ph.D.

Institut für Politikwissenschaft, Universität St. Gallen (HSG)

Rosenbergstr. 51, CH-9000 St. Gallen

Prof. Dr. Iwar Werlen

Institut für Sprachwissenschaft, Universität Bern

Länggassstr. 49, CH-3000 Bern 9

Prof. Dr. Christian Welzel

Institut für Politikwissenschaft, Leuphana-Universität Lüneburg

Scharnhorststr. 1, DE-21335 Lüneburg

Anhand von beliebigen Indikatoren lässt sich zeigen, dass Rechtsstaat, Demokratie und Kapitalismus in den »individualistischen« Gesellschaften des Westens besser funktionieren als in weniger individualistischen Gesellschaften. Auffällig ist, dass in den erfolgreichsten Ländern fast ausnahmslos Sprachen nordwesteuropäischer Herkunft gesprochen werden, die sich deutlich von allen anderen Sprachen unterscheiden. Unter anderem verlangt ihre Grammatik die Realisierung eines »offenen« Subjekts in jedem Satz. Gibt es zwischen dem Funktionieren gesellschaftlicher Institutionen und den Strukturen der Sprache einen ursächlichen Zusammenhang?

Die vorliegende Studie kommt tatsächlich zu diesem Schluss. Aufbauend auf zehn Sprachstrukturmerkmalen wird ein Index gebildet, der die »Prominenz« des Subjekts, d.h. seine grammatikalische Markiertheit als topikalische Agens-Kategorie und als Kernbaustein der formalen Satzstruktur, messbar macht. Die Gegenüberstellung mit umfragebasierten Indikatoren zeigt: Je stärker das Subjekt in der Sprache zur Geltung kommt, desto stärker tendiert die Gesellschaft zum Individualismus.

Im Laufe der vergangenen fünfhundert Jahre haben die Länder, in denen nordwesteuropäische Sprachen gesprochen werden, gegenüber allen anderen Ländern sowohl sozioökonomisch als auch beim Individualismus einen enormen Vorsprung aufgebaut. Möglich wurde dies offenbar durch eine weitere kulturelle Besonderheit, die im obligatorischen Subjekt ihre Entsprechung findet: die verinnerlichte Herrschaft der Rason, die das Individuum zum »Subjekt« macht. Das im fünfzehnten Jahrhundert entstandene, um 1700 grammatikalisierte offene Subjekt der nordwesteuropäischen Sprachen verankert jede Satzaussage im Diskurs und begründet dadurch eine abstrakte Autorität, die jeder persönlichen oder amtlichen Autorität überlegen ist. Die modernen Institutionen des Rechtsstaats, der Demokratie und der Marktwirtschaft beruhen implizit auf der Anerkennung dieser Autorität.

Any indicator can be used to show that the rule of law, democracy, and capitalism work particularly well in Western countries, which are typically characterized by high degrees of »individualism«. In all of these countries, northwestern European languages are being spoken, which contrast strongly with all other languages with respect to structural features. In particular, languages from northwestern Europe require an overt subject in every sentence. Is there a causal relationship between language structures and the performance of social institutions?

The results of this study indicate that such a relationship does exist. Based on ten grammar variables, an index is created to measure the prominence of the subject in a given language, i.e., the extent to which a topical agent category is marked and dominant in the formal sentence structure. Cross-cultural statistical analysis shows that the more the subject stands out in a language, the more the society is inclined towards individualism.

Over the last five hundred years, countries endowed with northwestern European languages have been ahead of all other countries both in terms of socioeconomic development and individualism. Their head start in the modernisation process was accompanied by a cultural peculiarity I call »subjectivism«, i.e., the internalized rule of reason, which is mirrored and fostered linguistically by the obligatory overt subject. After its emergence in the fifteenth century and grammaticalization around the year 1700, the northwestern European obligatory subject has come to link the predication of every well-formed sentence with the surrounding discourse, vesting an abstract authority in reason which is superior to any author's own personal or official authority. Modern governance institutions such as the rule of law, national democracy, and the market economy inherently rely on the human subject's recognition of this abstract superior moral authority.

Matthias Meyer-Schwarzenberger

Grammatik und Sozialkapital

Sprachliche Relativität in Wirtschaft
und Gesellschaft

Für Winston

Inhalt

<i>Verzeichnis der Abbildungen</i>	vii
<i>Verzeichnis der Tabellen</i>	ix
<i>Vorwort</i>	xi
1 Einleitung	
Der Satzbau – Grundgerüst der politischen Moderne?	I
2 Sozialkapital	
Gemeinsinn als Ressource der politischen Ökonomie.....	23
INDIVIDUALISMUS	
3 Das Subjekt im Satz	
Zehn Merkmale.....	59
4 Individualismus und Sozialkapital	
Sprachliche Relativität im Ländervergleich.....	99
SUBJEKTIVISMUS	
5 Das Subjekt im Diskurs	
Die Aufhebung des Subjekts.....	139
6 Das Andere Subjekt	
Sozialkapital im Dialekt?.....	183

7 Schlussfolgerungen

Grammatik als Gesellschaftsvertrag	229
<i>Anhang</i>	253
<i>Bibliographie</i>	269
<i>Lebenslauf und Selbständigkeitserklärung</i>	305

Verzeichnis der Abbildungen

1.1	Pronominales Subjekt in nationalen Sprachgemeinschaften ab fünf Millionen Sprechern.....	5
1.2	Neue Interpretation des obligatorischen Subjektpronomens (No-drop/»EPP«) im Zusammenhang mit Good Governance.....	16
3.1	Notker III. Labeo: »Wenn es regnet, werden die Bäume nass« (<i>De partibus logicae</i> , 11. Jh. St. Gallen).....	86
4.1	Verteilung der Indexvariablen SUPR10 bzw. SUPR5 (gerundet) sowie in 69 Mehrheitsprachen weltweit.....	103
4.2	Verteilung der Indexvariablen SUPR5 (gerundet) in den Mehrheitsprachen von 127 Ländern weltweit.....	105
4.3	<i>Individualism</i> und <i>Self-Expression Values</i> korrelieren mit der Indexvariablen SUPR5.....	118
4.4	<i>Self-Expression Values</i> und »Kulturkreis-Abweichungsfaktoren« korrelieren mit diversen Sprachstrukturmerkmalen.....	120
4.5	<i>Control of Corruption</i> und das generalisierte Vertrauen korrelieren mit <i>Self-Expression Values</i> und No-drop.....	130
4.6	<i>Control of Corruption</i> und das generalisierte Vertrauen korrelieren mit <i>Emancipative Values</i> und No-drop.....	131

4.7	Die vermeintliche Hauptkomponente der WVS-Items A165 und A035 (<i>Trust & Respect</i>) und No-drop	132
6.1	Die norditalienischen No-drop-Regionen erreichen ein höheres Bruttoregionalprodukt pro Kopf.....	211
6.2	SADS: Die Konstruktion »am Morgen kann es noch kalt sein« ohne Expletivsubjekt in schweizerdeutschen Dialekten.....	218
6.3	SADS: Die Konstruktion »als ich essen wollte« mit klitischem Subjektpronomen in schweizerdeutschen Dialekten	219
6.4	SADS: Die Konstruktion »da wird es gearbeitet« mit Expletivsubjekt in schweizerdeutschen Dialekten	220
6.5	SADS: Daten von 28 Erhebungspunkten können mit sozialwissenschaftlichen Umfragedaten in Bezug gesetzt werden	221

Verzeichnis der Tabellen

1.1	Zwei Dimensionen: Satztopik-Grammatikalisierung und No-drop.	14
3.1	Einzelkriterien der Indexvariablen SUPR5 (WALS)	94
3.2	Einzelkriterien der Indexvariablen SUPR5 (APiCS)	96
4.1	Regression <i>Self-Expression Values</i> auf SUPR5	119
4.2	Regression <i>Control of Corruption</i> , No-drop als Interaktionsterm	128
4.3	Regression <i>Control of Corruption</i> , No-drop als Dummy-Variable	129
5.1	Verbdeklination in einigen Dialekten Norditaliens	146
6.1	Regression: Kulturelles Sozialkapital in Italien.....	208
6.2	Regression: Kulturelles und strukturelles Sozialkapital in Italien.....	213

Vorwort und Dank

Überschreitet ein Wissenschaftler die Grenzen seiner Disziplin, so sagt man, seine Expedition habe explorativen Charakter. Das ist an sich nichts Ungewöhnliches. Problematisch kann es allerdings werden, wenn er dabei das Terrain einer fremden Disziplin betritt: bemüht sich der Fremdling dort um Resultate, so wird er leicht der Wilderei bezichtigt – kehrte er aber mit leeren Händen in die Heimat zurück, so würde sein Reisebericht dort kaum ernstgenommen. Wie ist diesem Dilemma zu begegnen?

Ein erster Lösungsansatz kann darin bestehen, ein Forschungsdesign zu entwickeln, das auf einer strikt theoriegeleiteten Hypothesenbildung basiert. Diesem Prinzip versucht die hier vorgelegte Studie zu folgen: an erster Stelle steht die Formulierung einer theoretisch belastbaren und empirisch flexiblen Theorie, die sich kritisch an die Sozialkapitaldebatte anlehnt und diese mit Erkenntnissen der Sprachwissenschaft in Verbindung bringt. Unterstützend wird sie mit Themenblöcken fundiert, die der Modernisierungstheorie, anderen Bereichen der Soziologie und der Ideengeschichte entnommen sind.

Fundieren und Unterstützen, Anlehnen und Verbinden, Belastbarkeit und Flexibilität: ganz offenkundig ist hier von Brückenbau die Rede – angefangen von der Suche nach einem geeigneten Standort über den Aufbau eines tragfähigen Gerüsts bis hin zum Einsetzen der Elemente, die von beiden Seiten her zur Verfügung gestellt werden. Nicht beutereich heimzukehren war das Ziel, sondern einen Zugang zu schaffen: in diesem Sinne versteht sich diese Arbeit als interdisziplinär.

Ein zweiter, unverzichtbarer Ansatz zur Legitimation des Reiseberichts besteht im Austausch mit den Ortskundigen – besonders solchen, die auch angesichts von wechselnden Untiefen und Strömungsverhältnissen akademischer Debatten nicht den Überblick verlieren. An erster Stelle ist Professor Iwar Werlen Dank dafür auszusprechen, dass er sich ohne jeden Vorbehalt zur Mitbetreuung des Projekts bereitfand; denselben Dank bin ich auch den Vertretern der Heimatdisziplin schuldig. Professor Daniele Caramani ermöglichte das Projekt institutionell und trug mit wenigen, aber treffsicheren Zwischenfragen dazu bei, dass entscheidende Aspekte klar herausgearbeitet wurden; Professor Christian Welzel gab mir durch die positive Aufnahme des Projekts den nötigen Schwung für die Schlussphase.

Hervorheben möchte ich, wieder seitens der Sprachwissenschaft, den wertvollen Austausch mit Lorenzo Filipponio und Cecilia Poletto; sozialwissenschaftlich fühle ich mich u.a. Roberto Foa verpflichtet, der mit einer gesunden Portion Skepsis zur Schärfung meiner Argumentation beigetragen hat. Elvira Glaser und Gabriela Bart möchte ich dafür danken, dass sie mir Zugang zur Dialektsyntax-Datenbank der Universität Zürich verschafften; auch Amir Licht, Robert Putnam und das Schweizer Kompetenzzentrum Sozialwissenschaften (FORS) stellten in verschiedenen Phasen des Projekts hilfreiche Datensätze zur Verfügung. Ihnen allen, vor allem aber den zahllosen Spezialisten, auf deren akribischen Vorarbeiten meine Untersuchung aufbaut, gebührt größter Respekt.

Den herzlichsten Dank muss ich freilich meiner lieben Kollegin Beatrice Eugster aussprechen, deren Optimismus mich überhaupt erst dazu ermuntern konnte, das Thema der »sprachlichen Relativität« aufzugreifen. Im ausschlaggebenden Pausengespräch kannte ich diesen Terminus noch gar nicht! Heute muss ich anerkennen, dass die vorliegende Arbeit ein Produkt dessen ist, um das es auch inhaltlich geht: ein Produkt des sogenannten »brückenbildenden« Sozialkapitals.

Dies alles bleibt in guter Erinnerung. Nicht möglich gewesen wäre aber die Fertigstellung dieser Arbeit, hätte es nicht auch seitens der Familie, die sich unterdessen vergrößert hat, viel Nachsicht und Unterstützung gegeben. Danke!

St. Gallen und Basel, im Sommer 2014

MMS

Einleitung

Der Satzbau – Grundgerüst der politischen Moderne?

In einem vergleichsweise kleinen Teil der Welt konnte das politische Projekt der westlichen Moderne so erfolgreich realisiert werden, dass seine tragenden Säulen kaum mehr der Stützung bedürfen. Markt und Demokratie stehen stabil, und die liberalen Regeln, nach denen Wirtschaft und Gesellschaft zusammenspielen, sind geübte Normalität geworden. Auf die gewaltsame Durchsetzung des staatlichen Gewaltmonopols und privater Eigentumsrechte kann weitgehend verzichtet werden; die einzelnen Bausteine des Regimes – Recht und Rechtsstaat, Kapitalismus, demokratische Legitimation – scheinen sich ebenso von selbst zu verstehen wie ihr gemeinsames, scheinbar einträchtiges Funktionieren im Verbund.¹

Warum ist das so? Wie konnte das liberale Projekt der Moderne hier so erfolgreich Fuß fassen, und wie erklärt sich andererseits, ganz entgegen dem universellen Anspruch dieses Projekts und trotz aller Bemühungen, weltweit westliche Rechts- und Demokratievorstellungen durchzusetzen, die beständige Diskrepanz zwischen den stabilen, erfolgreichen Industrienationen des »Westens« und jenen zahlreichen anderen Ländern, in denen der Staat sein Gewaltmonopol, Kapitaleigentümer ihr Vermögen und demokratisch legitimierte Regierungen ihren Herrschaftsanspruch unablässig gegen rivalisierende Kräfte verteidigen müssen?

Es könnte an der Sprache liegen. Den Anlass zu dieser These gibt eine Beobachtung, die sporadisch schon einige Beachtung gefunden hat, deren genauere Unter-

¹ Dabei ist doch zumindest das letztere bei gründlicher Betrachtung alles andere als selbstverständlich (vgl. Geuss, 2001).

suchung aber noch aussteht: Die modernen Sprachen europäischer Herkunft, die in den meisten erfolgreichen Industrienationen gesprochen werden, unterscheiden sich durch ihre Grammatik deutlich von der überwiegenden Mehrzahl der Sprachen weltweit.² Insbesondere gestatten sie kein »Nullsubjekt«: jeder Satz, auch ein Nebensatz, muss genau ein Subjekt enthalten. Natürlich steht diese Auffälligkeit nicht für sich allein, sie ist im Kontext anderer Sprachmerkmale zu sehen. Sie ist aber, so die hier vertretene These, vor allem auch im Kontext außersprachlicher, nämlich kultureller, sozioökonomischer und politischer Merkmale der betreffenden Sprachgemeinschaften zu sehen. Da könnten Zusammenhänge bestehen, die über ein zufälliges Zusammentreffen von Besonderheiten hinausgehen; es könnte sogar sein, dass von den sprachlichen Merkmalen, vermittelt durch soziale oder psychische Mechanismen, ein kausaler, und sei es nur ein bewahrender oder unterstützender Einfluss ausgeht, der für den Erfolg der westlichen Regimes mit verantwortlich ist. Diese Möglichkeit muss untersucht werden.

Wie erwähnt ist die vorliegende Studie nicht die erste, die die Koinzidenzen des Nullsubjekts thematisiert: die Idee ist der Literatur entnommen. Es erscheint daher sinnvoll, unsere Forschungsfrage und den Beitrag dieser Arbeit in Abgrenzung von dieser Literatur vorzustellen. Die Fragestellung ist im Kontext der »sprachlichen Relativität« zu anzusiedeln; der Beitrag dieser Arbeit wird aber letztlich ein Beitrag zur kulturvergleichenden Sozialkapital- und Modernisierungsforschung sein.

Subjektpronomen und die Frage der sprachlichen Relativität

Bevor wir näher auf die Möglichkeit eines Zusammenhangs zwischen Subjekt und Regime eingehen, muss einmal kurz umrissen werden, was unter den beiden Seiten dieser Relation jeweils zu verstehen ist. Beginnen wir mit der Subjektsetzung: In vielen Sprachen europäischer Herkunft muss jeder Satz, auch ein Nebensatz, genau ein Subjekt enthalten. Dies gilt beispielsweise für das Deutsche (vgl. die Beispiele (1:1a-b)). Zwar kann das Subjekt am Anfang eines Hauptsatzes unausgesprochen bleiben ((1:1c)). Diese Möglichkeit ist aber nicht mit einer eigentlichen Subjektaus-

² Östen Dahl (1990) beschreibt das Europäische (Singular!) gar als „exotische Sprache“ und bezieht sich dabei auf dieselben Sprachmerkmale, die hier von Belang sind; vgl. ähnlich Trudgill, 2011, S. 187. Inzwischen hat sich für »das Europäische« die von Benjamin Whorf (1956, S. 138) geprägte Bezeichnung »*Standard Average European*« (SAE) eingebürgert.

lassungserlaubnis zu verwechseln: sie betrifft nicht das Subjekt als solches, sondern ganz allgemein das »Topik«-Element,³ das satzinitial vor dem Verb steht. Auch ein Objekt und andere Konstituenten können an dieser Stelle unausgesprochen bleiben, und in diesem Fall darf das Subjekt nicht fehlen (vgl. (I:1d-e)).

(I:1) *Deutsch*

- a. Das habe *(ich) schon gesehen
- b. ...dass *(ich) das schon gesehen habe
- c. (Ich) habe schon gesehen
- d. (Das) habe *(ich) schon gesehen
- e. (Geraucht) habe *(ich) schon lang nich mehr

Anders als im Deutschen ist die Subjektauslassung in vielen anderen Sprachen erlaubt oder sogar zwingend vorgeschrieben, wenn das Subjekt nicht hervorgehoben werden soll. So erscheint die wortwörtliche Übertragung des ersten Beispielsatzes ins Italienische ((I:2a)) fragwürdig, weil die Verwendung eines Pronomens wie *io* ‚ich‘ im Italienischen zur Hervorhebung dient; die Satzaussage ist nicht dieselbe. Natürlich ist es auch im Italienischen möglich, unvollständige Sätze wie (I:2b) zu bilden. Entscheidend ist aber, dass ein korrekt gebildeter, semantisch neutraler, »unmarkierter« Hauptsatz wie (I:2c) ohne Subjekt auskommt.

(I:2) *Italienisch*

- a. #Io l' ho già visto
ich es habe schon gesehen
,Ich habe das/es schon gesehen.‘
- b. Già visto
schon gesehen
,Schon gesehen!‘

³ »Topik« ist Gegenstand der Aussage; bleibt die satzinitiale Topik-Position im Deutschen unbesetzt (Bsp. (I-1c-e)), so wird dies als analog zum Nullsubjekt als Null-Topik oder Topik-Auslassung (engl. *topic-drop*) bezeichnet (Fries, 1988, zitiert nach Molnár, 2012, S. 409).

- c. L' ho già visto
 es habe schon gesehen
 ‚Ich habe das/es schon gesehen.‘

Sprachen dieser Art werden als Nullsubjekt- oder Pro-drop-Sprachen bezeichnet. Ein erster Blick in den Weltatlas der Sprachstrukturen (*World Atlas of Language Structures*) (WALS) lässt erkennen, dass die weitaus meisten Sprachen weltweit diesem Typ angehören. Von den 711 Sprachen im WALS-Sample gehören 437 (61,5 %) dem Typ des Italienischen an, während nur 82 (11,5 %) dem Typ des Deutschen entsprechen.⁴ Auch unter den großen staatlichen Sprachgemeinschaften überwiegt bei weitem der italienische Typ (vgl. Abb. 1.1).

Bei dem Sprachstrukturmerkmal, das der Karte zugrunde liegt, geht es um die Frage, ob und wie das Subjekt eines Satzes, wenn es nicht »nominal« beim Namen genannt wird, statt dessen »pronominal« im Satz ausgedrückt werden muss. Entweder kann es wie im Deutschen durch ein vollwertiges Pronomen ersetzt werden, das an die Stelle des Subjekts treten muss. Es kann aber auch wie im Italienischen implizit durch Personalendung (Affix) des konjugierten Verbs repräsentiert werden. Eine dritte Möglichkeit besteht darin, das Subjekt als obligatorisches Pronomen, jedoch an anderer Stelle im Satz zu repräsentieren (so z.B. im Somalischen); in wieder anderen Sprachen lehnt sich das Subjekt in Form eines unbetonbaren »klitischen« Pronomens an andere Wörter an (so z.B. im Polnischen), und schließlich gibt es Sprachen wie z.B. Chinesisch, in denen optional ein Subjektpronomen verwendet werden kann, etwa um Missverständnissen vorzubeugen, ohne dass sich die Satzaussage ändert.

Die Verteilung der verschiedenen Typen auf der Weltkarte zeigt, dass die Möglichkeit der Subjektauslassung – sei es nach italienischem oder nach chinesischem Muster – sprachtypologisch als Normalfall anzusehen ist.⁵ Nur in Nordwesteuropa häufen sich auffällig viele Sprachen, die von der »Pro-drop«-Struktur mit Subjekt-

⁴ Die WALS-Karte *Expression of Pronominal Subjects* (Dryer, 2013b) kann online mit denselben Farben reproduziert werden, die in Abb. 1.1 zur Kennzeichnung der Merkmalsausprägungen verwendet werden: <http://wals.info/feature/101A?v1=c6f3&v2=cd00&v3=cf6f&v5=cff0&v6=cfc0&v4=c00d> (Zugriff am 22. Juli 2014).

⁵ Zu diesem Ergebnis gelangt auch bereits Gilligan (1987) mit einem Sample von 100 Sprachen.

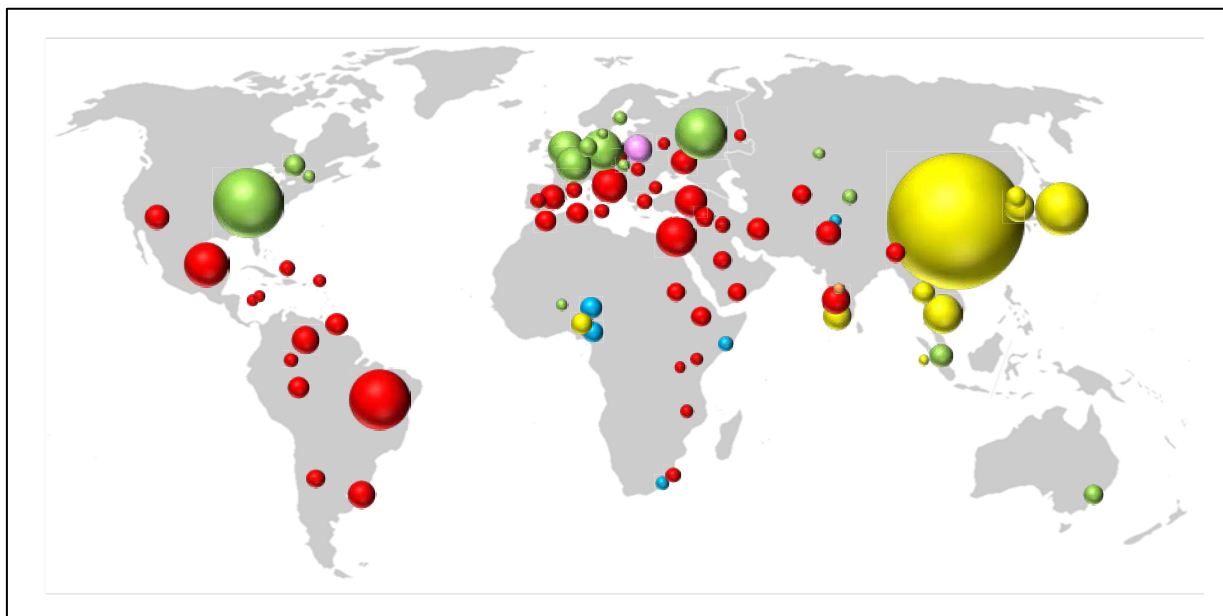


Abbildung 1.1. Pronominales Subjekt in nationalen Sprachgemeinschaften ab fünf Mio. Sprechern. Grün: obligatorisches, gelb: optionales Pronomen an Subjektposition, blau: Pronomen an anderer Stelle, rot: Affix am Verb, rosa: klitisches Pronomen (Polnisch), orange: Mischtyp (Lamani, Indien). Die Fläche jeder Blase entspricht der Bevölkerungsgröße eines Landes, in dem die betreffende Sprache mehrheitlich gesprochen wird.

Quelle: Eigene Darstellung basierend auf Dryer, 2013b (WALS-Merkmal 101A) sowie Lewis, Simons und Fennig, 2013 (*The Ethnologue*).

auslassung zur »No-drop«-Grammatik mit Subjektpronomen übergegangen sind. Dass der seltenere Sprachtyp hier so zahlreich, scheinbar ausnahmslos⁶ auf einem geografisch eng umrissenen Gebiet anzutreffen ist, wird dem Vorhandensein eines europäischen »Sprachbundes« zugeschrieben: durch Sprachkontakt, d.h. durch gegenseitige Beeinflussung, haben die benachbarten Sprachen Europas zahlreiche Gemeinsamkeiten herausgebildet – darunter auch die No-drop-Eigenschaft.⁷

Würde man nun davon ausgehen, dass die Strukturen der Sprache ein in sich geschlossenes System bilden, dessen Entwicklung nur den immanenten »Gesetzen«

⁶ Diesen Anschein erweckt zumindest der Weltatlas der Sprachstrukturen (WALS), der oft dafür kritisiert wird, dass er über dialektale bzw. »substandardsprachliche« Abweichungen von der Schulgrammatik wenig Aufschluss gibt. Tatsächlich sind viele Dialekte zwar als Datensatz im Atlas enthalten, diese Datensätze sind aber größtenteils leer, weil die Dialekte in den Samples der einzelnen Kapitel fehlen. Wie trügerisch der Anschein des flächendeckenden No-drop in Europa ist, wird die differenzierte Betrachtung dieses Merkmals zeigen (vgl. u. Kap. 5, 6).

⁷ Einschlägig zum europäischen Sprachbund (SAE) Haspelmath, 2001 (vgl. u. Kap. 3, 5).

des Sprachwandels unterliegt, so müsste man die sprachtypologische Sonderstellung der westlichen Industrienationen einfach auf den zufälligen Umstand zurückführen, dass in Europa zur Zeit der Modernisierung Sprachen mit obligatorischen Subjektpronomen gesprochen wurden. Dies erscheint gar nicht so außergewöhnlich, wenn man bedenkt, dass die »Lebenskurve« von Pronomen grundsätzlich zyklisch verläuft.⁸ Naheliegender erscheint z.B. die Vermutung, dass relativ kurz vor der Modernisierung, etwa im Zuge der Völkerwanderung und im römischen Reich, viele Sprachkontaktsituationen bestanden und viel Fremdsprachenerwerb stattfand, was zu einer »Kreolisierung« der europäischen Sprachen und zur häufigen Verwendung von Subjektpronomen geführt haben mag.⁹ Durch die spätere Standardisierung dieser Sprachen im Nationalstaat, Einführung der Schulpflicht usw. wurde dieser Zustand zementiert, der natürliche Fortgang des Sprachwandels unterbrochen, und die Rückkehr zur Pro-drop-Grammatik verhindert.¹⁰ Eine der betroffenen Sprachen, das Englische, war zu diesem Zeitpunkt bereits nach Nordamerika, Australien und Neuseeland ausgeführt worden, so dass die weitere Entwicklung hin zur Aufklärung, Nationalisierung und Industrialisierung bereits in einem globalisierten kreoloiden Sprachraum europäischer Prägung vor sich ging. Die heutige Koinzidenz von No-drop und Moderne wäre dann nichts weiter als ein eindrucksvolles Beispiel für pfadabhängige Entwicklung;¹¹ im übrigen erschiene sie recht belanglos, denn ein eigentlicher Kausalzusammenhang zwischen No-drop und Moderne würde nicht vorliegen.

⁸ Vgl. Wratil und Gallmann, 2011; Wratil, 2011; Ariel, 2000, S. 197 ff.; Corbett, 2006, S. 264. Die Pronomen werden im Laufe der Zeit zu Verb-Anhängseln reduziert und sind irgendwann gar nicht mehr als eigenständige Worte erkennbar (Beispiel: *gehst du* → *gehste*, vgl. Fleischer 2011, S. 210 f.).

⁹ Vgl. Trudgill, 2011, S. 182 ff.; McWhorter, 2011. Kreolsprachen entstehen, wenn eine nachkommende Sprechergeneration eine Sprachvarietät als Muttersprache erlernt, die erst kurz zuvor aus den grammatisch defizitären Verständigungsversuchen von Fremdsprachenlernern hervorgegangen ist. Kreolsprachen tragen i.d.R. keine Personalendungen am Verb und drücken die Person deswegen obligatorisch durch Pronomen aus; inzwischen sind allerdings auch Kreolsprachen mit Nullsubjekt bekannt geworden, deren genauere Untersuchung noch aussteht (vgl. Bartens, 2013).

¹⁰ Tatsächlich kann man anhand von einigen europäischen Substandardvarietäten zeigen, dass die natürliche Sprachentwicklung zum Abbau der Pronomen zurückführt (vgl. Kap. 5, Bsp. (5:3) sowie die dortigen Anm. 43, 89).

¹¹ Zum Konzept der Pfadabhängigkeit vgl. Pierson, 2000, 2004; Greener, 2005.

Was aber, wenn die Struktur der Sprache kein in sich geschlossenes System ist, sondern zusammen mit anderen Aspekten des menschlichen Lebens ein integratives, gewissermaßen Sinn-volles Ganzes bildet?¹² Wie erklärt sich die Entstehung von obligatorischen Subjektpronomen, wenn der Sprachwandel, der dahin geführt hat, nicht bloß auf eine kreoloide »Vereinfachung« der Sprache zurückgeht, sondern durch tiefere kognitive und soziale Faktoren bestimmt wird?¹³ Und wenn nun Grammatik, Kultur und die gesellschaftliche Entwicklung miteinander verknüpft sind: Ist es nicht denkbar, dass die obligatorisch gewordenen Subjektpronomen ihrerseits auf die Sphären des Kulturellen und des Sozialen zurückwirken? Könnte es demnach sogar sein, dass ein Effekt von »sprachlicher Relativität«¹⁴ vorliegt, der zur Folge hätte, dass die Sprecher von No-drop-Sprachen irgendwie »bessere« Demokraten, »bessere« Bürokraten, »bessere« Kapitalisten sind als die Sprecher von Pro-drop-Sprachen?

Es könnte sein. Zwar war die »Hypothese der sprachlichen Relativität«¹⁵ unter Sprachwissenschaftlern lange umstritten.¹⁶ Etwa um das Jahr 1990 ist aber ein neues, wohlwollendes Interesse an der sprachlichen Relativität aufgekeimt, was u.a. dem Fortschritt der Kognitionswissenschaft zu verdanken ist.¹⁷ Noch in der Anfangsphase dieser Wendezeit unternahmen der Linguist Peter Mühlhäusler und der

¹² Überzeugende Argumente hierfür liefert z.B. Enfield (2000); ähnlich Bickel (2000, S. 185), Slobin (2003, S. 181) sowie bereits Hill und Mannheim (1992, S. 382).

¹³ So vertritt z.B. William Croft (2000) die Ansicht, Neuerungen in der Sprachstruktur seien einzig auf soziale Faktoren zurückzuführen; kritisch dazu Bisang (2010, S. 423 f.).

¹⁴ Sprachliche Relativität ist gegeben, wenn die „Sprache(n), die ein Individuum als Teil einer Sprachgemeinschaft erworben und gelernt hat, die Art und Weise beeinflussen, wie die Welt von diesem Individuum als Wirklichkeit interpretiert wird“ (Werlen, 2002, S. 28). Der Terminus geht auf Whorf (2012) [1956] zurück und versteht sich in Analogie zum Relativitätsprinzip der modernen Physik (vgl. hierzu Lee, 2000, S. 45). Einführend zur sprachlichen Relativität Werlen, 2002; Pedersen, 2007; Mueller-Liu, 2009. Eine allgemeine Diskussion der Zusammenhänge, die der sprachlichen Relativität zugrundeliegen, erfolgt im ersten Abschnitt des sechsten Kapitels; vgl. auch die einleitenden Bemerkungen des vierten Kapitels.

¹⁵ Die Frage der sprachlichen Relativität wird oft unter dem Titel »Sapir-Whorf-Hypothese« angesprochen, obwohl Benjamin Lee Whorf, ähnlich wie sein Lehrer Sapir, seine Gedanken zur sprachlichen Relativität nie in Form einer Hypothese, sondern als Prinzip formulierte (Werlen, 2002, S. 239). Immerhin formulierte er in Frageform (vgl. Kap. 6, Anm. 3 u. Blockzitat).

¹⁶ Die Kontroverse hält auch heute noch an, auch wenn die Gegner inzwischen in der Unterzahl zu sein scheinen (vgl. Kap. 6, Anm. 4).

¹⁷ Vgl. Werlen, 2002, S. 31 ff.; Leavitt, 2011, S. 203 ff.; wegweisend Lucy, 1992, sowie Gumperz und Levinson, 1996.

Psychologe Rom Harré gemeinsam den Versuch, Unterschiede zwischen den Pronominalsystemen verschiedener Sprachen mit Unterschieden zwischen außersprachlichen Kulturmerkmalen in Zusammenhang zu bringen. In ihrer anthropologisch und philosophisch tief fundierten Studie, die auch Aspekte der politischen Philosophie mit in den Blick nimmt,¹⁸ spielt das Subjektpronomen, illustriert am Englischen, eine zentrale Rolle: Mühlhäusler und Harré interpretieren das Subjektpronomen als »bedeutsam« (*indexing*) im Sinne einer zweifachen Verortung des Individuums im Diskurs, nämlich einer physischen Verortung in Raum und Zeit nebst einer moralischen Verortung im Raum der sozialen Beziehungen.¹⁹ Der strukturelle Unterschied zwischen No-drop- und Nullsubjektsprachen wird bei Mühlhäusler und Harré zwar kaum thematisiert; die empirische Frage, ob und wie er sich auswirkt, ist damit aber gestellt.

Überraschend wenig ist seither zur Beantwortung dieser Frage unternommen worden. Im *Journal of Cross-Cultural Psychology* erscheint 1998 ein Beitrag, der den Zusammenhang zwischen Pronomenauslassung (*pronoun drop*) und dem »Individualismus«²⁰ empirisch ins Auge fasst: Yoshihisa und Emiko S. Kashima vermuten, die Verwendung von Subjektpronomen sei mit einer psychologischen Differenzierung zwischen Subjekt und Sprechsituation, einer »Dekontextualisierung« des Individuums verbunden. Zur Gewohnheit geworden, schlage sich dies in der Kultur als »Individualismus« nieder. Wie Mühlhäusler und Harré beziehen sich auch Kashima und Kashima bei der Begründung ihrer Hypothese nicht auf die Sprachstruktur selbst, sondern auf die »indexikalische« Funktion der Pronomen: nicht der Satzbau, nicht die Regeln der Grammatik, sondern der durch sie bedingte häufige Gebrauch von Pronomen wie *ich* und *du* in den No-drop-Sprachen führe

¹⁸ Treffend erörtern Mühlhäusler und Harré (1990, S. 102 f., 118 f.), wie die moderne Konzeption des Individuums namentlich bei John Locke mit den politischen Themen und Neuerungen der Neuzeit verknüpft ist.

¹⁹ Mühlhäusler und Harré, 1990, S. 91 ff. „The same person must be indexed twice, once as the indexical referent of the act of speaking and once as the indexical referent of the point of view from which the opinion, description, warning, etc. [...] is expressed“ (S. 97). Die beiden Autoren beziehen sich übrigens nur auf die ersten beiden Personen des Verbalparadigmas (Sprecher/Hörer), da die dritte Person eine ganz andere, referentielle Funktion habe, die im hier gemeinten Sinne nicht von »Bedeutung« sei (vgl. a.a.O., S. 35); wir werden dem widersprechen, denn gerade die (ko-) referentielle Funktion ist für das No-drop-Subjekt entscheidend.

²⁰ Gemessen am Index *IDV* (»Individualismus«) des Wirtschaftspsychologen Geert Hofstede sowie einigen weiteren, ähnlichen Indizes aus der kulturvergleichenden Forschung (vgl. Kap. 4).

zu einer stärkeren »Objektivierung« der Person im Geiste des Sprechers. Als letzte Ursache der Gewöhnung ans Pronomen gilt Kashima und Kashima (1998) freilich die Sprachstruktur: im Falle der No-drop-Sprachen stehe das Individuum stärker im Zentrum der Aufmerksamkeit, weil das Subjekt in solchen Sprachen das »prominenteste« Satzglied sei.²¹

Ganz im Sinne der sprachlichen Relativität gehen Kashima und Kashima davon aus, dass die beobachtete Korrelation zwischen No-drop und Individualismus auf einem Kausalbezug beruht, der von den Sprachstrukturen über die Kognition zur Kultur verläuft.²² Auf die umgekehrte, kaum weniger plausible Möglichkeit, dass die No-drop-Eigenschaft selbst durch einen Sprachwandel zustande gekommen sein könnte, der seinerseits auf besonders ausgeprägten Individualismus zurückzuführen wäre, gehen die beiden Autoren ebenso wenig ein wie auf die Tatsache, dass in ihrem weltumspannenden Sample von 71 Ländern nicht weniger als sieben englischsprachige Länder enthalten sind. Wiederum drängt sich die Frage auf, ob Pfadabhängigkeiten für den beobachteten Zusammenhang verantwortlich sind: unter den Sprachen, die Kashima und Kashima als No-drop kodieren, finden sich nur zwei von nichteuropäischer Herkunft!²³

Ungeachtet dieser Problematik haben die No-drop-Daten von Kashima und Kashima dankbare Abnehmer gefunden.²⁴ In einer Reihe von Beiträgen haben verschiedene Autoren versucht, die No-drop-Variable als Instrumentvariable zu verwenden,²⁵ mit deren Hilfe sich belegen lässt, dass »individualistische« Gesellschaf-

²¹ „This is because the subject of an English sentence usually is the most prominent entity (Langacker, 1991, pp. 330–355).“ (Kashima und Kashima, 1998, S. 465 f.; auf das zitierte Werk Ronald Langackers (2002 [1991]) werden wir ebenfalls ausführlich Bezugnehmen).

²² In einem späteren Beitrag bekräftigen die Autoren diese Interpretation (Kashima und Kashima, 2003).

²³ Diese beiden Sprachen, Dagbani und Hausa, gelten gemäß Kashimas und Kashimas Kodierung als Landessprachen von Ghana und Nigeria; auf die sprachliche Fragmentierung dieser Länder wird nicht eingegangen. Übrigens rangiert Nigeria, gemessen an Hofstedes Individualismus-Index *IDV*, im untersten Quartil, was unmittelbar gegen die These der Autoren spricht, und Ghana fällt mangels Daten aus ihrer Analyse heraus.

²⁴ Licht, Goldschmidt und Schwartz, 2007; Klasing, 2008; Tabellini, 2008a; Bjørnskov, 2011; Wahl, 2012.

²⁵ Als Instrumentvariable wird im zweistufigen Regressionsverfahren eine Variable bezeichnet, die mit dem erklärenden (exogenen) Faktor einer hypothetischen Ursache-Wirkungsbeziehung korreliert, von der erklärten (endogenen) Variable aber annahmegemäß unabhängig ist.

ten in vielerlei Hinsicht besser funktionieren als weniger individualistische Gesellschaften.²⁶ Der von Kashima und Kashima (1998) unterstellte Zusammenhang zwischen No-drop und Individualismus ist dabei kaum einmal hinterfragt worden, obwohl sich zumindest einer der beteiligten Wissenschaftler, seines Zeichens Präsident der *European Economic Association*, kreativ genug zeigt, die hypothetische Richtung der Kausalität kurzerhand umzudrehen: wo Kashima und Kashima, kritiklos zitiert, einen kognitiven Mechanismus am Werk sahen – die Sprache beeinflusst das Denken! –, da postuliert Guido Tabellini (2008a) einen Sprachwandel irgendwo im Dunkel der Vergangenheit: Das Denken beeinflusse die Sprache. Im gleichen Atemzug behauptet Tabellini (entgegen Kashima und Kashima), die Sprache übe keinen direkten Einfluss auf das Verhalten der Menschen aus;²⁷ so wird die Möglichkeit der sprachlichen Relativität diskussionslos ausgeblendet, gleichzeitig aber jede Differenzierung zwischen ihr und dem erwarteten, mit Hilfe der Sprachvariablen zu belegenden Einfluss der Kultur methodologisch unmöglich gemacht.²⁸ Natürlich kommt Tabellini schließlich zum gewünschten Ergebnis: Bestimmte kulturell geprägte Werthaltungen, die für individualistische Kulturen charakteristisch sind, nämlich das »generalisierte Vertrauen« und die »generalisierte Moral«, scheinen signifikant zum Funktionieren von modernen politischen und ökonomischen Institutionen beizutragen.²⁹

Dabei spielt es praktisch keine Rolle, anhand welcher Indikatoren das Funktionieren der politischen und ökonomischen Institutionen beurteilt wird. Nicht nur untereinander, sondern auch mit den besagten Werthaltungen weisen alle einschlägigen Governance-Maße deutliche Korrelationen auf;³⁰ dasselbe gilt natürlich auch

²⁶ Licht, Goldschmidt und Schwarz sprechen statt von »Individualismus« vorzugsweise von der intellektuellen und affektiven »Autonomie« des Individuums. Sie meinen damit aber ausdrücklich dieselbe kulturelle Dimension (vgl. a.a.O., S. 661 f.).

²⁷ „[C]orrelated with the random evolution of ideas in the distant past, without also exerting a direct effect on current institutional outcomes, is language“ (Tabellini, 2008a, S. 273).

²⁸ „According to some linguists, the structure of language might have an independent causal effect on concept formation and hence on substantive cultural traits. But I don't need to enter this debate. [...] [L]anguage is a valid instrument in my setting if the distant traditions that are responsible for current linguistic rules are not correlated with other unobserved determinants of the current quality of government.“ (Tabellini, 2008a, S. 273)

²⁹ Mit dieser Einschätzung ist Tabellini nicht allein (vgl. Inglehart und Welzel, 2005, S. 144).

³⁰ Hierin ist Tabellini zuzustimmen, der in seiner *Presidential Address* die Korrelationskoeffizienten (auch unter Kontrolle des Pro-Kopf-Einkommens) von acht Indizes dieser Art anführt

für ihren Zusammenhang mit der Pronomenauslassung. Gemessen am Human Development Index (HDI) gehören z.B. die zwanzig höchstentwickelten Länder der Welt bis auf wenige Ausnahmen zur Gruppe der No-drop-Länder;³¹ mit ebenso großer Mehrheit gehören die zwanzig höchstplazierten Länder des Corruption Perceptions Index,³² wie auch die zwanzig höchstplazierten Länder auf dem Rechtsstaatlichkeitsindex der Weltbank (*Rule of Law*),³³ der No-drop-Gruppe an. Umgekehrt zählen praktisch alle Länder, in denen No-drop-Sprachen gesprochen werden, zu den »freien« Ländern laut *Freedom House*.³⁴ Die Liste der Indikatoren ließe sich ohne Erkenntnisgewinn beliebig verlängern.

Durch diese Beobachtungen und alles vorher Gesagte werden zwei ineinander verschachtelte Fragen aufgeworfen. Das grundlegende Problem und Thema dieser Arbeit ist, dass in den erfolgreichen und stabilen Industrienationen fast ausnahmslos No-drop-Sprachen gesprochen werden. Beruht dies auf einem Kausalzusammenhang, der tatsächlich mit No-drop zu tun hat, oder handelt es sich um einen Scheineffekt, der bloß auf die gemeinsame europäische Herkunft der betreffenden Sprachen und Völker zurückgeht?

Diese Frage kann erst dann beantwortet werden, wenn geklärt ist, welche Rolle dem Individualismus zukommt. Insbesondere muss untersucht werden, ob No-drop und Individualismus tatsächlich in der Weise zusammenhängen, wie es die zitierten Autoren unterstellen. Macht No-drop die Menschen zu »besseren« Individualisten? Das ist die zentrale Fragestellung dieser Arbeit.

(a.a.O., S. 263 f.). Unter ihnen befindet sich auch der Weltbank-Index *Control of Corruption* (Kaufmann et al., 2010), der in der vorliegenden Arbeit als Regressand dienen wird, weil er besonders gut geeignet ist, Gesetzestreue und »integres«, ehrliches Verhalten zu messen (Inglehart und Welzel, 2005, S. 193; vgl. ausf. Kap. 4). Entstehungshintergrund und Brauchbarkeit solcher Indikatoren diskutiert van de Walle, 2005.

³¹ Dieser Aussage liegen die HDI-Werte von 2011 zugrunde. Ausnahmen sind Südkorea (Koreanisch) und Hongkong (Kantonesisch).

³² Ausnahmen sind je nach Berichtsjahr Singapur (ca. ein Drittel der Bevölkerung ist englischer Muttersprache), Hongkong und Japan, neuerdings auch Chile und Uruguay.

³³ Weltbank, 2011. Ausnahme ist wiederum Singapur (siehe hierzu Anm. 33).

³⁴ Freedom House, 2011. Ausnahmen: Xinjiang (eine der reicheren Provinzen Chinas), Burkina Faso (in beiden Fällen wird die betreffende Sprache, Uigurisch bzw. Mòoré, nur von einem Teil der Bevölkerung gesprochen).

Beitrag und Vorgehensweise dieser Arbeit

Die Strategie, die zur Beantwortung dieser Frage gewählt werden soll, ergibt sich beinahe zwingend aus der folgenden Überlegung. Wenn das Regime der Moderne, gemessen an den genannten Indikatoren, in allen No-drop-Ländern besser und in allen Pro-drop-Ländern schlechter funktioniert; wenn aber der Unterschied zwischen No-drop und Pro-drop ineins fällt mit dem Unterschied zwischen westlichen Gesellschaften europäischer Prägung auf der einen und »nichtwestlichen« Gesellschaften auf der anderen Seite; dann kann niemals entschieden werden, welcher der beiden Unterschiede, No-drop oder die europäische Herkunft, nun wirklich den Ausschlag gibt. Grund dafür ist, dass Sprache und Herkunft dichotom konzipiert sind: so kann nicht geprüft werden, welche der beiden Variablen die beobachtete Varianz insgesamt besser erklärt.

Vorrangiges Ziel wird es also sein, eine der beiden Variablen – und zwar die Grammatikvariable – dahingehend auszudifferenzieren, dass ihr Einfluss genauer spezifiziert werden kann. Zwar könnte man alternativ auch versuchen, die Variable der europäischen Herkunft einer genaueren Analyse zuzuführen; grundsätzlich ist ja davon auszugehen, dass auch sie nicht von Natur aus dichotom strukturiert ist. Gesellschaften können mehr oder weniger stark europäisch geprägt sein, schon allein weil die Zusammensetzung der Bevölkerung unterschiedlich ist.³⁵ Dies wirkt sich nicht nur auf die Kultur, sondern auch auf den Anteil von Sprechern europäischer Sprachen an der jeweiligen Landesbevölkerung aus.³⁶ Aus diesen und anderen Gründen kann die Autonomie des Individuums kulturell mehr oder weniger

³⁵ Zum Beispiel stammt die Bevölkerung Uruguays, Chiles und Argentiniens, verglichen mit den anderen Ländern Lateinamerikas, zu einem größeren Teil von spanischen und italienischen Immigranten ab (Inglehart und Welzel, 2005, S. 64 f.).

³⁶ Wahl (2012, S. 12, Anm. 19) weist darauf hin, dass in Paraguay mehrheitlich nicht Spanisch, sondern zu 78,8 % Guaraní gesprochen werde; auch Klasing (2008) und Tabellini (2008a) gehen auf das Problem der mehrsprachigen Länder ein. Wahl sieht sich schließlich veranlasst, die Eignung der No-drop-Variable grundsätzlich in Zweifel zu ziehen (a.a.O., S. 12 f., 17). Freilich wäre hierbei noch zu beachten, dass oft schon die einzelnen Sprecher mehrsprachig sind: so gibt es z.B. in Paraguay nur noch wenige Individuen, die ausschließlich Guaraní sprechen (Lewis et al. 2013). Für die No-drop-Variable dürfte dies alles freilich gar keine Rolle spielen, da Guaraní wie das Spanische dem italienischen Typ angehört (Dryer, 2013b).

stark ausgeprägt sein;³⁷ damit zusammenhängend kann auch in der Sprache, insbesondere in der Umgangs- oder Nähesprache, die Häufigkeit der Verwendung bzw. Auslassung von Subjektpronomen stark variieren, was keineswegs immer nur der No-drop-Grammatik geschuldet ist.³⁸ Alle diese Aspekte reichen aber nicht zur Beantwortung der oben gestellten Frage. Wenn die Hypothese der sprachlichen Relativität in der Tat so verstanden wird, dass zu klären ist, ob die Strukturen der Sprache, die grammatikalischen Regeln als solche, mit dem Verhalten der Menschen im Zusammenhang stehen; wenn zu klären ist, ob diejenigen Verhaltensweisen und Einstellungen, die über Erfolg und Misserfolg des modernen Regimes entscheiden, von der No-drop-Grammatik beeinflusst werden; dann führt letztlich kein Weg daran vorbei, das No-drop-Merkmal als solches auseinanderzuidividieren.

Dass dieser Ansatz interessante Erkenntnisse verspricht, zeigt sich bereits daran, dass in denjenigen Ländern, die nicht der No-drop-Gruppe angehören und gleichwohl relativ stabil und erfolgreich sind, häufig Sprachen vom Typ des Chinesischen gesprochen werden. Im Gegensatz zu den »subjektprominenten« Sprachen des Westens, unter denen die No-drop-Sprachen mit ihrem obligatorischen Subjekt besonders hervorstechen, handelt es sich beim Chinesischen und seinen Artgenossen um sogenannte »topikprominente« Sprachen, die besonders zahlreich im Fernen Osten anzutreffen sind:³⁹ ihr Satzbau orientiert sich nicht in erster Linie an der formalen Beziehung zwischen Satzsubjekt und Prädikat, sondern an der semantischen Unterscheidung von Topik (Gegenstand der Aussage) und Kommentar (Inhalt der Aussage).

Nun muss man berücksichtigen, dass Subjekt und Topik einander nicht unähnlich sind:⁴⁰ die syntaktische Kategorie des Subjekts kann als grammatikalisierte,

³⁷ So auch bereits Mühlhäusler und Harré (1990, S. 114).

³⁸ Vgl. z.B. die obigen Beispielsätze (1:1c-e); wesentlich häufiger tritt die Pronomenauslassung, die für die Nähesprache des Deutschen durchaus typisch ist, in der 2. Person Singular auf. Dass die Häufigkeit der Pronomensetzung selbst innerhalb einer Sprache abhängig vom Individualismus variieren kann, diskutieren Twenge, Campbell und Gentile (2013) am Beispiel der US-Literatur seit 1960. Umgekehrt zeigen Na und Choi (2009), dass eine individualistische Geisteshaltung mit der Bevorzugung von Singular- vor Pluralpronomen einhergeht.

³⁹ Klassisch Li und Thompson, 1976; zum Chinesischen vgl. Badan und del Gobbo, 2010.

⁴⁰ Vgl. Langacker, 2009, S. 252 f. und die dort angegebene Literatur, sowie u. Kap. 3, Anm. 31.

Tabelle 1.1. *No-drop und Satztopik-Grammatikalisierung sind zwei verschiedene, wenn auch nicht voneinander unabhängige Merkmale der Sprachstruktur.*

	—————> Satztopik-Grammatikalisierung <—————		
	Keine	Topikprominenz	Subjektprominenz
No-drop	—	—	Nordwesteuropa und englisch- sprachige Länder
Pro-drop	Indigen-Amerika, Philippinen, Kaukasus, etc.	Fernost, z.B. China	Südeuropa, Japan ^a , Korea ^a

^a Nach Li und Thompson (1976, S. 460) gelten Japanisch und Koreanisch als sowohl subjekt- als auch topikprominente Sprachen.

gleichsam ins Regelhafte gesteigerte Form eines Satztopiks verstanden werden,⁴¹ so dass man die erwähnten Sprachtypen unmittelbar in eine Rangordnung bringen kann. Auf einer dreistufigen Skala der »Satztopik-Grammatikalisierung« würden zuoberst die subjektprominenten No-drop-Sprachen des globalisierten Westens stehen, gefolgt von den topikprominenten Sprachen des Fernen Ostens (Mitte); an dritter Stelle (links) rangieren die übrigen Sprachen der Welt. In Tabelle 1.1 ist die Rangordnung horizontal abgebildet.

Der erste, richtungsweisende Schritt zur Ausdifferenzierung der Sprachvariablen ist damit bereits geschehen – wobei aber anzumerken ist, dass das Merkmal der »Satztopik-Grammatikalisierung« weder konzeptuell noch empirisch mit No-drop deckungsgleich ist. Subjektprominente Sprachen können No-drop- oder Pro-drop-Sprachen sein (vgl. Tab. 1.1, dritte Spalte); insofern müsste noch ein vierter Typ deklariert werden, um die subjektprominenten Pro-drop-Sprachen zu erfassen. In der Rangordnung wäre dieser zusätzliche Typ wohl an zweiter Stelle gleich hinter den No-drop-Sprachen anzusiedeln. Verzichtet man aber auf eine solche Zusammenführung der beiden Merkmale und betrachtet sie statt dessen als einzelne Variablen, so wird man zu einer viel wertvolleren Einsicht gelangen: Unter Berück-

⁴¹ Li und Thompson, 1975 sowie 1976, S. 484 f.; Lehmann, 1976; Comrie, 1988, S. 277; Mithun, 1991; Shibatani, 1991.

sichtigung der »Satztopik-Grammatikalisierung« wird sich herausstellen, dass der Zusammenhang zwischen No-drop und dem Individualismus etwas komplexer ist als bisher angenommen.

Der Gegensatz zwischen der bisherigen No-drop-Interpretation und der These der vorliegenden Arbeit lässt sich am besten grafisch veranschaulichen (vgl. ums. Abb. 1.2). In der bisherigen Literatur (linkes Schaubild) wird No-drop (NODR) nicht eigentlich als Einflussfaktor angesehen, sondern als Indikator, der auf einen tief in der Kultur verwurzelten Individualismus (INDV) hindeutet. Über den Hintergrund dieser Korrelation wurden, wie erwähnt, sehr unterschiedliche Annahmen getroffen; aber eigentlich ist es ganz belanglos, ob die Kausalität nun von der Sprache zum Individualismus (Kashima und Kashima) oder vom Individualismus zur Sprache (Tabellini) verläuft, denn mit der eigentlichen Ursache des Erfolgs der liberalen politischen und ökonomischen Institutionen, kurz »Good Governance« (GDG), hat dies – wenn man der Literatur Glauben schenken darf – gar nichts zu tun. Ausschlaggebend für »Good Governance« ist vielmehr, z.B. laut Tabellini, die »generalisierte Moralität«⁴²: ein moralischer Universalismus, der angeblich auf gegenseitigem Vertrauen und Respekt beruht. Wer seinen Nächsten respektiert, so Tabellini, der respektiert auch das Gesetz,⁴³ und zur Quantifizierung dieser Geisteshaltung kann ein Indikator namens *Trust & Respect* (T&R) verwendet werden, der auf Umfragedaten des *World Values Survey* basiert.

Eines der Items, die in diesen Indikator einfließen, ist das »generalisierte Vertrauen«, d.h. die durchschnittliche Antwort auf die Frage, ob man den meisten Menschen im allgemeinen vertrauen kann, oder ob man im Umgang mit anderen Menschen gar nicht vorsichtig genug sein kann.⁴⁴ Nun ist einschlägig bekannt, dass

⁴² „Generalized morality—the universal applicability of rules of just conduct—is connected with two ideas. First, the conviction that the individual is entitled to a set of basic rights that others should not violate. Second, the idea that we are all equal, in the limited sense that the same principles of justice should be applied equally towards everybody.“ (Tabellini, 2008a, S. 272)

⁴³ „Such norms are likely to induce reciprocal cooperation and to instill confidence and respect for abstract principles such as the rule of law, fundamental individual rights, or democratic procedures and checks and balances.“ (Tabellini, 2008a, S. 260)

⁴⁴ Dieses und einige weitere Items, die heute regelmäßig in Umfragen verwendet werden, gehen ursprünglich auf Morris Rosenberg (1956) zurück, der das »Vertrauen« als Prädiktor der politischen Einstellung beschrieb. Auch Eric Uslaner (2002, 2008, 2010) hat wiederholt darauf hingewiesen, dass die Variable eher eine moralische Grundeinstellung des Vertrauenswillens

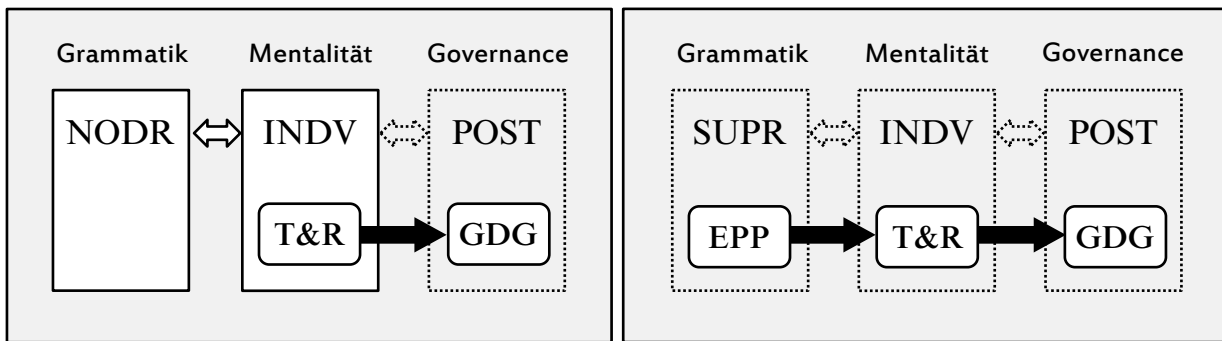


Abbildung 1.2. Links: bislang herrschende Vorstellung, rechts: neue Interpretation des obligatorischen Subjektpromens (No-drop/»EPP«) im Zusammenhang mit modernen politischen und ökonomischen Institutionen (Good Governance).

beim »generalisierten Vertrauen« gerade diejenigen Gesellschaften die höchsten Werte erzielen, die zum »Individualismus« tendieren;⁴⁵ T&R (oder zumindest das generalisierte Vertrauen) wird dementsprechend als integraler Bestandteil von INDV aufgefasst – und hierher rührt letztlich der indirekte Zusammenhang zwischen No-drop (NODR) und Good Governance (GDG).

Die vorliegende Studie wird zu einem anderen Ergebnis kommen. Im rechten Schaubild wird unmittelbar deutlich, wie sich die Differenzierung zwischen No-drop und der Subjektprominenz letztlich auswirken wird: zwar ist wie gehabt der moralische Universalismus (T&R) für das gute Funktionieren moderner Institutionen (GDG) ursächlich, er wird aber nicht mehr als integraler Bestandteil des Individualismus⁴⁶ (INDV) aufgefasst, sondern kausal auf No-drop (EPP)⁴⁶ zurückgeführt. Die These dieser Arbeit ist eine Hypothese der sprachlichen Relativität:⁴⁷ No-drop macht die Menschen zu »besseren« Individualisten.

(*moralistic trust*) als das tatsächliche Vertrauen in potentielle Interaktionspartner (*experience-based trust*) widerspiegelt (vgl. Kap. 2, Anm. 37, 66 u. begl. Text).

⁴⁵ Dies wird zum Teil durch kulturelle Traditionen und zum Teil durch einen Wertewandel erklärt, der seinerseits auf den Wohlstand postindustrieller Gesellschaften (POST) zurückgeführt werden kann (Inglehart und Welzel, 2005, S. 144 f.; vgl. u. Kap. 4).

⁴⁶ Die Abkürzung EPP steht für das »Erweiterte Projektionsprinzip« (Chomsky, 1982, S. 10), eine formale Syntaxregel, die gemeinsam mit weiteren »Parametern« der Grammatik für das No-drop-Phänomen verantwortlich gemacht wird (vgl. Kap. 5, Anm. 143, 146 u. begl. Text).

⁴⁷ Es wird hier tatsächlich eine »starke« Version der sprachlichen Relativität postuliert, die z.B. weit über die von Dan Slobin in seinen früheren Publikationen (z.B. Slobin, 1996) vorgeschlagene »Thinking for Speaking«-Hypothese hinausgeht. Übrigens hat sich auch Slobin später zu einem »echten« Relativismus bekannt (vgl. Slobin, 2000, S. 126 ff.).

Ausschlaggebend ist dabei allerdings nicht einfach nur No-drop im Sinne von Kashima und Kashima (1998) oder Dryer (2013b), sondern eine spezifische No-drop-Variante, die tatsächlich nur in den nordwesteuropäischen Sprachen vorkommt: es handelt sich um eine weitere Stufe der Subjekt-Grammatikalisierung, von der nicht nur Sätze mit referentiellem Subjekt, sondern grundsätzlich alle Sätze betroffen sind. In den Sprachen Nordwesteuropas müssen alle Sätze selbst dann ein Subjekt enthalten, wenn dieses Subjekt inhaltlich gar keine Bedeutung zu haben scheint; typische Konstruktionen mit bedeutungslosen Subjekten sind z.B. die Wetter- und Zeitausdrücke.

- (1:3) a. ...weil *(es) so kalt war
 b. ...because *(it) was raining
 c. ...parce qu' *(il) était trop tard

Scheinsubjekte dieser Art zeugen von einer besonderen strukturellen Beschaffenheit der betreffenden Sprachen, die es verlangt, dass in jedem Satz ein Subjekt steht und somit nicht nur die Satzaussage, sondern stets auch eine »subjektive« Perspektive zum Ausdruck kommt. Bei dieser Perspektive handelt es sich aber nicht um die individuelle Perspektive des Sprechers; vielmehr ist es der »Diskurs«, die Sprache selbst, die hier eine Perspektive, und zwar die universelle Perspektive des vermeintlich objektiven Urteils des Verstandes für sich in Anspruch nimmt.⁴⁸

Die Vereinnahmung der Sprecherperspektive durch die Sprache führt dazu, dass zwischen Sprecher und Hörer auf der kognitiven Ebene des Satzverständnisses ein gewisses Einvernehmen erzielt wird, weil beide dazu tendieren, die Perspektive der Sprache einzunehmen. Insbesondere unter Gleichberechtigten, d.h. in Demokratie und Marktwirtschaft, kann dies sehr positive Auswirkungen haben, weil die Menschen mit ihren Gesprächs-, Geschäfts-, Koalitionspartnern jene gemeinsame Sicht der Dinge zu entwickeln, die zur erfolgreichen Kooperation unabdingbar ist. Entscheidend ist dabei nicht, dass ein Partner die Ansicht des anderen annimmt; vielmehr müssen beide die vermeintlich universelle Perspektive des Verstandes ein-

⁴⁸ Ursprünglich bedeutet »Verstand« gar nichts anderes als Perspektive: der Begriff wird etymologisch auf das Ver|stehen, d.h. sich geistig auf den Standpunkt eines anderen Ver|stellen, zurückgeführt. Im heutigen Sinne (*Vernunft, Raison*) ist das Wort erstmals im 16. Jh. belegt (*Duden*, Bd. 7 (Etymologie), 1963, S. 741).

nehmen, ihre partikularen »Ansichten« zugunsten der singulären »Ein-Sicht« des Verstandes aufgeben. Beide Partner werden intuitiv davon ausgehen, dass es eine gemeinsame, eigentlich »objektive« Sicht der Dinge zumindest theoretisch geben müsste. In der Praxis kann und muss natürlich kontrovers darüber gestritten werden, ob bestimmte Argumente aus Sicht des Verstandes gültig sind, und zu welchen Schlussfolgerungen man gemeinsam kommen kann. Im Grundsatz aber sind Sprecher und Hörer zur »verständigen« Akzeptanz von vernünftigen Argumenten bereit, und intuitiv erwarten sie dasselbe auch von ihrem Gegenüber. Aus dieser Erwartung speist sich das »Vertrauen« und die hoffnungsvolle Bereitschaft zur Kooperation, die in den westlichen Ländern stärker ausgeprägt ist als in anderen Ländern.

Auch Kinder werden in den modernen westlichen Gesellschaften nicht primär zum Entwickeln besonders origineller Ansichten (Individualismus), sondern zur Einsicht in die Perspektive des Verstandes (Subjektivismus) erzogen – und genau dabei leistet die No-drop-Grammatik eine große Hilfe. Betroffen sind alle germanischen Sprachen, das Französische sowie traditionell die Dialekte Norditaliens; ob der Mechanismus auch in den Englisch- und Französisch-basierten Kreolsprachen der Neuen Welt wirksam ist, kann im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht geklärt werden. Andere Sprachen fördern das »Einverständnis« jedenfalls nicht in derselben Weise; dieses Manko schlägt sich im schlechteren Funktionieren freiheitlicher Regimes nieder.

Zur Erörterung dieser These verfahren die folgenden Kapitel wie folgt. Im zweiten Kapitel wird als theoretischer Ausgangs- und Bezugspunkt dieser Studie zunächst einmal ein Begriff eingeführt, von dem bis hierher noch gar keine Rede war: Sozialkapital. Wenn bestimmte kulturelle Gegebenheiten einen positiven Einfluss auf das Funktionieren von politischen und ökonomischen Institutionen haben, dann können sie – z.B. Tabellinis *Trust & Respect* – als Produktionsfaktoren verstanden werden, die zur »Produktion« von Good Governance beitragen. Von Kapital kann insbesondere dann gesprochen werden, wenn die betreffenden Gegebenheiten einen Prozess in Gang setzen, der Investitionen erfordert und im Ergebnis nicht nur Früchte, sondern kumulative Züge trägt. Die Rede vom Kapital ist hier also keineswegs metaphorisch gemeint: vielmehr wird die Auffassung vertreten, dass eine metaphorische Interpretation des Sozialkapitals am eigentlichen Wesen des Sozialkapitals vorbeigeht. Eine Rückbesinnung auf die ursprünglichen Inten-

tionen der Sozialkapitaldebatte wird zeigen, dass die Fragestellung dieser Arbeit, d.i. die empirische Frage nach dem Einfluss der Grammatik in der politischen Ökonomie, theoretisch als Frage nach dem Sozialkapital eingeordnet werden muss.

Inhaltlich führt uns das zweite Kapitel etwa bis auf den Stand der zitierten Literatur (vgl. o. Abb. 1.2, linkes Schaubild): am Ende des zweiten Kapitels sieht es ganz danach aus, als wäre tatsächlich der »Individualismus« für Good Governance verantwortlich, und wir fragen uns – nicht anders als die zitierten Autoren! –, ob sich der Individualismus wohl auch in der Sprache nachweisen lässt.

Dieser Nachweis soll nun allerdings etwas sorgfältiger geführt werden, als es in der bisherigen Literatur möglich war. Nicht bloß die Tendenz zur mehr oder weniger »häufigen« Auslassung von Pronomen soll im Mittelpunkt stehen, sondern die strukturellen Ursachen dieser Tendenz selbst: es geht um den grammatikalischen Tatbestand der Subjektivierung, durch die ein Subjekt im Satz überhaupt erst zum Subjekt wird. Gegenstand des dritten Kapitels ist die Vorstellung von zehn Sprachstrukturmerkmalen, an denen die Intensität dieser Subjektivierung, d.i. die Subjektprominenz, sprachübergreifend festgemacht werden kann. Aus diesen zehn Merkmalen wird ein Index gebildet (SUPR10 bzw. SUPR5), mit dessen Hilfe im folgenden vierten Kapitel die empirische Arbeit beginnen kann.

Zwei Hypothesen sind nun zu prüfen. Zum einen wird vermutet, dass die Subjektprominenz mit dem Individualismus verbunden ist; dies entspricht der Auffassung Kashimas und Kashimas und lässt sich anhand unserer SUPR-Variablen auch tatsächlich nachweisen. Die zweite Hypothese ist, dass der Individualismus im Sinne des Sozialkapitals zu einem »guten« Verhalten beiträgt; auch dies kann bestätigt werden, wobei als erklärte Zielvariable vorzugsweise das Weltbank-Maß der Korruptionsbekämpfung (*Control of corruption*)⁴⁹ herangezogen wird.

Dabei fällt allerdings auf, dass die Variable No-drop, die wir durch unseren Index der Subjektprominenz ersetzen wollten, zur Hintertüre wieder hereinkommt. No-drop leistet neben dem Individualismus noch einen zusätzlichen Beitrag zum »guten« Verhalten! Die Frage bleibt also weiterhin offen: Macht No-drop die Menschen zu »besseren« Individualisten, oder entsteht dieser Eindruck nur aufgrund von Pfadabhängigkeiten?

⁴⁹ Vgl. o. Anm. 30 sowie Kap. 4, Anm. 72.

Ähnlich wie in den beiden Kapiteln zuvor erscheint es sinnvoll, erst die sprachliche Seite des vermuteten Zusammenhangs zu betrachten, die dann mit außersprachlichen Beobachtungen in Bezug gesetzt werden soll. Im fünften Kapitel wird also die sprachhistorische Herkunft der No-drop-Eigenschaft unter die Lupe genommen; erschwert wird dieses Vorhaben durch die Tatsache, dass die heutigen No-drop-Sprachen auf sehr unterschiedliche Werdegänge zurückblicken, und dass die Sprachwissenschaft bislang noch keine einheitliche Theorie hervorgebracht hat, die diese Vielfalt erklären könnte. Wir müssen daher selbst eine historische Typologie entwickeln, an der sich die entscheidenden Entwicklungsschritte zum heutigen No-drop-Subjekt ablesen lassen. Am Ende des fünften Kapitels stellt sich heraus, dass das No-drop-Subjekt der »modernen« Sprachstufen (Neuhochdeutsch, Neufranzösisch, Neuenglisch usw.) die semantischen Bedeutungen seiner historischen Vorläuferstrukturen abgelegt hat: No-drop ist nurmehr als rein formales Kriterium der Grammatik anzusehen.

Im sechsten Kapitel wird jedoch argumentiert, dass auch eine solche, rein formale Satzbauregel durchaus einen interpretierbaren »Sinn« haben kann. Hätte sie keinen, so wäre sie wahrscheinlich gar nicht (muttersprachlich intuitiv) erlernbar. Die Bedeutung des No-drop-Subjekts lässt sich denn auch tatsächlich aus seiner Vorgeschichte ableiten, die im vorigen Kapitel erläutert wurde; jedoch handelt es sich nicht um eine konkrete Bedeutung, die einer bewussten Vorstellung »entsprechen« würde, so wie z.B. die Genus-Kategorie mit der Vorstellung verschiedener Geschlechter verbunden ist, sondern um eine abstrakte Bedeutung, die sich nur analytisch reflektieren lässt. No-drop repräsentiert die Autorität der Vernunft, der sich ein aufgeklärtes Individuum freiwillig unterwirft; es liegt auf der Hand, dass dieses Sprachmerkmal mit kulturspezifischen Verhaltensweisen verbunden ist, die sich positiv im Sinne des Sozialkapitals auf das Verhalten auswirken.

Interessante Testfälle für diese Theorie finden sich an der Grenze des No-drop-Sprachgebiets unmittelbar südlich und nördlich der Alpen. So sind in den Dialekten Norditaliens klitische Subjektpronomen anzutreffen, obwohl das Italienische als klassisches Beispiel einer Pro-drop-Sprache gilt; umgekehrt finden sich in den alemannischen Mundarten nördlich der Alpenpässe viele Subjektauslassungen, die im Standarddeutschen unzulässig wären. Hat die Dialektvariation innerhalb eines Landes dieselbe Sozialkapitalwirkung wie No-drop im Ländervergleich? Gibt die

historische Entwicklung der Dialekte Aufschluss über den Kausalzusammenhang zwischen Subjektivismus und Sozialkapital?

Aus dem soeben vorgezeichneten Gang der Argumentation ergeben sich einige Schlussfolgerungen, die im siebten Kapitel zusammengefasst werden. Empirisch-methodisch können die Sprachstrukturen als sehr aufschlussreiche Kulturvariable angesehen werden; inhaltlich scheinen sie gewissermaßen den herrschenden Gesellschaftsvertrag einer Sprachgemeinschaft (unter »modernen« Bedingungen) abzubilden. Die beiden verschachtelten Fragen, die oben aufgeworfen wurden, können beantwortet werden wie folgt: In der Tat scheint der Individualismus positiv mit »gutem« Verhalten zu korrelieren, No-drop darf aber nicht bloß als »Instrument« (Korrelat) dieses Individualismus‘ angesehen werden. Vielmehr ist No-drop sowohl historisch (phylogenetisch) als auch psychologisch (ontogenetisch) mit einer zweiten Kulturdimension, dem Subjektivismus, verbunden.

Dieser Subjektivismus, der sich auf die einschneidenden Erfahrungen der frühen Neuzeit zurückführen lässt, ist offenbar genau der ausschlaggebende Sozialkapitalfaktor, welchem die westlichen Gesellschaften ihre herausragende Effizienz und ihren Vorsprung gegenüber dem Rest der Welt zu verdanken haben. In der genetischen Soziologie ist diese Kulturdimension natürlich längst bekannt: Weber spricht von einer protestantischen Ethik, Elias von *civilisation*, Bourdieu vom staatlichen Diskursfeld des »Offiziellen« und vom »Großen Anderen«. Die vorliegende Arbeit will zeigen, dass die historische Entstehung und Entwicklung dieses Phänomens in Europa mit der Herausbildung ganz bestimmter Sprachstrukturmerkmale einherging; diese haben selbst »kausal« an der (Re-) Produktion dieser Kultur mitgewirkt und bieten dem Wissenschaftler eine sehr interessante Möglichkeit, die kulturelle Dimension des Subjektivismus‘ und ihre Verschränktheit mit anderen Aspekten der soziokulturellen Entwicklung empirisch und theoretisch zu analysieren.

Sozialkapital

Gemeinsinn als Ressource der politischen Ökonomie

Die Steilkarriere des Begriffs »Sozialkapital«¹ seit Anfang der 1990er Jahre ist oft kommentiert worden.² Ebenso häufig ist darauf hingewiesen worden, dass die zunehmende Verbreitung der Rede vom Sozialkapital zugleich mit einer Verbreiterung des Begriffsinhalts verbunden war: kein einheitliches Konzept entspricht dem Terminus, sondern ein breiter, manchmal auf Kosten der Tiefe gehender Konsens darüber, dass ein neues Wort gebraucht wurde, um neuen Interessen und Überlegungen vieler Wissenschaftler Ausdruck zu verleihen. Dabei waren die Themen, die unter dem Titel des Sozialkapitals angesprochen wurden, so vielfältig, und die einzelnen Autoren so sehr darum bemüht, an unterschiedliche Theorietraditionen Anschluss zu finden, dass man das Neue und Gemeinsame bald aus den Augen verlieren konnte. Selbst unter Nobelpreisträgern war keine Einigkeit über die Daseinsberechtigung, geschweige denn den Inhalt des Sozialkapitalbegriffs zu erzielen;³ schließlich konnten Autoren wie Kriesi (2007, S. 42) zu dem Schluss kommen, das Konzept beinhalte (aus Sicht der Soziologie) „keine wirklich neuen Ideen“.

¹ Das Wort selbst wird auf Lyda Judson Hanifan (1916) zurückgeführt; schon von ihm wurde es im Sinne von „Gemeinschaftsgeist, Mitgefühl und [...] Austausch zwischen den Akteuren einer sozialen Gemeinschaft“ gebraucht (Franzen und Freitag, 2007, S. 9 f.). Die neueren Theorien des Sozialkapitals werden letztlich zu dieser Bedeutung zurückführen (vgl. u.).

² Von 1995 bis 2005 ist die Zahl der Zitationen in SSCI-Zeitschriften von ca. 40 auf über 400 angestiegen (Franzen und Freitag, 2007, S. 9; analog Ostrom und Ahn, 2009, S. 18).

³ Vgl. die Beiträge von Kenneth J. Arrow, Elinor Ostrom und Robert M. Solow im Sammelband von Dasgupta und Stiglitz (2000).

Das vorliegende Kapitel nimmt zu dieser Feststellung eine Gegenposition ein.⁴ Es ist wenig überzeugend, wenn z.B. Kriesi (ebd.) davon ausgeht, die Bedeutung des Sozialkapitals erst auf eine „Neuformulierung altbekannter Zusammenhänge“ reduzieren zu können, um dann sogleich festzustellen, die Neuformulierung habe „zu neuen Einsichten und Entwicklungsmöglichkeiten“ geführt. Konsultiert man die frühesten Schriften der Sozialkapitaldebatte, so entsteht eher der gegenteilige Eindruck: Die neue Terminologie war nicht so sehr der Auslöser neuer Einsichten als vielmehr schon deren Ergebnis. Hinzuzufügen ist allerdings, dass die Einsichten, von denen hier die Rede ist, durch die lawinenartig losbrechende Welle der Sozialkapitalforschung zu weiten Teilen wieder verschüttet wurden, kaum dass man begonnen hatte, sie auszuformulieren.

Das grundlegend Neue am Sozialkapital war und ist die Erkenntnis, dass das Soziale Kapital ist.⁵ Zunächst einmal impliziert dies in der Tat nicht mehr und nicht weniger als die Verknüpfung von »altbekannten« Themen der Soziologie mit dem Gegenstandsbereich, Theoriegebäude und Analysewerkzeug der Ökonomie. Natürlich wurde diese Verknüpfung nicht erst durch die Rede vom »Sozialkapital« ermöglicht, man hätte sie ebensogut ohne dieses Wort herstellen können. Doch kommt es hierauf gar nicht an, denn es ist keineswegs so, dass die Verknüpfung zwischen Ökonomie und Soziologie bloß »ermöglicht« wurde: vielmehr war die schiere Notwendigkeit dieser Verknüpfung erkannt worden, und es ist eigentlich diese Erkenntnis, die sich in der Einführung des Begriffs zu Beginn der 1990er Jahre widerspiegelt.

Das Soziale ist Kapital: Die Notwendigkeit, aber auch die Implikationen dieses Gedankens erschließen sich freilich erst dann, wenn Klarheit darüber herrscht, was unter der Kapitaleigenschaft und unter dem Sozialen jeweils zu verstehen ist. In beiden Bereichen ist die Sozialkapitalliteratur vielfach hinter die Intuitionen und

⁴ Die Ausführungen dieses Kapitels beruhen zum Teil auf Überlegungen, die im Rahmen des Essay-Seminars (DIA-HSG) ausgearbeitet wurden, als Beitrag zur *Joint conference AHE, IIP-PE, FAPE* (Paris, Juli 2012) vorgestellt wurden und in ein Buchkapitel (Meyer-Schwarzenberger, 2012) Eingang gefunden haben.

⁵ Bei manchen, auch prägenden Autoren wuchs diese Erkenntnis kaum über das Stadium der Intuition hinaus. Unmissverständlich bringt aber z.B. Elinor Ostrom (2000) den Gedanken zum Ausdruck. Im Rahmen eines Vergleichs zwischen verschiedenen Kapitalformen wirbt sie dringend für die Idee des Sozialkapitals: „There is a serious need to rethink the overemphasis on physical capital alone“ (a.a.O., S. 172 f.).

Intentionen ihrer Pioniere zurückgefallen. Ruft man sich die Kerninhalte der frühesten Publikationen über das Sozialkapital in Erinnerung, so gelangt man schnell auch zu der Frage, ob nicht gewissen kulturellen Faktoren wie dem Individualismus, möglicherweise verstärkt oder vermittelt durch Effekte der sprachlichen Relativität, ebenfalls Kapitalqualität zukommen kann.

Also: Auf welche Weise müssen welche Faktoren zusammenwirken, damit von Sozialkapital die Rede sein kann? Anders gefragt: Was ist Kapital? Was ist sozial? Und welche Rolle kann in diesem Zusammenhang die Grammatik spielen: sind die Strukturen der Sprache am Ende gar selbst als Kapital zu verstehen, das produktiv zur politischen Ökonomie und »Good Governance« beiträgt?

Kapital: Akkumulation von Reichtum und Elend

Man muss kein Anhänger marxistischer Arbeitswert- und Ausbeutungslehren sein, um zu erkennen, dass das kapitalistische System der modernen Marktwirtschaft im wesentlichen auf Wachstum angelegt ist.⁶ Kapital, gewinnbringend eingesetzt, trägt Früchte; ein Teil des Ertrags kann verwendet werden, um den Kapitalstock selbst zu vermehren; so ergibt sich ein selbstverstärkender Prozess der Akkumulation. Von diesem Prozess der Mehrung durch »Mehrwert« ist nicht nur das Vermögen des Kapitaleigners, sondern das Gesamtvermögen der Volkswirtschaft betroffen: wenn alles gutgeht, wird es wachsen, und von den Gewinnen können neue Investitionen in zusätzliches Kapital finanziert werden. Wenn nicht alles gutgeht, kann es freilich auch vorkommen, dass eine Dynamik der Schrumpfung einsetzt, die derselben Logik folgt wie die der Akkumulation: durch kontinuierliche Verluste kann der Wert des Kapitals hinwegschmelzen, ja bilanztechnisch (das Eigenkapital) sogar negative Werte annehmen. Ein negatives Vorzeichen hat in diesem Fall auch die Rentabilität des verbliebenen (Real-) Kapitals: manche Anlagen verursachen dauerhaft mehr Kosten als Einnahmen, und der rationale Kapitalist tut gut daran, sich von ihnen zu trennen, sofern dies im Einzelfall denn möglich ist.

⁶ Karl Marx formuliert im 23. Kapitel des *Kapitals* ein eher fragwürdiges „allgemeine[s] Gesetz der kapitalistischen Akkumulation“ (1962, S. 673 f.). Eine umfassende Analyse jener real- und geldwirtschaftlichen Zusammenhänge, die im Kapitalismus tatsächlich eine Wachstumsspirale in Gang setzen, hat kürzlich Hans Christoph Binswanger (2006, 2012) vorgelegt.

Produktive Kräfte und selbstverstärkende Rückkoppelungseffekte dieser Art, und zwar nicht nur im Bereich der Produktion von Gütern und Dienstleistungen, sondern ganz allgemein beim Zusammenleben von Menschen, etwa im demokratischen Verbund, hatten die Innovateure der Sozialwissenschaften vor Augen, als sie zwischen 1980 und 1990 begannen, altbekannte Zusammenhänge neu unter dem Aspekt des Sozialkapitals zu behandeln. James Coleman (1988) stellte klar, das Sozialkapital sei durch seine produktive Funktion überhaupt erst definiert;⁷ auch auf die kumulative Vergrößerung des Kapitalstocks ging Coleman ein, indem er das Sozialkapital als Input-Faktor der generationenübergreifenden Bildung von Humankapital porträtierte. Weniger formal hatte zuvor bereits Pierre Bourdieu (1980, 1983) argumentiert, das Sozialkapital ver helfe den Angehörigen höherer Gesellschaftsschichten zur Reproduktion ihres Macht- und Einkommensvorsprungs vor anderen Teilen der Gesellschaft, die mit Geld, sonstigen Ressourcen und eben auch mit Sozialkapital schlechter ausgestattet seien als jene. In der soziologischen Terminologie Bourdieus ist an dieser Stelle von »Reproduktion« die Rede, was im hiesigen Kontext durchaus als zyklisch iterierte Produktion verstanden werden darf; Bourdieu nahm zu ihr einen kritischen Standpunkt ein.

Im Grundsatz ähnlich, doch ins Positive gewendet, analysierte Robert Putnam (1993) die fortgesetzte Disparität zwischen den erfolgreichen Regionen im Norden Italiens und den ärmeren, auch politisch zurückgebliebenen südlichen Teilen des Landes. Auch hier handelte es sich um eine Frage des Sozialkapitals: zwar verstand Putnam unter Sozialkapital etwas anderes als Bourdieu und Coleman,⁸ vor allem weil er das Sozialkapital als Attribut einer Gruppe oder Gesellschaft, nicht eines einzelnen Individuums definierte. Gemeinsam war den Konzeptionen der drei Wis-

⁷ „Social capital is defined by its function. [...] Like other forms of capital, social capital is productive, [...]“ (Coleman, 1988, S. S98). Die vielzitierte Passage findet sich in Colemans Hauptwerk (1990) wieder, wo das Sozialkapital aber nicht mehr „persons or corporate actors“, sondern nurmehr „individuals [...] within the structure“ zugeschrieben wird (a.a.O., S. 302).

⁸ Neben diesen beiden Definitionen wird Bourdieus Definition für die vorliegende Arbeit kaum von Bedeutung sein: „Das Sozialkapital ist die Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind; [...] Ressourcen, die auf der Zugehörigkeit zu einer Gruppe beruhen“ (Bourdieu, 1983, S. 190 f.). Zur Definition des Sozialkapitals durch Robert Putnam bzw. James Coleman vgl. nachstehendes Blockzitat sowie die weiteren Ausführungen dieses und des folgenden Abschnitts.

senschaftler aber die produktive Funktion und die selbstverstärkende Wirkungsweise dessen, was sie eben deswegen als »Kapital« bezeichneten. Explizit erläutert Putnam, die unterschiedliche Sozialkapitalausstattung der nord- und süditalienischen Regionen sei mit Kumulationskreisläufen verbunden, die sich im Norden positiv, im Süden negativ auswirkten:

„Stocks of social capital, such as trust, norms, and networks, tend to be self-reinforcing and cumulative. Virtuous circles result in social equilibria with high levels of cooperation, trust, reciprocity, civic engagement, and collective well-being. [...] Conversely, the absence of these traits [...] is also self-reinforcing. Defection, distrust, shirking, exploitation, isolation, disorder, and stagnation intensify one another in a suffocating miasma of broad vicious circles.“ (Putnam, 1993, S. 177)

Wir wollen an dieser Stelle schon einmal vorläufig festhalten, dass das Sozialkapital – je nach Definition – anscheinend mit bestimmten Wahrnehmungen oder Werthaltungen zu tun hat, die an Tabellinis Variable *Trust & Respect* erinnern: so spricht z.B. Putnam (unter anderem) von Vertrauen und Verhaltensnormen. Dabei kommt es ausdrücklich nicht darauf an, ob jede einzelne Komponente des Sozialkapitals, jede einzelne Ressource für sich genommen, den gesamten Zyklus aus Investition, Ertrag und Reinvestition durchmacht.⁹ In den einfachsten Kapitalkreisläufen ist dies natürlich der Fall: die Anschaffung einer Maschine generiert zusätzliches Einkommen, von dem weitere Maschinen desselben Typs angeschafft werden können, so dass die Produktion ausgedehnt werden kann, und so fort.¹⁰ Putnams Formulierung bezieht sich aber auf die Gesamtheit des Kapitalstocks; so sind auch komplexere Mechanismen wie der bereits erwähnte, von Coleman (1988) beschriebene (*social capital in the creation of human capital*) mit erfasst.

Im Hinblick auf die negative Wirkungsweise des »unrentablen« Sozialkapitals in Süditalien verweist Putnam auf Edward Banfield (1958), dessen Konzept des *amoral familism* dem Sozialkapital oft als Negativfolie gegenübergestellt wird. Viel wichtiger als dieser vielfach wiederholte Literaturhinweis ist aber Putnams Hinweis

⁹ Contra Franzen und Pointner, 2007.

¹⁰ Voraussetzung hierfür ist die Konvertibilität verschiedener Kapitalformen, die von manchen Autoren – aus schwer nachvollziehbaren Gründen – als notwendiges Kriterium der Kapitalqualität angesehen wird.

darauf, dass Banfields Analyse im Kontext einer breiten akademischen Debatte zu sehen ist, die seinerzeit über den kausalen Primat von »Kultur« oder »Struktur« geführt worden war.¹¹ Es ist diese Debatte, die mit dem Begriff des Sozialkapitals nicht nur wieder aufgenommen, sondern auf ein neues Analyseniveau gebracht werden sollte. Mit der Einsicht, dass dem Erfolg und Misserfolg ganzer Gesellschaften (oder bestimmter Gruppen) keine linearen Ursache-Wirkungszusammenhänge, sondern spiralförmige Wachstumsprozesse zugrunde liegen, wurde die Frage nach dem kausalen Primat von Kultur oder Struktur als Henne-Ei-Problem entlarvt. Ziel der Analyse war fortan nicht mehr die Beantwortung der Frage, was »zuerst« da war, sondern – entweder – ein vertieftes Verständnis der aufwärts oder abwärts sich entwickelnden, in diesem Sinne »evolutionären« Wachstums- und Schrumpfungsmechanismen als solcher;¹² oder aber die Beantwortung der Frage, warum sich der gesamte Kreislauf der politischen Ökonomie mancherorts auf einem dauerhaft höheren, anderenorts jedoch auf einem bleibend niedrigeren Niveau bewegt.

Man könnte die erste Frage als Frage nach dem Wie, die zweite als Frage nach dem Was des Sozialkapitals charakterisieren. Allerdings ist die empirische Sozialkapitalforschung, abgesehen von gewissen Experimentalstudien der Institutionenökonomik, dem analytischen und methodologischen Anspruch der ersten Frage kaum je gerecht geworden; und so kann es nicht überraschen, dass die zweite Fragestellung, die Frage nach dem Was unter Ausblendung des Wie, sich bald dem Verdacht der Tautologie ausgesetzt sah.¹³ Nicht das Phänomen des Sozialkapitals, sondern dessen Definition sei von zirkulärer Natur, lautete der Vorwurf; vor allem haderte man mit dem Umstand, dass zwischen Ursachen und Wirkungen des Sozi-

¹¹ Putnam, 1993, S. 222, Anm. 34, sowie S. 180 f..

¹² Dass dies ein wesentlicher Aspekt des Sozialkapitals ist, bestätigen Ahn und Ostrom (2010, S. 74), indem sie kritisch feststellen: „[M]any social scientists use a static framework rather than a dynamic view of the world. In a static view, one variable cannot both be a cause and an effect. In a dynamic view of the world, however, efforts to invest in capital in one time period do generate capital that can be used to build more capital in the next time period.“ Ahn und Ostrom sprechen in diesem Zusammenhang von institutionenökonomischen Theorien der »zweiten Generation«, in denen »evolutionäre« Aspekte berücksichtigt werden (a.a.O., S. 79).

¹³ Klassisch Portes, 1998; vgl. Castiglione, 2010b, S. 557 ff..

alkapitals nicht schlüssig unterschieden werden konnte.¹⁴ Zog man z.B. das »generalisierte Vertrauen« als Indikator für das Sozialkapital heran,¹⁵ so konnte man es einerseits als Ursache »guter« Kooperation betrachten;¹⁶ andererseits wurde das Vertrauen selbst als Epiphänomen auf bestehende Netzwerkstrukturen zurückgeführt, in denen sich vertrauensvolle Verhaltensweisen kultivieren lassen.¹⁷ Im letzteren Falle wäre die »Struktur« der Gesellschaft als ursächlich, die »Kultur« dagegen als nebensächlich anzusehen; dieser Ansicht konnte wiederum entgegengehalten werden, funktionierende Netzwerkstrukturen könnten nur dort überhaupt zustande kommen, wo Menschen bereits Vertrauen zueinander haben.¹⁸ Der *circulus virtuosus* des Sozialkapitals schien, ganz wie es seiner Natur entspricht, keinen feststellbaren Ursprung zu haben; jedenfalls keinen sachlogischen, sondern allenfalls einen historischen Ursprung, doch dies genügt kaum dem analytischen Anspruch der Sozialwissenschaften.¹⁹

Hätte man den Kapitalbegriff nicht mit einer Metapher verwechselt, sondern als analytische Kategorie ernstgenommen, dann hätte die zyklische Natur des Sozialkapitals kaum zum Problem werden dürfen. Da diese Erkenntnis aber weitgehend ausblieb, musste sich die empirische Sozialkapitalforschung zumeist mit pragmatischen Ansätzen begnügen. Um die kumulativen Kreislaufprozesse des Sozialkapitals immer genauer zu beschreiben, wurden immer mehr Indikatoren und immer feinere Operationalisierungen des Sozialkapitals herangezogen, so dass einzelne Teile des zirkulären Kreislaufs mit den übrigen Kreissegmenten in Bezug gesetzt

¹⁴ „Determinants and outcomes are difficult to differentiate into mutually exclusive categories“ (Narayan und Cassidy, 2001, S. 65 f.).

¹⁵ Vgl. Svendsen und Svendsen (2010, S. 2 f.).

¹⁶ Klassisch Knack und Keefer, 1997; Rothstein, 2000.

¹⁷ Sabatini, 2005, S. 3; ähnlich Torsvik (2000), Lin (2001), Freitag und Bühlmann (2005), Diekmann (2007) und viele andere.

¹⁸ Rose, 2000, S. 151. Es handelt sich um dasselbe Paradoxon, das auch mit der Überwindung des Hobbes'schen Naturzustands verbunden ist: Voraussetzung für die Staatsgründung ist „ein Vertrauen, das nach Hobbes doch erst im Rahmen des bürgerlichen Staats mit seiner Zwangsgewalt sinnvoll und möglich sein soll“ (Lüdemann, 2004, S. 167).

¹⁹ Einen historischen Ursprung erblickt Putnam (1993) bekanntlich in den norditalienischen Stadtrepubliken zur Zeit der »kommerziellen Revolution« oder kurze Zeit später; mehrfach nimmt er auf die dort beginnende kapitalistische Wirtschaftsweise Bezug, obwohl sie nicht im Vordergrund seiner Argumentation stehen (a.a.O., S. 122 ff., 175). Just in derselben Epoche und in den Dialekten derselben Städte werden wir später den Einfluss der No-drop-Grammatik am Werke sehen (vgl. u., Kap. 5 u. 6).

werden konnten. Einen analytischen und methodologischen Quantensprung brachte die Mehrebenenanalyse mit sich, die es erlaubte, »relationale« und »systemische« Komponenten des Sozialkapitals in ihrer wechselseitigen Abhängigkeit zu erfassen;²⁰ dennoch gaben thematische Sammelbände weiterhin „bewusst keine einheitliche [...] Begriffsbestimmung vor“, sondern wurden in Teile untergliedert, die sich einerseits mit der „Entstehung und Entwicklung von Sozialkapital“, andererseits mit den „Wirkungen und Konsequenzen des Sozialkapitals“ befassten.²¹ Die beiden »Handbücher« des Sozialkapitals, die unabhängig voneinander fast gleichzeitig unter demselben Titel erschienen,²² folgten diesem Prinzip zwar nicht in ihrem Aufbau; auch sie unternahmen aber keine Anstrengungen, um die beschriebene Praxis etwa hinter sich zu lassen.²³

So scheint es einer gewissen Berechtigung nicht zu entbehren, wenn einzelne Sozialkapitalforscher selbstkritisch andeuten, die ganze Rede vom Sozialkapital könne überhaupt nur als »diskursive Praxis« aufgefasst werden.²⁴ Tatsächlich wird die Kapitaleigenschaft des (nurmehr sogenannten) Sozialkapitals in jüngeren Publikationen kaum mehr thematisiert;²⁵ wo sie noch aufscheint, etwa weil am Rande der Argumentation einmal über einzelwirtschaftliche Investitionskalküle sinniert wird, findet sie sich derart trivialisiert, dass ihre systemrelevante Bedeutung völlig untergehen muss.²⁶

Aus mindestens zwei Gründen ist dies sehr bedauerlich. Zum einen wird am Konzept des Kapitals unmittelbar deutlich, dass das Sozialkapital seine Wirkung nicht unabhängig von anderen (Produktions-) Faktoren entfalten kann. Auf einem

²⁰ Vgl. Freitag und Bühlmann, 2005, S. 584 ff. nebst Anmerkungen; Meulemann, 2008. Die Unterscheidung zwischen *relational capital* und *system capital* geht auf Hartmut Esser zurück (vgl. z.B. Esser, 2010).

²¹ Franzen und Freitag, 2007, S. 12; analog z.B. Meulemann, 2008.

²² Svendsen, Svendsen und Haase, 2009; Castiglione, van Deth und Wolleb, 2010a.

²³ Im Gegenteil wurde hier wie an vielen Orten von vielen Autoren argumentiert, die Vielfalt der Konzeptionen des Sozialkapitals sei unvermeidlich, und der Vorteil des Sozialkapitalbegriffs bestehe vor allem in „its capacity to draw attention to fundamental social processes and mechanisms, [...] as different as the variety of contexts in which they occur“ (Woolcock und Radin, 2010, S. 413; ähnlich z.B. Castiglione, van Deth und Wolleb, 2010b, S. 4 f., 9).

²⁴ Sabatini, 2005, S. 6.

²⁵ Obwohl sie eine Zeitlang heiß umstritten war (vgl. z.B. Arrow, 2000; Solow, 2000; Ostrom, 2000; Robinson, Schmid und Siles, 2002; Smith und Kulynych, 2002).

²⁶ Vgl. z.B. Franzen und Pointner, 2007.

gegebenen Grundstück kann dieselbe Anzahl von Arbeitern mehr Output erzeugen, wenn neue Maschinen zur Verfügung stehen; mehr Maschinen allein erzeugen aber keinen Output, wenn etwa die Arbeiter oder Vorprodukte fehlen. So kann auch ein Mehr an Sozialkapital nur wenig zur Wertschöpfung beitragen, wenn es nicht mit anderen Faktoren kombiniert wird.

Zum anderen liegen manche Komplikationen und Konflikte, die sich aus dem Sozialkapital über verschiedene Ebenen hinweg ergeben können, genau parallel zu »altbekannten« Problemen des Geld- und Sachkapitals in der Ökonomie; es wäre hilfreich, wenn dies mit derselben Deutlichkeit ausgesprochen würde wie Kriesis Erinnerung an altbekannte Einsichten der Soziologie. Zum Beispiel treten externe Effekte auf, die zur Folge haben, dass der produktive Gebrauch des Kapitals durch einen Kapitalbesitzer mit nachteiligen Nebenwirkungen für andere Betroffene, ja für die ganze Gesellschaft verbunden sein kann; natürlich ist hierauf oft hingewiesen worden.²⁷ Dennoch setzen die meisten Sozialkapitalkonzeptionen stillschweigend eine Art immanentes Pareto-Prinzip voraus: implizit wird angenommen, die positiven Externalitäten »guter« Kooperation würden die negativen überwiegen, d.h. es wird unterstellt, dass das auf einer Ebene (etwa durch ein Individuum) genutzte Sozialkapital bei anderen Akteuren oder auf einer höheren Analyseebene (der Gruppe, des Landes) keinen Schaden anrichtet. Unter dem Strich, so die einhellige Meinung, trägt das Sozialkapital zur Akkumulation von so viel Reichtum bei, dass an eine gleichzeitige Akkumulation von Elend, wie Marx sie befürchtete, gar nicht zu denken ist. Es ist, als würde eine unsichtbare Hand dafür Sorge tragen, dass der produktive Gebrauch des Sozialkapitals gesellschaftlich positive Resultate hervorbringt.²⁸

Wenn es sich mit der unsichtbaren Hand im Kapitalismus aber so verhält, wie es uns Adam Smith gelehrt hat: müssen wir deshalb etwa annehmen, dass auch der

²⁷ Vgl. z.B. Akçomak, 2009, S. 12; Ostrom, 2000, S. 176 f.; Warren, 2010; Graeff, 2009; Durlauf, 1999.

²⁸ Die hier vorgetragene Argumentation kann als Antithese zum sehr lesenswerten Beitrag von Smith und Kulynych (2002) gelesen werden. Kritisieren Smith und Kulynych unter Hinweis auf die Schattenseiten des Kapitalismus die positive Konnotation des »Sozialkapitals« und damit die Rede vom Sozialkapital überhaupt, so wird hier genau umgekehrt vorgeschlagen, weiterhin von »Sozialkapital« zu sprechen – und zwar weil genau so die spezifischen Eigenschaften, die das Wesen der kapitalistischen Wirtschaftsweise ausmachen, am besten kritisiert werden können.

Kopf, nach dem der Kapitalismus (von lat. *caput*) benannt ist, nur Gutes im Schilde führt, und zwar Gutes im Sinne des Nächsten oder zugunsten der Allgemeinheit?²⁹ Ist es wirklich der »Nettigkeit«³⁰ der sozialen Beziehungen geschuldet, also z.B. dem Vertrauen oder besonders verlässlichen Normen des Umgangs, wenn effiziente Kooperation zur Produktion von »guten« Outputs führt, und zwar »gut« nicht nur im Sinne des rationalen und egoistischen Akteurs, sondern zugunsten der Gesellschaft? Und ist es wohl richtig, das Sozialkapital, ganz anders als wir es von anderen Kapitalformen her gewohnt sind, auf solche gutgemeinten und gutmeinenden Aspekte zu reduzieren? Anders gefragt: Worin besteht das Soziale, das das Sozialkapital letztlich ausmacht?

Sozial: Geselligkeit, Gefälligkeit, Gemeinsinn

Von den Definitionen des Sozialkapitals, die die Literatur hervorgebracht hat,³¹ lassen sich die meisten anhand der Frage, was am Sozialkapital eigentlich »sozial« ist, je einer von zwei verschiedenen Denkrichtungen zuordnen. Auf der einen Seite herrscht die Erkenntnis vor, dass das gesellschaftliche Ganze in Anbetracht von organisierten und informellen sozialen Kontakten irgendwie mehr ist als die Summe seiner Teile. Dieses »Mehr« ist zum Vorteil jedes einzelnen Akteurs, weil er mit Hilfe seiner Kontakte (und durch die Kontakte seiner Kontakte) indirekt Zugriff auf die Ressourcen vieler anderer Individuen erhält; dies kann schließlich auch der gesamten Gesellschaft zum Vorteil gereichen, weil sich mit zunehmender Dichte des Kontaktnetzwerks insgesamt zunehmend mehr und bessere Gelegenheiten zur produktiven Kooperation ergeben.

Würde dieser Denkansatz für sich stehen, so müsste man darin den »kausalen Primat der Struktur« wiedererkennen. Sozialkapital bestünde dann hauptsächlich darin, dass Menschen Kontakte knüpfen, die sich (später) als einzel- oder gesamt-

²⁹ Vgl. Maloney, 2010, S. 310 ff..

³⁰ „›Niceness‹ of social relations: climate of social trust [...] ›Niceness‹ of social relations: validity of norms of cooperation“ (Meulemann, 2008, S. 10 f.)

³¹ Eine Auswahl von wirklichen und sogenannten Definitionen des Sozialkapitals haben z.B. Franzen und Freitag (2007, S. 10) zusammengestellt; Akçomak (2009) versucht einen Überblick zu geben und resümiert, die Kakophonie der Sozialkapitalkonzeptionen sei das Resultat von mangelnder Zusammenarbeit der betroffenen Wissenschaftszweige.

wirtschaftlich nützlich erweisen; typischerweise geschieht dies in Vereinen, Kirchen oder anderen Organisationen der sogenannten Zivilgesellschaft. Besonders wertvoll sind solche Kontakte dann, wenn Menschen von unterschiedlicher Herkunft miteinander in Verbindung kommen: in diesem Fall können auf kürzerem Wege mehr unterschiedliche Ressourcen mobilisiert werden.³² Dies setzt voraus, dass die Menschen in der Lage sind, solche Kontakte einzugehen: Sozialkapital beruht sozusagen auf Geselligkeit, hier weniger als Charaktermerkmal verstanden, sondern als empirisch beobachtbares, übrigens stark von institutionellen Rahmenbedingungen abhängiges Verhalten. Sozialkapital ist vorhanden, wenn sich potentielle Kooperationspartner zueinander gesellen; mehr Geselligkeit ist gleich mehr Sozialkapital.³³

Nun sind aber nicht alle Menschen, selbst wenn sie sich zueinander gesellen, von Natur aus gute Kooperationspartner – oder sie gesellen sich gar nicht erst zusammen, weil sie dazu nicht willens sind oder weil sie aus anderen Gründen nicht so sind, wie man dazu eben sein müsste. Dies betont der zweite Denkansatz, der für viele Sozialkapitaldefinitionen prägend geworden ist. Bei Putnam (1993) sahen wir bereits, welche Eigenschaften dem Individuum typischerweise abverlangt und zugeschrieben werden, wenn von Sozialkapital die Rede ist: im Mittelpunkt stehen das Vertrauen (*trust*) sowie bestimmte Werte oder Normen (*norms*), die geeignet sind, die Kooperationsbereitschaft zu fördern.³⁴

Zumindest das »Vertrauen« ist dabei nicht so leicht zu interpretieren, wie man anfangs vielleicht dachte.³⁵ Empirisch hat sich gezeigt, dass es verschiedene Arten des Vertrauens gibt – Vertrauen in die Menschen allgemein, Vertrauen zu Fremden, Vertrauen in politische Institutionen –, die nicht immer miteinander einhergehen; es gibt Zusammenhänge zwischen ihnen, aber diese sind komplex und von weiteren Faktoren abhängig.³⁶ Zur Kooperationsbereitschaft im Sinne des Sozialkapitals scheint vor allem das »generalisierte Vertrauen« beizutragen, von dem bereits in der Einleitung die Rede war; gerade bei ihm ist aber Vorsicht geboten, denn

³² Für dieses Idealszenario hat sich der von Putnam (2000) geprägte Begriff des brückenbildenden (*bridging*) im Gegensatz zum bindenden Sozialkapital (*bonding social capital*) eingebürgert.

³³ Castiglione (2010a, S. 183) schlägt vor, diesen Aspekt *sociability* zu nennen und von der *sociability* und *social embeddedness* zu unterscheiden; letztere Konzepte entsprechen den Aspekten, die hier nachfolgend behandelt werden.

³⁴ Vgl. oben wiedergegebenes Blockzitat; die Nähe zu *Trust & Respect* ist augenfällig.

³⁵ Klassisch Fukuyama, 1995; Knack und Keefer, 1997.

³⁶ Vgl. bspw. Newton, 2010.

wenn eine Gewährsperson angibt, sie würde den meisten Menschen eher vertrauen als misstrauen, dann ist dies wohl vor allem so zu verstehen, dass diese Person selbst vertrauenswürdig ist.³⁷ Dass dieses Merkmal, aggregiert auf die Ebene der Gesellschaft, zur Herbeiführung von »guten« Outcomes geeignet ist, bedarf kaum der Erläuterung. Wohl aus diesem Grund haben Autoren wie Ahn und Ostrom (2003, 2010) nicht das Vertrauen (*trust*), sondern die Vertrauenswürdigkeit (*trustworthiness*) als Komponente des Sozialkapitals definiert; mikroökonomisch wurde die Vertrauenswürdigkeit dem Bereich der Präferenzen zugeordnet, die das Verhalten eines Akteurs motivieren.³⁸

Auch andere relevante Normen oder Werthaltungen, die in sozialwissenschaftlichen Umfragen erhoben werden, sind mikroökonomisch als Präferenzen verstanden worden. Unter ihnen werden als Hauptkomponente des Sozialkapitals oft Normen der Gegenseitigkeit (*norms of reciprocity*) in den Mittelpunkt gestellt:³⁹ es geht also nicht um Geselligkeit, sondern um Gefälligkeit. Erweist ein Akteur einem zweiten einen Gefallen, so wird dadurch – wenn dieser die Norm der Gegenseitigkeit anerkennt – reziprok eine Schuldigkeit des zweiten Akteurs gegenüber dem ersten begründet. Modellhaft kann man sich das in etwa so vorstellen, dass der erste Akteur zu einem späteren Zeitpunkt auf eine Gegenleistung oder auf die Loyalität des zweiten zählen kann, ja sogar Anspruch darauf hat: die Verpflichtung des zweiten Akteurs ihm gegenüber würde gewissermaßen als Forderung auf der Aktivseite seiner Bilanz erscheinen. Sie zählt insofern, analog zu sonstigen Guthaben (etwa Sichtguthaben bei der Bank), zum verfügbaren Kapitalstock.⁴⁰

³⁷ Uslaner (2002) spricht in diesem Zusammenhang von *moralistic trust* (vgl. Kap. 1, Anm. 44 u. begl. Text).

³⁸ „[T]rustworthiness [...] the characteristics of individual preferences that facilitate individual cooperative behaviour in social dilemmas even in the absence of structural and institutional incentives [...] a critical form of social capital“ (Ahn und Ostrom, 2010, S. 75).

³⁹ Vgl. nochmals obiges Blockzitat (Putnam, 1993); als Vordenker dieser Idee gilt Gouldner (1960).

⁴⁰ Im Sinne gegenseitiger Forderungen ist wohl auch Colemans orakelhafte Äußerung zu verstehen: „Unlike other forms of capital, social capital inheres in the structure of relations between actors and among actors“ (1988, S. S98, wiederholt in Coleman, 1990, S. 302). Wenn man es ganz genau nimmt, verkennt aber schon der erste Halbsatz dieser vielzitierten Formel das Wesen des Kapitals. Es wird ja jede Ressource erst dadurch zum Kapital, dass sie appropriiert wird und einen pekuniären (Gegen-!) Wert zugeschrieben bekommt. Erst dann handelt es sich um Eigentum im Sinne eines Rechtstitels, der den Kapitaleigentümer über den Bestandwert

Je mehr Gefälligkeiten sich die Menschen gegenseitig erweisen, desto höher ist das Sozialkapital sowohl beim einzelnen »Gläubiger« als auch in der Gesamtheit der Sozialkapitalökonomie.⁴¹ Wichtig ist nun die Erkenntnis, dass die Beziehung zwischen Schuldner und Gläubigern des Sozialkapitals keine direkte, bilaterale Beziehung sein muss: in der Regel ist sie es nicht.⁴² Leistung und Gegenleistung stehen sich nicht unmittelbar gegenüber, sondern werden auf Umwegen durch ein komplexes System von multilateralen Beziehungen ausgeglichen: man trägt an einer Stelle etwas zur Sozialkapitalökonomie bei und profitiert an anderer Stelle vom Beitrag anderer, ohne dass die beiden Teile dieses Tauschaktes einander zugeordnet werden könnten.⁴³ Genau hierdurch unterscheiden sich die »guten« Strukturen des funktionalen Sozialkapitals, wie sie laut Putnam z.B. in Norditalien anzutreffen sind, von den dysfunktionalen, klientelistischen Loyalitätsbeziehungen, die Banfield in Süditalien vorfand. Der kategorische Imperativ⁴⁴ des »Gefälligseins« ist in Norditalien – und stärker noch in den protestantisch geprägten Ländern Nordwesteuropas –, nicht auf den Zweck gerichtet, persönliche Schuldbeziehungen aufzubauen; vielmehr kommt er, zur Norm geworden, gänzlich »pflichtgemäß« zur Anwendung.⁴⁵

des Kapitals hinaus zum Gewinn berechtigt. Geldwert und Eigentumsrechte sind aber keine Eigenschaften der Materie an sich, sondern – im Kapitalismus und nur hier – eigentlich Teil der Beziehungsstruktur zwischen Eigentümern und Nichteigentümern; im modernen Rechtsstaat sind sie rechtlich verbrieft, und das Sozialkapital besteht letztlich nur im Recht bzw. in der allseitigen Anerkennung seiner Geltung.

⁴¹ Gegenseitige Forderungen werden natürlich nicht saldiert, sie bleiben »in Umlauf«.

⁴² James Coleman (1988, S. 5116 ff.) sah sich durch diese Beobachtung veranlasst, das Sozialkapital als öffentliches Gut zu beschreiben; dieser Gedanke greift zu kurz, zumal manche Aspekte des Sozialkapitals eigentlich eher der Kategorie der »Klubgüter« zuzuordnen sind, weil zwar keine Rivalität der Nutzung, wohl aber Ausschließlichkeit der Nutzung gegeben ist.

⁴³ Freitag und Bühlmann (2005, S. 579) charakterisieren dies treffend als »Umfeld allgemeiner Reziprozität«.

⁴⁴ Kleingeschrieben, da es sich nicht um »den« Kategorischen Imperativ, wohl aber (in bewusster Analogie und Nähe zu diesem) um »einen« kategorischen Imperativ handelt.

⁴⁵ Ob eine Handlung lediglich »pflichtgemäß« oder aber, wie von Immanuel Kant gefordert, »aus Pflicht« geschieht, ist an dieser Stelle (noch) nicht von Belang – denn sozialwissenschaftlich wird sie nicht unter dem Aspekt des Handelns, sondern unter dem des Verhaltens betrachtet. Das Kernargument der nachfolgenden Ausführungen kann freilich so verstanden werden, dass genau diese Betrachtungsweise systematisch dasjenige ausblendet, was letztlich das Sozialkapital ausmacht: nämlich die systematisch vorhandene Bereitschaft, unabhängig von den eigenen Präferenzen »aus Pflicht« zu handeln.

Unter dieser Bedingung kann ein kapitalistischer Wachstumskreislauf in Gang kommen, weil Reziprozität kein Nullsummenspiel mehr sein muss: die Gefälligkeit wird ja zunächst ohne Gegenleistung erbracht. Betrachten wir nur die eine Periode, in der die Gefälligkeit (als eine solche) geschieht, so haben wir es mit einem trivialen Positivsummenspiel zu tun – und genau dies ist entscheidend. Zwar ist die Gefälligkeit aus Sicht des ersten Akteurs eine Vorleistung, mit der theoretisch die Erwartung einhergehen könnte, dass sie sich über kurz oder lang rentieren wird wie eine Investition.⁴⁶ Zunächst aber wird ohne Gegenleistung investiert; der erwartete Gewinn fällt erst in späteren Perioden an. In der Zwischenzeit kann das investierte, nicht konsumierte Sozialkapital also »arbeiten«, d.h. andere Akteure nutzen den Beitrag des ersten Akteurs zur Produktion. Zum Beispiel geht eine junge Mutter arbeiten, während ihr Kind (ohne Gegenleistung) von der Großmutter gehütet wird.⁴⁷ Das hat zur Folge, dass insgesamt ein größerer »Mehrwert« produziert werden kann: die freiwillige oder ehrenamtliche Arbeit wirkt sich als Produktionsfaktor aus. Der Mehrwert, der auf diese Weise zusätzlich erwirtschaftet wird, steht in späteren Perioden zur Rückzahlung von Zins und Risikoprämie zur Verfügung: das volkswirtschaftliche Gesamteinkommen ist gewachsen, und an diesem Wachstum partizipiert indirekt auch die Großmutter – und sei es nur durch die Aktienbeteiligung ihrer Krankenversicherung. Dies ist das Grundprinzip der kapitalistischen Wachstumsökonomie.

Aus theoretischer Sicht wirft dieses rosige Szenario nur eine einzige Frage auf, allerdings eine wichtige, die an die Grundfesten der ökonomischen Theorie rührt und mit entsprechend großer Vorsicht behandelt werden sollte. Die Frage ist die folgende: Wenn die »Forderung« des ersten Akteurs, d.h. sein Anspruch auf Ge-

⁴⁶ Wie jede Investition ist auch diese mit einem gewissen Risiko verbunden; hier kommt nun das Vertrauen als solches ins Spiel. Es erscheint daher durchaus sinnvoll, den Glauben (*belief*) an die Vertrauenswürdigkeit anderer in die Definition des Sozialkapitals mit aufzunehmen; so geschehen bei Guiso, Sapienza und Zingales (2010), die zwar vorzugsweise von *civic capital* sprechen, damit aber ausdrücklich Sozialkapital meinen: „social capital as those persistent and shared beliefs and values that help a group overcome the free rider problem in the pursuit of socially valuable activities“ (a.a.O., S. 419).

⁴⁷ Das Beispiel ist möglicherweise etwas irreführend, weil familiäre Bindungen in der Regel nicht unter das Sozialkapital gefasst werden. Das Beispiel dient hier aber gar nicht zur Illustration von Sozialkapital, sondern zur Illustration des Investitionsvorgangs und der gegenseitigen Verpflichtung, ohne die er nicht stattfinden würde.

winnbeteiligung, in keiner Weise verbrieft ist, ja wenn zu dieser Forderung noch nicht einmal ein Adressat identifiziert werden kann; wenn sozusagen dem vorausbezahlten Vorschuss, der Gefälligkeit, keine Fälligkeit der Forderung gegenübersteht.⁴⁸ Wieso lässt sich der Akteur auf so etwas ein? Es muss ihm doch klar sein, dass seine »Erwartung«, sein »Vertrauen« auf künftige Ausgleichsgeschäfte, leicht enttäuscht werden kann, und dass seine Geschäftspartner, soweit sie sich rational und egoistisch verhalten, ihn bei jeder sich bietenden Gelegenheit enttäuschen werden.⁴⁹ Erwartet er etwa, dass sie nicht rational handeln werden? Handelt er selbst irrational? In jedem Fall steht sein vertrauensseliges Verhalten im eklatanten Widerspruch zu den Grundannahmen der Ökonomie! Die Großmutter mag darauf hoffen, dass sie später von den Kindern gepflegt wird, wenn sie hilfsbedürftig wird; aber sie hat hierüber keinen Vertrag abgeschlossen, ist also ganz auf das Pflichtbewusstsein der Kinder angewiesen. Für ein solches Pflichtbewusstsein ist in der herkömmlichen ökonomischen Theorie aber kein Platz.

Hier ist wohl zwischen Modell und Realität zu unterscheiden – und der Unterschied besteht vielen Wissenschaftlern zufolge einfach darin, dass die Annahmen der Ökonomik etwas »unrealistisch« seien. Es müssten, so die weit verbreitete Meinung, zusätzliche »Präferenzen« einschließlich des »generalisierten Vertrauens«, Normen der Gegenseitigkeit und weitere Werthaltungen, etwa das Pflichtbewusstsein der Tochter, mit berücksichtigt werden.⁵⁰ Das »normative«, manchmal auch »kognitiv« genannte Sozialkapital wird dann oft mit Altruismus, ja sogar mit Mitgefühl (*sympathy*) gleichgesetzt,⁵¹ und alle diese »guten« Präferenzen werden auf den Einfluss der Kultur zurückgeführt.⁵² Selbst von *Social Capital as Good Culture* ist in wissenschaftlichen Publikationen schon die Rede gewesen.⁵³ Und so mag man

⁴⁸ Ein Schuldner, bei dem das vorausbezahlte Guthaben sicher eingelöst werden könnte, etwa wie der Gegenwert des Geldes bei der Zentralbank.

⁴⁹ Bei dieser Frage handelt es sich offenkundig um das altbekannte Problem des sogenannten Trittbrettfahrens (*free riding*); vgl. die Sozialkapitaldefinition von Guiso, Sapienza und Zingales (2010) (siehe obige Anm. 46).

⁵⁰ Vgl. nochmals obige Anm. 38 (Ahn und Ostrom, 2010, S. 75).

⁵¹ Robinson, Schmid und Siles, 2000; Farr, 2004.

⁵² Die Kultur ihrerseits wird auf die Weitergabe von Verhaltensnormen von einer Generation zur nächsten zurückgeführt (vgl. z.B. Tabellini, 2008b). Wie sich dies zur *random evolution of ideas in the distant past* verhält, bleibt unklar.

⁵³ Guiso, Sapienza und Gonzales, 2008a.

als Kerngedanken der zweiten Denkrichtung über das Sozialkapital letztlich den »kausalen Primat der Kultur« ausmachen.^{54, 55}

Typische Definitionen des Sozialkapitals versuchen nun freilich, beide Aspekte, den strukturellen und den kulturellen, in sich einzuschließen:⁵⁶ Sozialkapital meint den Gesamtkomplex all jener strukturellen und kulturellen Gegebenheiten, die dazu beitragen, dass die Kooperation von Akteuren zu Ergebnissen führt, die sowohl im Sinne der Effizienz (Output) als auch im Sinne der Effektivität (Outcomes, Impact) als »gut« eingestuft werden.⁵⁷ Zusammenfassend lässt sich das Sozialkapital, bestehend aus Elementen der Geselligkeit und der Gefälligkeit, als Gemeinschaftsgeist oder auch »Gemeinsinn« beschreiben:⁵⁸ wo er vorhanden ist, da funktioniert alles besser – Markt und Politik, Wirtschaft und Gesellschaft, Recht, Demokratie, Verwaltung, Korruptionsbekämpfung, mit Auswirkungen bis hin zu »mehr« Gesundheit, Glück und einer höheren Lebenserwartung.⁵⁹ Wie das alles genau funktioniert, ist Gegenstand der Sozialkapitalforschung, und diese wird wohl nie zum Erliegen kommen, denn über die Details – etwa über die Bedeutung, die man den

⁵⁴ Als profiliertester Vordenker der „primacy of cultural aspects in social capital“ gilt Francis Fukuyama (Ahn und Ostrom, 2010, S. 75; vgl. Fukuyama, 1995).

⁵⁵ Überlegungen in dieser Richtung sind im Kontext eines disziplinenübergreifenden Forschungsprogramms zu sehen, das die Ursachen von globalen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Disparitäten ergründen will; dabei werden auch kulturelle Faktoren, soweit sie relevant sind, mit ins Auge gefasst. Die Parallele zur Frage nach den »Niveauunterschieden« ist augenfällig.

⁵⁶ Eine schöne, allerdings nebulöse Synthese liefert Coleman mit der Formulierung, Sozialkapital (Was auch immer das letztlich sein mag!) sei den Strukturen „inhärent“, mit diesen also wohl nicht identisch, doch ohne sie nicht denkbar (s.o. Anm. 40).

⁵⁷ Es fällt schwer, den Vorwurf der Tautologie (vgl. obige Anm. 13 u. begl. Text) unberechtigt zu finden.

⁵⁸ Als „Gemeinsinn“ übersetzt Kriesi (2007, S. 27) den englischen Begriff der *civiness*, und dies entspricht auch durchaus dem Gebrauch dieses Wortes in der englischsprachigen Literatur (vgl. Castiglione, 2010b, S. 557). In Anbetracht der Tatsache, dass das Auftreten des Sozialkapitals zumindest historisch an die Ordnung des modernen Staatswesens geknüpft ist (vgl. obige Anm. 18, 19), wäre auch die direkte Übersetzung als »Bürgersinn« zu erwägen. Kriesis Terminus »Gemeinsinn« ist aber insofern vorzuziehen, als er das »Gemeine« anspricht, das nach Tönnies bekanntlich im Gegensatz zum Geselligen steht.

⁵⁹ „[W]here levels of social capital are higher, children grow up healthier, safer and better educated, people live longer, happier lives, and democracy and the economy work better.“ (Putnam, 2007, S. 138)

strukturellen und kulturellen Aspekten jeweils beimessen mag (da vom kausalen Primat ja nicht gesprochen werden darf) – , kann trefflich gestritten werden.⁶⁰

Ein selten thematisiertes Problem dieser durch und durch gutgemeinten Vorstellung vom »sozialen Kapital« besteht nun darin, dass sie mit dem, was gemeinhin als treibende Kraft des Kapitalismus‘ gilt, schlicht unvereinbar ist. Kapitalismus beruht auf Eigennutz, nicht auf Gemeinsinn; gibt man diese Annahme auf, dann droht die gesamte Theorie und Praxis der kapitalistischen, auf Gewinnerwartung beruhenden Wirtschaftsweise in sich zusammenzustürzen. Auch auf die Wirkung der »unsichtbaren Hand« muss dann verzichtet werden, denn diese ergibt sich bekanntlich aus dem antagonistischen Treiben egoistischer Akteure. Ist es plausibel, dies alles in Frage zu stellen? Faktoren wie Altruismus und Mitgefühl tragen sicherlich ihren Teil zum Verhalten des Menschen bei. Aber wie sinnvoll ist es, diese Handlungsmotive als »Präferenzen« aufzufassen, die mit den anderen, egoistischen Präferenzen nurmehr graduell abzuwägen wären? Wie sinnvoll kann es sein, solche »Präferenzen« gar als Charakteristikum einer Kapitalform anzusehen?

Es liegt auf der Hand, dass das bloße Nebeneinanderstellen von Präferenzen nicht ausreicht, um systematisch und theoretisch konsistent die verschiedenen Verhaltensweisen zu erfassen, die im »guten« Kapitalismus offenbar zusammenspielen. Es gilt eine gründlicher durchdachte Differenzierung vorzunehmen; und da das kapitalistische Wirtschaften fundamental auf Gewinnerwartung basiert, kann hier schon vorweggenommen werden, dass die nötige Ergänzung der ökonomischen Theorie ebenfalls bei den Erwartungen ansetzen muss, die ein rationaler Akteur in sein Investitionskalkül einfließen lässt. Zur Klarstellung wird es hilfreich sein, »gute« Kooperation einmal aus der Nähe zu betrachten – und zwar im Hinblick auf die mit ihr verbundenen Erwartungen, aus rein ökonomischer Perspektive, ganz ohne die »altbekannten Zusammenhänge« der Soziologie.

So ist es sicherlich richtig, dass Unternehmen und Individuen z.B. in wirtschaftlichen Ballungsräumen wie dem sogenannten Industriellen Dreieck Norditaliens »gut« miteinander kooperieren; und sie tun dies sogar dann, wenn sie zugleich miteinander im Wettbewerb stehen. Konkurrierende Firmen der Schweizer Schokoladenindustrie sprechen mit Stolz über ihre »vertrauensvolle« Zusammenarbeit, wenn etwa Rohstoff- oder Kapazitätsengpässe auftreten; selbst aus der Sicher-

⁶⁰ Vgl. Castiglione, 2010b, S. 559.

heitswirtschaft, wo Staatsgeheimnisse ersten Ranges zum Kerngeschäft gehören, wird ähnliches berichtet. Aber wie plausibel ist es, diese Art der Zusammenarbeit unter dem Obertitel des Sozialkapitals mit »Präferenzen« wie Altruismus und Mitgefühl in Zusammenhang zu bringen? Bauen sie auf dasselbe Vertrauen, von dem eben noch die Rede war? Ist es etwa vorstellbar, dass die betreffenden Akteure gegenseitig mit Gefälligkeiten in Vorleistung treten würden, ohne sich persönlich zu kennen?

Das kooperative Verhalten in der Schokoladen- und Rüstungsindustrie basiert auf einem Kalkül, das mit Gefälligkeiten zugunsten Unbekannt nichts gemeinsam hat. Man kennt sich, man tauscht sich aus, man hilft einander, und zwar nicht weil die Ethik eines kategorischen Imperativs dies verlangt, sondern weil man leicht selbst in die Situation geraten kann, Hilfe in Anspruch nehmen zu müssen – und weil man sich leicht ausrechnen kann, dass man dann auf loyale Bekannte und auf eine gute Reputation angewiesen sein wird. Mit der Zeit kann aus der fallweisen Zusammenarbeit geübte Praxis, Gepflogenheit, Gewohnheit und schließlich auch die »Kultur« einer ganzen Branche werden: die Kooperationsbereitschaft nimmt insgesamt zu, und sollte einmal ein neuer Akteur auf den Plan treten, so wird er im besten Eigeninteresse »gut« daran tun, sein Verhalten an die Usancen der Branche anzupassen. Trotzdem ist dies alles weit von dem entfernt, was oben als Einfluss der Kultur bezeichnet wurde – eben weil es alles aus Eigeninteresse geschieht. Bei dem Verhalten, das von Waffeln- und Waffenproduzenten typischerweise an den Tag gelegt wird, handelt es sich um nicht mehr und nicht weniger als eine rationale und egoistische Strategie zur nachhaltigen Gewinnmaximierung unter Berücksichtigung gewisser Risiken.

Ganz anders dagegen jene altruistischen, mitfühlenden oder zumindest pflichtbewussten, nicht »eigensinnigen«, sondern gemeinsinnigen Verhaltensweisen, von denen zuvor die Rede war! Von Kalkül und Risiko kann hier keine Rede sein: der eigene Beitrag, mit dem ein Akteur in Vorleistung geht, verursacht Kosten, die für immer verloren sind. Und doch wurde behauptet, auch solche Beiträge seien als Investitionen zu verstehen; auch mit ihnen müsse theoretisch die Erwartung einhergehen, dass die Investition sich irgendwie rentieren werde. Worauf aber sollte diese Erwartung denn gründen? Unter den gegebenen Umständen kann es sich bei ihr kaum um die Gewinnerwartung eines rationalen Akteurs handeln. Einen diskontierten Barwert, der die Investition rechtfertigen würde, gibt es nicht!

Die Schlussfolgerung ist, dass wir es hier nicht mit einer »Erwartung« im Sinne der herkömmlichen ökonomischen Theorie zu tun haben; eine solche müsste zumindest prinzipiell kalkulierbar sein. Andererseits zeigt das ökonomische Kalkül ebenso deutlich, dass auch von »Präferenzen« nicht sinnvoll die Rede sein kann, soweit es nämlich um Aufwendungen geht, denen tatsächlich keine kalkulierbaren Erträge gegenüberstehen.⁶¹ Im Einzelfall mag man zu Recht unterstellen, dass bestimmte Menschen, etwa Großmütter, unter bestimmten Bedingungen intrinsisch zur Hilfsbereitschaft usw. motiviert sind; sogenannte Gutmenschen mögen sogar einen besonders großen Nutzen daraus ziehen, wenn sie einen Beitrag zu dem leisten, was sie für das Gemeinwohl halten.⁶² In diesem Fall müsste aber gar nicht von Investitionen, sondern von Konsum die Rede sein; die oben geschilderte Wachstumsdynamik, die durch das Sozialkapital in Gang gesetzt wird, wäre dadurch zwar nicht ausgeschlossen, wäre aber nurmehr als Nebenprodukt einer eigentlichen Schenkwirtschaft zu verstehen.⁶³

Hieraus ergibt sich eine Konsequenz, vor der oben schon gewarnt wurde und die wir jetzt mit dem Wort der Schenkwirtschaft auf den Begriff gebracht haben: Wenn altruistische Präferenzen nicht mehr nur in begründeten Einzelfällen (d.h. als Ausnahmen, die die Regel bestätigen), sondern systematisch als *missing link*⁶⁴ zur Erklärung aller bisher ungelösten Fragen herangezogen werden, dann handelt es sich dabei um eine ad-hoc-Erklärung, die der Beliebigkeit Tür und Tor öffnet. Zwischen Markt-, Tausch- und Schenkwirtschaft kann in diesem Fall nicht mehr unterschieden werden; Kapitalismus muss, zumindest soweit das Sozialkapital betroffen ist, primär als Schenkwirtschaft verstanden werden. Besteht wirklich hierin die Entdeckung des Sozialkapitals?

⁶¹ Weder Erträge noch vermiedene Risiken (vermiedene potentielle Ertragseinbußen).

⁶² Nach herkömmlicher Vorstellung können weder sie noch ein durchschnittlicher Sozialkapitalforscher überhaupt wissen, was eigentlich das Gemeinwohl ist; in der gängigen Literatur wird dieses Problem geflissentlich ignoriert, der Hinweis auf das »Gute« (*good governance, good culture* usw.) scheint sich von selbst zu verstehen.

⁶³ Tatsächlich ist in der Literatur das Argument anzutreffen, Sozialkapital entstehe nur als Nebenprodukt von Aktivitäten, die eigentlich auf andere Zwecke ausgerichtet sind (Ostrom, 2000, 174; Uphoff, 2000, S. 227 f.). Diese Betrachtungsweise ist wohl ursächlich für die häufig anzutreffende, jedoch verfehlt, zumindest in unzulässiger Weise verkürzte Charakterisierung des Sozialkapitals als »öffentliches Gut« (vgl. o. Anm. 42).

⁶⁴ Guiso, Sapienza und Zingales (2010) haben diese Formulierung anscheinend von Tabellini (2008a, Abstract u. S. 257) übernommen.

Natürlich nicht. An der obigen Beschreibung des Sozialkapitals ist nichts auszusetzen: Sozialkapital tut seine Wirkung als Kapital im Sinne der ökonomischen Theorie, genau so, wie es hier beschrieben wurde. Gleichwohl kann es nicht auf die »altbekannte Einsichten« der ökonomischen Theorie reduziert werden – ebenso wenig, wie man das Prinzip der Kapitalakkumulation auf altbekannte Einsichten der Soziologie reduzieren könnte. Insbesondere genügt es nicht, einfach ein paar zusätzliche »Präferenzen« in Anschlag zu bringen, die per Definition »gut« sind: dies wäre einerseits ein Zirkelschluss und andererseits gar nichts Neues, denn mit unterschiedlichen Präferenzen wurde schon seit jeher gerechnet. Die Lösung des Rätsels muss woanders liegen. Wir haben es immer noch mit derselben Frage zu tun: Was ist das Soziale am Sozialkapital? Worin besteht (diesmal aus Sicht der Ökonomie) die große Entdeckung: Was ist das Neue, das uns bisher verborgen bleiben musste, das zur Erklärung gewisser Phänomene (z.B. Niveauunterschiede) aber in Betracht gezogen werden muss?

Sozialkapital: Habitus der Moderne

Aus dem Gesagten geht bereits hervor, welchen Anforderungen das Neue genügen muss: sowohl mit exogenen Präferenzen als auch mit rationalen Erwartungen hat es wichtige Gemeinsamkeiten, doch kann es auf keines dieser beiden Elemente reduziert werden.

Mit herkömmlichen Präferenzen stimmt das Gesuchte insofern überein, als es offenbar dazu beiträgt, bestimmte Verhaltensweisen hervorzurufen. Diese Gemeinsamkeit betrifft vor allem die empirische Ebene: Aspekte des Sozialkapitals, etwa das generalisierte Vertrauen und die einschlägigen Normen der Kooperation, äußern sich empirisch in derselben, auf dieselbe Weise beobachtbaren Form wie Präferenzen. Die Methoden, mit denen Daten über diese Einstellungen gesammelt und analysiert werden, sind dieselben, mit denen auch Präferenzen erhoben werden. In der Praxis ist es daher oft schwierig, zwischen Sozialkapital und Präferenzen eine Trennlinie zu ziehen.

In der Theorie aber würden wir in arge Bedrängnis geraten, wenn wir gemeinwohlorientierte Normen mit Präferenzen gleichsetzen würden: Präferenzen sind per

Definition egoistisch und müssen es bleiben.⁶⁵ Statt dessen tritt auf der Ebene der Theorie die Gemeinsamkeit in den Vordergrund, die das Gesuchte mit rationalen Erwartungen teilt: wie diese muss es geeignet sein – börsianisch gesprochen – eine »Wachstumsphantasie« auszulösen. Auf den ersten Blick wirkt dies befremdlich, weil ein vertrauenswürdiges, gemeinwohlorientiertes Verhalten ja gerade nicht mit konkreten Gewinnerwartungen verbunden ist; jedenfalls nicht aus Sicht des handelnden Akteurs. Dieser letzte Zusatz ist aber entscheidend: von dem Einwand ist nur die bewusste Sichtweise des handelnden Akteurs selbst betroffen. Es besteht durchaus die Möglichkeit, dass hier ein ähnlicher Sachverhalt vorliegt wie beim generalisierten Vertrauen (*moralistic trust*):⁶⁶ Vielleicht glauben die Akteure bloß, sie hätten keine Erwartungen, haben in Wirklichkeit aber doch welche!

Ganz so einfach ist es dann doch nicht, denn in Ermangelung von »Adressaten« und »Fälligkeiten« der bilanzierten Sozialkapital-Forderungen besteht schlechterdings kein Anlass zur Hoffnung auf verzinste Rückzahlung. Erwartungen im Sinne der ökonomischen Theorie sind rationale Erwartungen, und solche bestehen hier tatsächlich nicht. Wohl aber besteht etwas, das dieselbe Wirkung hat wie sie: eine *Erwartungshaltung*, die den betreffenden Akteur zum Investieren veranlasst, selbst wenn er keine konkrete rationale Erwartung hat.⁶⁷

Bei dieser »Haltung« handelt es sich um etwas, das in der Soziologie – hier müssen wir Kriesi zustimmen – seit langem bekannt ist: gemeint ist ein Habitus (lat. *habitus* ‚Haltung, Gesinnung, Gehabe‘), d.h. eine Art, sich zu (ver-) halten, die für eine bestimmte Klasse von Individuen charakteristisch ist.⁶⁸ Es handelt sich mithin

⁶⁵ Dass Präferenzen notwendigerweise egoistisch sind, wird am Beispiel des »Gutmenschen« sehr deutlich: theoriekonform muss er so definiert werden, dass positive Externalitäten seines Tuns einen positiven Beitrag zu seiner eigenen Nutzenfunktion leisten.

⁶⁶ Vgl. obige Anm. 37 und den begleitenden Text: Interviewpartner geben an, die würden anderen vertrauen, doch in Wirklichkeit bedeutet dies, dass sie selbst vertrauenswürdig sind.

⁶⁷ Investitionen bestehen z.B. in »vertrauenswürdigem« Verhalten, Verzicht aufs »Trittbrettfahren« usw.: es handelt sich mithin um genau das, was durch die Variable des generalisierten Vertrauens in der »moralistischen« Lesart Eric Uslaners gemessen wird.

⁶⁸ Bourdieu definiert: „Der Habitus stellt das Produkt der Einprägungs- und Aneignungsarbeit dar, die erforderlich ist, damit die Hervorbringungen der kollektiven Geschichte (Sprache, Wirtschaftsform usw.) sich in Form dauerhafter Dispositionen in allen, den gleichen Bedingungen auf Dauer unterworfenen, folglich den gleichen materiellen Existenzbedingungen ausgesetzten Organismen – die man, so man will, Individuum nennen kann – erfolgreich reproduzieren können.“ (1976, S. 186 f.)

um etwas, das mit Präferenzen keinesfalls gleichgesetzt werden darf, denn Präferenzen sind auf der Ebene des Individuums definiert, während der Habitus über das Individuum hinausweist: selbst wenn man auch dem einzelnen Individuum seinen persönlichen Habitus zuschreiben kann, so umfasst dieser doch gerade diejenigen Aspekte, die auf die soziale Einbettung und Prägung, die *Sozialisierung* des Individuums, zurückgehen. Sozialisierung bezeichnet den Prozess, durch den ein Mensch in die Gesellschaft hineinwächst: schon im frühesten Kindesalter, im Zuge seiner Persönlichkeitsentwicklung, nimmt jeder Mensch viele Verhaltensnormen und Werte seines sozialen Umfelds in sich auf, ein Vorgang, der psychoanalytisch als Introjektion oder *Verinnerlichung* bezeichnet wird. Sigmund Freud und seine Nachfolger haben gezeigt, dass diese Prägung auch dann noch einen großen Einfluss auf das Verhalten ausübt, wenn bewusste (rationale und egoistische) Entscheidungen, Erwägungen, Erwartungen, Nutzenkalküle usw. dagegen sprechen; der Habitus kann also durchaus mit den Präferenzen in Widerspruch treten! Wir haben damit einen analytischen Ansatz gefunden, der es ermöglicht, zwischen Nutzenmaximierung (gemäß den Präferenzen des Individuums) und Gemeinwohlorientierung bzw. normgerechtem Verhalten (gemäß Habitus) systematisch zu unterscheiden, ohne die Konsistenz der Theorie in Frage zu stellen.

Die Konsequenzen dieser unscheinbaren Korrektur sind nun allerdings radikal. Das Verhalten eines Akteurs wird nicht mehr nur von seinem Nutzenkalkül, basierend auf seinen (egoistischen oder altruistischen) Präferenzen und (rationalen) Erwartungen, bestimmt, sondern unterliegt zusätzlich dem Einfluss des Habitus⁶⁹, in dem sich die verinnerlichteten Normen des sozialen Umfelds bündeln. Einem Soziologen sagt man damit wahrlich nichts Neues. Aber auch manche Ökonomen, darunter prominente Sozialkapitalskeptiker wie Robert M. Solow, sind sich seit langem über den Hintergrund der »Wert-Haltungen«, die das Sozialkapital ausmachen, im Klaren.⁶⁹ Unter dem Titel der »jüngeren Ökonomik« (*recent economics*) ist inzwischen ein ganzes Forschungsprogramm entstanden, das auf der psychologischen Einsicht basiert, dass die »Identität« des sogenannten⁷⁰ Individuums dessen

⁶⁹ „Patterns of behavior, of acceptable and expectable behaviour, start off as social norms, enforced by parental pressure or peer pressure or religious instruction, or in some other way, and are eventually internalized.“ (Solow, 2000, S. 8)

⁷⁰ Vgl. o. Anm. 68. Selbstverständlich bleiben wir bei dieser bewährten Terminologie.

soziale Referenzgruppen mit einschließt.^{71, 72} Eine frühe, bekannte Formulierung dieser Idee ist im Hauptwerk James Colemans (1990) zu finden, den wir bereits als Vordenker des Sozialkapitals kennengelernt haben; weniger bekannt ist, dass auch Colemans Formulierung von 1990 einen Vorläufer hatte: Coleman hatte den individuellen Akteur schon 1987 unter Bezugnahme auf externe Referenzgruppen psychologisch⁷³ angereichert, und es wird aufschlussreich sein, seine beiden Formulierungen einmal im Wortlaut miteinander zu vergleichen.

Betrachten wir zunächst einmal die jüngere, bekanntere Version. In seinem Buch *Foundations of Social Theory* beschreibt Coleman (1990) den relevanten Zusammenhang wie folgt: Das »erweiterte Selbst« eines Menschen umfasse nicht nur dessen eigene Person, sondern auch andere Personen in der Umgebung (mit denen offenbar eine affektive Bindung besteht). Geschehe diesen ein Leid, so leide man mit ihnen; hätten sie Anlass zur Freude, so freue man sich mit ihnen (und nicht bloß für sie). Man kann sich die gefühlsmäßige Verbundenheit leicht anhand von nahestehenden Bezugspersonen vor Augen führen: ein Baby wird mitlachen, wenn die Mutter lacht, nicht weil es ihre Beweggründe teilt, sondern weil es ihre Emotion aufgreift. Psychologisch ist dieser Gedanke auf alle Sympathieträger verallgemeinerbar, mit denen man sich irgendwie identifizieren kann – Fußballmannschaften, Plüschtiere, Autos, Nationalstaaten. James Coleman, der Soziologe, wählt freilich eine engere Konzeption des »Selbst«, nämlich unter Weglassung aller nichtmenschlichen Sympathieträger:

„In effect, it is possible to conceive of the (object) self in such a way that events affecting others in the vicinity *do* in fact happen to oneself, that is, to the expanded self [...]“ (Coleman, 1990, S. 517)

In der Modellsprache der ökonomischen Theorie lässt sich das erweiterte Selbst so umsetzen, dass die Nutzenfunktion des Individuums um einige Terme erweitert

⁷¹ Akerlof und Kranton, 2000, 2010; Davis, 2007, 2011; Hill, 2007. Der Titel *recent economics* ist von Davis (2007) übernommen.

⁷² Einen Versuch, diesen Grundgedanken auch auf das »Sozialkapital« zu übertragen, unternimmt jüngst Christoforou (2013).

⁷³ Coleman selbst spricht nicht ausdrücklich von Psychologie; übrigens ist darauf hinzuweisen, dass hier ein psychoanalytischer Ansatz zum Zuge kommt, der mit den ebenfalls bestehenden neurologisch orientierten psychologischen Ansätzen der Sozialkapitalforschung (vgl. z.B. Petersen, Roepstorff und Serritzlew, 2009; Kosfeld et al., 2005) nicht viel gemeinsam hat.

wird, in die jeweils die Nutzenveränderung eines »anderen« einfließt, der von der Handlung des Individuums betroffen ist. Da die menschliche Psyche aber nicht nur auf andere Menschen bedacht ist, sondern auch Plüschtiere und Autos ins Herz (bzw. in die narzisstische Selbstliebe mit ein-) schließt, kommen zu Colemans »anderen« noch viele weitere hinzu: der Nutzen des geliebten Staates, der Mannschaft usw. wird in der vollständigen Nutzenfunktion dieses Individuums nicht fehlen. In derselben Weise lässt sich schließlich auch das, was das Individuum für das Gemeinwohl hält, in die Nutzenfunktion einbeziehen, wenn die Identifikation mit der Allgemeinheit groß genug ist; überwiegt der betreffende Term vor anderen, so haben wir es mit der Nutzenfunktion eines Gutmenschen zu tun.

Betrachten wir nun Colemans frühere Beschreibung. Zwischen der engeren, auf menschliche Sympathieträger beschränkten, und der erweiterten, nichtmenschliche Sympathieträger mit einschließenden Selbst-Konzeption nimmt sie eine Mittelstellung ein. Einen abstrakten Gemeinwohlterm gibt es nicht, wohl aber zählt Coleman (1987) Personenverbände wie den Nationalstaat mit zu den »Akteuren«, mit denen sich das Selbst im Zuge seiner Sozialisierung identifiziert:

„[S]ocialisation attempts to create a new ‘self,’ whose actions are dictated by the imagined will of the actor with which he has identified himself: parents, nation-state, religious order, profession, or academic discipline.“ (Coleman, 1987, S. 149)

Die Erweiterung auf abstrakte Personenverbände ist nur einer von mehreren Unterschieden zwischen den beiden Konzeptionen. Ein zweiter betrifft die Konsequenzen, um die es eigentlich geht: in der jüngeren Formulierung war von Ereignissen (*events*) die Rede, die den Menschen zustoßen, und die sich ökonomisch auf die Nutzenfunktion auswirken. Ganz anders die frühere Formulierung: Hier tritt der Mensch (das »Selbst«) als handelndes Wesen, als Akteur auf!

Natürlich darf unterstellt werden, dass Coleman auch 1990 noch handelnde Akteure vor Augen hatte: jedes Individuum wird sein Verhalten an seiner Nutzenfunktion ausrichten. Genau dies führt aber mitten in die Problematik hinein, die wir vermeiden wollten: wenn egoistische und altruistische Handlungsmotive in derselben Weise in dieselbe Nutzenfunktion eingehen, dann besteht zwischen ihnen kein kategorialer, systematischer Unterschied. Die Handlungsentscheidung des Individuums, d.h. die Wahl zwischen egoistischem und altruistischem Verhalten,

ist in diesem Fall nur vom Gewicht der einzelnen Terme der Nutzenfunktion abhängig, und deren Gewichtung wird zum Gegenstand einer nurmehr graduellen, letztlich beliebigen Abwägung. Intuitiv mag das plausibel erscheinen, denn tatsächlich glaubt der Mensch manchmal Situationen zu erleben, in denen er das Gefühl hat, entscheiden zu müssen, ob er zugunsten anderer auf einen Teil seines eigenen Nutzens verzichten will. Aber wie kommt die Entscheidung nun effektiv zustande: was hat im Einzelfall zur beobachteten Entscheidung geführt? Die Reduktion auf ein eindimensionales Modell, dessen exogene Faktoren sich immer erst im Nachhinein feststellen lassen, würde in die Tautologie führen: da die Entscheidung so und nicht anders ausgefallen ist, müssten die »Präferenzen« wohl so gewesen sein! Erklärt ist damit nichts.

Colemans frühere Formulierung steht hierzu deutlich im Kontrast. Das Verhalten, genauer:⁷⁴ das Handeln (*actions*) des Individuums wird unmittelbar von verinnerlichten Normen beeinflusst, ohne dass dazu erst der Umweg über die Nutzenfunktion genommen wird. Folglich muss die Nutzenfunktion gar nicht durch Freud und Leid anderer Parteien verkompliziert werden: ausschließlich egoistische Präferenzen gehen in sie ein. Der fertig kalkulierte Nutzen konkurriert dann mit den verinnerlichten Normen um Einfluss auf das Handeln des Akteurs. Jede Handlungsentscheidung wird damit zu einem Wahlakt zwischen Dem-anderen-Gefälligsein oder nicht, Sich-als-vertrauenswürdig-Erweisen oder nicht, Nicht-Trittbrettfahren oder doch, kurz: zur Investitionsentscheidung im Sinne des Sozialkapitals.

Übrigens spricht Coleman (1987) in der zitierten Passage nicht von »Normen«, sondern vom »gedachten Willen« (*imagined will*) desjenigen Akteurs, mit dem sich das Selbst identifiziert. Gemeint sind damit aber genau die Normen, deren Einhaltung dieser Akteur dem Individuum auferlegen würde, wenn er dazu in der Lage wäre: nicht umsonst ist der Beitrag mit *Norms as Social Capital* überschrieben. Colemans Hauptargument geht eigentlich dahin, dass verinnerlichte Normen besser zur Verhaltenssteuerung geeignet sind als äußerliche Anreize, Strafen oder Gratifi-

⁷⁴ Der empirisch arbeitende Sozialwissenschaftler ist es gewohnt, menschliches Handeln bloß äußerlich als Verhalten zu beobachten; Vorgänge, die durch normative Einflüsse definiert sind, können auf dieser Ebene aber nicht theoretisch fundiert werden (vgl. o. Anm. 45). Die theoretische Fundierung des Sozialkapitals muss aber zwingend eine Mikrofundierung sein, was letztlich einer Hinwendung zur Psychologie gleichkommt (Meyer-Schwarzenberger, 2012).

kationen.⁷⁵ Die äußerlichen »Akteure« bedienen sich sozusagen des »Individuums-Selbst«, um mit dessen Hilfe, d.h. mit Hilfe von innerlichen Sanktionsmechanismen, ihren »Willen« gegen die originären, nutzenmaximierenden Handlungsmotive des Individuums durchzusetzen. Die Fortsetzung des zweiten Zitats lautet:

„It is that will which generates the internal sanctions for future actions.“

Normatives Sozialkapital als verinnerlichter Wille eines externen Akteurs – das heißt verinnerlichte Herrschaft! Es ist schade, dass dieser vielversprechende Ansatz in der Sozialkapitalliteratur nicht weiter verfolgt wurde, denn aus ihm ergeben sich – mit Kriesi gesprochen – ganz neue Einsichten und Entwicklungsmöglichkeiten. Wir wollen hier einmal exemplarisch eine solche Möglichkeit ausformulieren und eine Theorie skizzieren, die uns mit der Individualismus-These (Tabellini u.a.) in Übereinstimmung bringen würde; die empirische Analyse wird später freilich zur Revision dieser Theorie führen.

So könnte man die Reihe jener Akteure, deren Willen das Individuum im Zuge seiner Sozialisation verinnerlicht, nicht bloß um »äußerliche«⁷⁶ Personen, Personenverbände oder abstrakte Gebilde wie Nationalstaaten usw. verlängern: analog kann man als zusätzliche, mindestens ebenso abstrakte Identität auch das Individuum selbst, die eigene Person, d.i. die »Persona« des Individuums anführen, die sich aus seinem Namen, seiner biographischen Kontinuität, seinen verdienten und unverdienten Meriten, akademischen Graden usw. zusammensetzt.⁷⁷ Grundsätzlich ist sie den anderen Identitäten, die sich auf »äußerliche« Akteure beziehen, gar nicht unähnlich; sie gerät zu diesen aber in ein besonderes Spannungsverhältnis, wenn sie kulturell – qua »Individualismus« – besonders hervorgehoben wird. In diesem Fall kann unterstellt werden, dass die »inneren Sanktionsmechanismen« einer anderen Funktionslogik folgen als bisher: an die Stelle der Polynomie von potentiell antinomischen Normen, zwischen denen das Individuum wie ein Unterhändler »ver|handeln« konnte, tritt nun der binäre Gegensatz zwischen der ver-

⁷⁵ Coleman, 1987, S. 149.

⁷⁶ Natürlich geht es hier immer nur um deren wirkmächtige Abbilder im Geiste des Individuums.

⁷⁷ Mühlhäusler und Harré (1990, S. 114) beschreiben die individuelle Persona des westlichen Individuums als singuläre rollenunabhängige Identität, die zu den multiplen rollenspezifischen Identitäten anderer Kulturen und ihrer Sprachen (z.B. Japanisch; vgl. ebd., S. 112) im Gegensatz steht.

meintlichen Autonomie des »handelnden« Individuums-Selbst und seiner überwunden geglaubten Heteronomie. Letztere ist ins Unterbewusstsein verdrängt und wirkt fortan, als Teil des Individuums-Selbst, im Verborgenen.

Vielleicht genügt schon allein diese Verdrängung ins Unbewusste, ausgelöst durch den immer stärker werdenden Individualismus, um den sozialen Normen mehr Macht zu verleihen, als sie je zuvor haben konnten? (Dies ist die Hypothese, die wir später verwerfen werden: Individualismus mündet nicht von allein in Subjektivismus.) Vielleicht ist genau dieser Fall in den westlichen Ländern, und hier aus historischen Gründen besonders frühzeitig, eingetreten, so dass diese Länder heute einen großen Vorsprung gegenüber dem Rest der Welt haben? Die Persönlichkeit des Individuums erhielt einen zunehmend zentralen Stellenwert; der Einzelne⁷⁸ geriet dadurch nicht nur mit allen anderen, sondern schier mit allem anderen in einen immer stärkeren Gegensatz. Bei sich bietender Gelegenheit wurde die Rolle dieses »anderen« von einem fiktiven Konstrukt usurpiert, das in der wandelbaren Gestalt des Souveräns, des Leviathans, des Staates, des Gesellschaftskörpers, der »imaginierten Gemeinschaft«⁷⁹ auftreten konnte; schließlich schlüpfte die Nation in die Rolle des Intermediärs, der zwischen allen Schuldnern und Gläubigern von Gefälligkeiten vermittelt – als Zentralbank der Sozialkapitalökonomie.⁸⁰

Auf diese Weise hätte der demokratische Nationalismus, der sich ironischerweise als Befreier des bürgerlichen Individuums präsentiert, unmittelbar zur Beherrschung des Individuums durch sich selbst beigetragen.⁸¹ Die Rolle des »anderen«

⁷⁸ Wir formulieren hier bewusst nicht geschlechtsneutral, denn das androgyn gedachte Individuum geriet wohl auch zur Weiblichkeit in einen Gegensatz, der den weiteren Fortgang der Geschichte nicht unwesentlich mitbestimmt hat. Es ist kein Zufall, dass die »Nation« gerne weiblich personifiziert wurde: das Weib als Leben nehmendes und gebendes, den Reproduktionszyklus belebendes Wesen – man denke an die schildbewehrte Helvetia oder die barbusige Marianne, die seit 1968, beginnend mit Brigitte Bardot, am Modell wechselnder französischer Schauspielerinnen immer wieder neu aufgelegt wird. Zur ödipalen Tiefenstruktur des modernen Gesellschaftsvertrags vgl. z.B. Koschorke et al., 2007; Manow, 2011.

⁷⁹ Anderson, 1991 [1983].

⁸⁰ Folgerichtig kann man im »Gesellschaftsvertrag« (vgl. obige Anm. 18) die vertragliche Basis erblicken, die dem Investor seinen Anteil am Gewinn verspricht.

⁸¹ Die Nähe dieser Argumentation zu Michel Foucaults Ausführungen betreffend Disziplin und Selbsttechnologien ist augenfällig. Foucault (1982) macht freilich schon im Mittelalter neuartige Machtformen und Verfahren aus, die „aus Individuen Subjekte“ werden lässt (vgl. u. Anm. 96); wir werden an geeigneter Stelle auf Foucault zurückkommen (Kap. 6, Anm. 46 u. begl. Text).

könnte freilich auch von etwas anderem wahrgenommen werden – idealerweise von einer religiösen Instanz, beispielsweise einer protestantischen Nationalkirche –, denn sie bündelt ja nur symbolisch den Anteil alles anderen an der Identität des Selbst. Ausschlaggebend ist nach der hier umrissenen Theorie nur, dass das Ich im Selbst mit dem Nicht-Ich in Opposition geriet; das Vorliegen einer solchen Opposition ist nicht an einen bestimmten Opponenten gebunden. Ausschlaggebend ist der unumstößliche Glaube an das subjektive Ich,⁸² der zugleich den Glauben nährt, die eigenen subjektiven »Werthaltungen« rührten nicht etwa vom Willen anderer her, vielmehr handle es sich bei ihnen um die persönlichen, ureigensten Ansichten des Individuums – gleichgestellt den individuellen Präferenzen: „Die Gedanken sind frei!“, suggeriert bekanntlich der liberale Individualismus der Moderne.^{83, 84}

Beruhet der Erfolg der westlichen Industrienationen also auf der Befreiung des vermeintlich autonomen Individuums? Ist es der Glaube an die eigene Handlungs- und Gewissensfreiheit, der im Individuum des Westens eine machtvolle innerliche Herrschaft installiert und es dadurch zum »Investitionsverhalten« motiviert? Besteht hierin die besondere Sozialkapitalausstattung Nordwesteuropas und der angelsächsischen Länder? Sind Wirtschaft und Gesellschaft in diesen Ländern vielleicht gar nicht so sehr von einer protestantischen Ethik geprägt, die Max Weber (1920) bekanntlich mit dem »Geist des Kapitalismus« in Verbindung brachte, d.h. von der Fiktion individueller Freiheit verbunden mit der Fiktion individueller Verantwortlichkeit – Verantwortlichkeit vor Gott und dem eigenen Gewissen?⁸⁵ Ist es diese Freiheit, die auch der *Demokratie in Amerika* (Tocqueville) schon im 19. Jahrhundert zu Erfolg und Stabilität verhalf? Bestand in den Freiheiten und Rech-

⁸² Bekenntnisartig verklausuliert durch Descartes (1996, S. 52, 54) [1637]: *Je pense, donc je suis*. Erst 1641 erschien Descartes' eigene lateinische Übersetzung *Ego cogito, ergo sum*.

⁸³ Der Text des bekannten Volkslieds *Die Gedanken sind frei* wurde um 1780 erstmals auf Flugblättern veröffentlicht; die zeitliche Nähe zu Kants (1784) *Sapere aude!* ist symptomatisch. Verlegerisch publiziert wurde das Lied 1842 von Hoffmann von Fallersleben, dem Dichter der deutschen Nationalhymne.

⁸⁴ Vgl. dagegen die fast schon zur Postmoderne neigende Ambivalenz bei Bertolt Brecht, der ein bekanntes Sprichwort aus dem Mittelalter aufgreift: „Der Mensch denkt: Gott lenkt.“ (*Mutter Courage und ihre Kinder*, Urauff. Zürich 1941)

⁸⁵ Auf die Reformation bzw. ihren Hauptprotagonisten Martin Luther werden wir noch mehrfach zurückkommen. Die jüdisch-christliche »Erfindung« des Gewissens als Instrument zur Verhaltenssteuerung, eine zivilisatorische Errungenschaft ersten Ranges, kann man natürlich noch viel weiter zurückverfolgen (vgl. Roth, 2003, S. 226 f., 805).

ten des Einzelnen, gepaart mit seinen Verpflichtungen gegenüber der Kommune, wohl auch der von Robert Putnam aufgespürte besondere Vorzug der norditalienischen Stadtrepubliken?⁸⁶

Wenn Sozialkapital nichts anderes ist als kultivierte Freiheit, dann konnten die norditalienischen Kommunen im späten Mittelalter womöglich noch vom kampferprobten Freiheitsdrang ihrer langobardischstämmigen Oberschicht profitieren. Die Langobarden in Italien, die Angelsachsen in Amerika, ja sogar in Australien: lässt sich der Ressourcenreichtum der globalisierten nordwesteuropäischen Sozialkapitalökonomie letztlich auf den »großartigen Subjectivismus« der germanischen Völker zurückführen? Was hiermit gemeint sein könnte, beschrieb z.B. Bethmann-Hollweg (1868) ein Jahr nach Erscheinen des *Kapitals*⁸⁷ wie folgt:

„Sein Subjectivismus giebt ihm [dem Germanen – MMS] das unmittelbare Bewußtsein des unendlichen Werthes der Persönlichkeit und erzeugt also jenes gesteigerte und reizbare Ehrgefühl, welches Griechen und Römern fremd ist. Zwar die Person ist auch dem Römer, indem er sie in ihren Beziehungen zur Außenwelt sich objectivirt, der Grundbegriff alles Rechts. Aber der Germane erfaßt sie subjectiv und in der synthetischen Einheit ihrer innern und äußern Seite, also in der Einheit ihrer sittlichen und rechtlichen Bezüge.“ (Bethmann-Hollweg, 1868, S. 4)

Wir fassen zusammen: Der moderne Gemeinsinn ist verinnerlichte Herrschaft und möglicherweise die Kehrseite⁸⁸ der traditionellen germanischen Wertschätzung der individuellen Persönlichkeit. Gemeinsinn durch Freisinn? Wenn die These so zugespitzt wird, erscheint sie paradox. Dabei haben wir uns insgesamt noch gar nicht so weit von den Vorstellungen entfernt, die wir bereits im ersten Kapitel,

⁸⁶ Guiso, Sapienza und Zingales (2008c) berichten, dass individuelle Freiheiten und Eigentumsrechte in den norditalienischen Kommunen gesetzlich und gerichtlich geschützt waren (a.a.O., S. 8 f.).

⁸⁷ Des ersten Bandes (vgl. dazu o. Anm. 6).

⁸⁸ Im römisch geprägten Duktus der Kausalanalyse wäre statt Kehrseite von »Implikation« zu sprechen: beide Wörter bemühen dasselbe Bild, doch gemahnt das lateinische an den Vorgang des Umkehrens von einer Seite zur anderen, während das deutsche, ganz »synthetisch« im Sinne Bethmann-Hollwegs, die Simultaneität der beiden Seiten vorstellt. Gerade letzteres ist hier gemeint: einen »kausalen Primat« der einen oder anderen Seite gibt es nicht, als Ursprung der zweiseitigen Einheit werden wir ein Drittes identifizieren.

ganz ohne Rückgriff auf Sozialkapital und Habitus, als Zusammenhang zwischen dem »Individualismus« und Good Governance kennenlernten. Entscheidend für das Funktionieren von modernen politischen und ökonomischen Institutionen, so hieß es dort, sei ein moralischer Universalismus, der in Gesellschaften mit individualistischer Grundhaltung besonders ausgeprägt sei,⁸⁹ dies war zumindest die Meinung einiger Wissenschaftler, die glaubten, den Erfolg der No-drop-Welt auf solche kulturellen Prädispositionen zurückführen zu können. Was spricht dagegen, in der germanischen Kultur mit ihrem interpersonalen Rechtswesen und ihren komplizierten, auf Freiheit und »Gegenseitigkeit« angelegten Bräuchen den Prototyp einer solchen individualistischen Prägung auszumachen?⁹⁰

Inzwischen haben wir nachvollzogen, wie »Gegenseitigkeit« heute verstanden und mit gegenseitigem Vertrauen in Verbindung gebracht wird; für die Vermutung, dass vertrauensvolle Verhaltensweisen, die in Abwesenheit eines haftbaren Gegenübers gleichwohl auf Gegenseitigkeit angelegt sind, durch besonderen Individualismus⁹¹ hervorgerufen werden, konnten wir soeben sogar noch zusätzliche Argumente beisteuern. Allein die Frage nach der letzten Ursache, dem sachlogischen Ursprung der Kumulationsdynamik, ist immer noch offengeblieben. Wir haben erfahren, dass Robert Putnam den historischen Ursprung der Erfolgsgeschichte Norditaliens in den institutionellen Strukturen der Stadtrepubliken erblickte. Aber welchen Umständen konnte diese »Struktur« entspringen? Wir haben andererseits die verinnerlichte Herrschaft analysiert, die sich erheben kann, wenn die eigene Person »kulturell« besonders hervorgehoben wird. Woher rührt diese »Kultur«, von der auch Bethmann-Hollweg spricht (vgl. o.), bei den alten Germanen? Und wenn die Frage nach dem kausalen Primat von »Kultur« oder »Struktur« nicht gestellt werden darf: Welche dritte Ursache mag statt dessen deren gemeinsame Niveauveränderung erklären? Auf was gründet das »gute« Zusammenspiel von Wirtschaft und Gesellschaft in der modernen Wachstumsökonomie? Wie erklärt sich insbesondere auch das einträchtige Zusammenwirken von kompetitiven und kooperativen Elementen in diesem Regime – und zwar nur in den Ländern, wo es

⁸⁹ Vgl. Kap. 1, Anm. 42, 45 u. begl. Text.

⁹⁰ Vgl. Kap. 5, Anm. 53 u. begl. Text.

⁹¹ Vgl. Kap. 1, Abb. 1.2 (linkes Schaubild).

»gut« funktioniert, nicht jedoch in vielen anderen Ländern?⁹² Wir haben nun ein ganzes Arsenal von Konzepten angelegt, wir haben „altbekannte Einsichten der Soziologie“ in ökonomische Kategorien gefasst, ideengeschichtliche Bezüge hergestellt – und doch fehlt immer noch der archimedische Punkt, an dem das Unversum der Moderne den Hebel ansetzen konnte, um sein höheres Niveau zu erreichen.

Immerhin kann die Forschungsfrage jetzt widerspruchsfrei formuliert und ökonomisch-soziologisch mikrofundiert werden: Offenbar verinnerlicht das Individuum im Zuge seiner Sozialisierung einen »guten« Habitus, eine Haltung, die inhaltlich etwa zum generalisierten Vertrauen im Sinne Uslaners (*moralistic trust*) oder zum moralischen Universalismus im Sinne Tabellinis (*generalized morality*) führt. Ökonomisch-theoretisch macht sich diese Haltung als »Erwartungshaltung« bemerkbar, soziologisch-empirisch lässt sie sich in Form von Werthaltungen beobachten. Die Frage ist nun, wieso diese Haltung, dieser Habitus, in den liberalen Gesellschaften des modernen globalisierten Westens stärker ausgeprägt ist als in allen anderen Gesellschaften. Um es nochmals ökonomisch zu formulieren: offenbar verfügen die modernen Gesellschaften des Westens über einen zusätzlichen Produktionsfaktor, sozusagen ein Werkzeug oder Dispositiv, das als Kapital in Kombination mit anderen Ressourcen eine besonders effiziente Produktion von Stabilität und Prosperität zulässt. Worin besteht dieses Dispositiv?

Angesichts der bisherigen Argumentation kann nur vermutet werden, dass der »Individualismus« entscheidend ist, durch den sich die betreffenden Gesellschaften auszeichnen. Die vermeintliche Emanzipation des Individuums scheint unmittelbar in einen Subjektivismus zu münden: das nunmehr sich selbst unterworfenen Individuum wird zum nunmehr seinem Selbst unterworfenen Subjekt. Nicht ohne Grund rekurierte wohl auch die deutsche Jurisprudenz des 19. Jahrhunderts, mitten im goldenen Zeitalter des europäischen Kapitalismus‘ und Nationalismus‘, auf die Wertschätzung der individuellen Persönlichkeit im »großartigen Subjectivismus«, der namentlich den mittelalterlichen Germanen zugeschrieben wurde. Was aber hatten die mittelalterlichen Germanen den anderen Völkern tatsächlich voraus?

⁹² Unter Hinweis auf Ladd (1998) weist auch Maloney (2010, S. 310 ff.) darauf hin, dass das Zusammengehen von Individualismus und Kooperation (hier: in den USA) paradoxe Züge trägt.

Was hatten sie damals *neu*, und konnten es bis heute bewahren? Nun, wir werden sehen: Sie hatten No-drop.

Resümee

Vieles spricht dafür, Sozialkapital tatsächlich als Kapital zu verstehen, und zwar nicht im Sinne einer vagen metaphorischen Analogie, sondern im Sinne einer klaren analytischen Kategorie: Sozialkapital, bestehend aus tatsächlich eingehaltenen kooperationsfördernden und gemeinwohlorientierten Verhaltensnormen, setzt als Produktionsfaktor eine kapitalistische Kreditökonomie in Gang. Führt man sich diese investive Funktion des Sozialkapitals vor Augen, so wird deutlich, dass die betreffenden Verhaltensnormen nicht einfach mit Präferenzen gleichgesetzt werden dürfen: Investiert wird nicht wegen einer Präferenz, sondern aufgrund der Erwartung, dass durch die Investition größere Gewinne möglich werden. Kern des Sozialkapitals ist folglich nicht eine Präferenz, sondern etwas, das in der ökonomischen Theorie traditionell gar nicht vorkommen konnte: eine »Erwartungshaltung«, die dafür sorgt, dass die Individuen mit kooperativen oder gemeinwohlfördernden Beiträgen in Vorleistung treten, selbst wenn gar keine Aussicht auf Rückzahlung, Gewinn und Risikoprämie besteht.

Führt man sich weiterhin vor Augen, dass eine solche »Haltung« durch die Sozialisierung des Individuums zustande kommt, in deren Verlauf sich das Individuum kognitiv und affektiv mit anderen Akteuren und mit sich »selbst« identifiziert, so ergibt sich ein interessanter Ansatz, mit dem das Zusammengehen von Individualismus und Gemein Sinn in den erfolgreichen und stabilen Gesellschaften des Westens möglicherweise erklärt werden kann: Durch die besondere Betonung der eigenen Person in einer »individualistisch« geprägten Kultur gerät das Ich mit allem anderen, dem Nicht-Ich, in ein vorher nie dagewesenes bzw. nie so deutlich artikuliertes Spannungsverhältnis. Im »Selbst« vereint, konkurrieren das autonome Ich und das heteronome Nicht-Ich um Einfluss auf das Verhalten: das Individuum ist zum Subjekt seiner selbst (besser: zum Subjekt seines Selbst) geworden.⁹³ Viel-

⁹³ „Pour vous, peuples modernes, vous n’avez point d’esclaves, mais vous l’êtes ...“ (Rousseau, 2008 [1762], Kap. 3.15) Es ist bekannt, dass Jean-Jacques Rousseau, anders als Thomas Hobbes, in der Natur des Menschen vor allem das Gute erblickte; das paradoxe Problem der Kooperation im Gesellschaftsvertrag stellt sich für ihn nicht in derselben Weise wie bei Hobbes

leicht führt schon allein diese Polarisierung der Persönlichkeit dazu, dass die innerlichen Sanktionsmechanismen, die auf die Einhaltung von verinnerlichten Normen abzielen, effizienter werden? In diesem Fall müssten wir zu demselben Schluss kommen wie Guido Tabellini: es wäre tatsächlich der Individualismus, der sich positiv auswirken würde, weil er indirekt mit mit einer positiven »Erwartungshaltung«, d.h. mit »guten« Präferenzen und Werthaltungen, verbunden wäre – etwa mit Toleranz, Respekt und bestimmten Formen des Vertrauens. Unter sonst gleichen Bedingungen sollte dies ein »besseres«, nämlich kooperatives oder sogar gemeinwohlorientiertes Verhalten mit sich bringen.

Lässt sich diese Hypothese mit Hilfe von Sprachvariablen überprüfen? Es erscheint durchaus plausibel, dass Individualismus sich auch in der Sprache (*parole*) niederschlagen kann: je stärker die Menschen zum Individualismus tendieren, desto mehr mögen sie beispielsweise zum Gebrauch des IPS-Subjektpronomens *ich* neigen, selbst wenn eine andere Ausdrucksweise möglich wäre.⁹⁴ Umgekehrt erscheint es ebenso plausibel, dass die Sprache (*langue*), wenn sie einen solchen Pronomengebrauch grammatikalisch vorschreibt, eine Tendenz zum Individualismus auslösen, verstärken oder aufrechterhalten kann: mit jedem Gebrauch des Pronomens *ich* wird die eigene Persönlichkeit weiter gefestigt, und mit jedem Gebrauch anderer Pronomen (*du, er, sie* usw.) wird die Vorstellung von gefestigten Persönlichkeiten allgemein naturalisiert.⁹⁵ Bedenkt man, dass solche Subjektpronomen just in denjenigen Sprachen obligatorisch sind, die der germanischen Sprachfamilie angehören oder germanischem Einfluss ausgesetzt waren, und dass diese Sprachen heute just in denjenigen Ländern gesprochen werden, die sich durch ein besonders erfolgreiches Zusammenspiel von Individualismus und normgerechtem Verhalten, von Kooperation und Wettbewerb auszeichnen, so stellt sich unmittelbar die Frage, ob die typisch germanische No-drop-Grammatik ursächlich an der Entstehung und/oder Erhaltung dieses Zustands beteiligt ist. Sind die Strukturen der Sprache

(vgl. dazu o. Anm. 18). Bereits zu Beginn des zitierten Werks muss der Philanthrop Rousseau aber bekennen: „Comment ce changement s’est-il fait ? Je l’ignore.“

⁹⁴ Vgl. Kap. 1, Anm. 38.

⁹⁵ Mühlhäusler und Harré (1990, S. 106) erinnern daran, dass eine solche Verbindung zwischen Sprachstrukturen und »Selbst« (*between grammatical resources and the sense of self*) bereits von Dorothy Lee (1950) aus kulturanthropologischer Sicht dokumentiert wurde; allerdings nicht deduktiv und sprachübergreifend wie hier, sondern nur exemplarisch anhand der Kultur der Wintu und ihrer Sprache Kot.

am Ende gar selbst als Kapital zu verstehen, das zur politischen Ökonomie einen produktiven Beitrag leistet – und sei es nur als Vermittler jenes »großartigen Subjektivismus‘«, der die Germanen (unter christlichem Einfluss)⁹⁶ im Mittelalter auszeichnete? Letztlich ist das eine empirische Frage, zu deren Beantwortung wir zunächst einmal das Handwerkszeug entwickeln müssen.

⁹⁶ Von christlicher Herkunft sind insb. die von Foucault (1982) beschriebenen pastoralen Machttechniken, die den Menschen „in ein Subjekt verwandel[n]“ (vgl. o. Anm. 81). Die zwangsweise Christianisierung germanischer Völker unter Androhung der Todesstrafe erreichte ihren Höhepunkt bereits unter Karl dem Großen (z.B. mit der *Capitulatio de partibus Saxoniae*, 782).

INDIVIDUALISMUS

Das Subjekt im Satz

Zehn Merkmale

Der Begriff des Subjekts, der gegen Ende des vorigen Kapitels entwickelt wurde, ist paradox: Der Mensch ist sich selbst (seinem Selbst) und somit seinen eigenen Ansichten als Subjekt »unterworfen« (lat. *subiectum* ‚das Daruntergeworfene‘). Bei dieser Selbstunterwerfung kann und wird es sich, soweit das Individuum im Zuge seiner Sozialisierung die Sichtweisen und Handlungsmotive seines sozialen Umfelds als Teil seiner selbst (seines Selbst) verinnerlicht hat, um indirekte Fremdherrschaft handeln. Der Subjekt gewordene Mensch empfindet diesen Zustand aber als Autonomie, denn er hält sein eigenes aktives Handeln für die Ursache seines Verhaltens und sein eigenes, gleichsam aktives Wahrnehmen (Sehen, Sich-Vorstellen, Erfinden usf.) für die Ursache seiner Wahrnehmungen. Immer erlebt er sich selbst (sein Selbst) als aktiv und wird auch von anderen, derselben Auffassung folgend, für sein Tun zur Rechenschaft gezogen.

Nicht nur Menschen können Subjekt sein. Im Rechtswesen ist von juristischen Personen als Rechtssubjekten die Rede: sie können Rechtsgeschäfte tätigen, also wie das menschliche Subjekt »aktiv« werden,¹ unterliegen dabei aber der Rechtsordnung und den damit verbundenen Rechten und Pflichten. Mit der Genese des

¹ Damit es zur Aktivität kommen kann, ist im Falle der Wirtschaftssubjekte »aktiviertes«, d.h. auf der Aktivseite der Bilanz aufzuführendes Real- und Geldkapital erforderlich; theoretisch müsste auch das zur Verfügung stehende Humankapital an dieser Stelle verzeichnet werden, da ja ohne informiertes menschliches Zutun keine Aktivität zustande kommen kann. Dasselbe gilt ggf. für alle anderen Produktionsfaktoren, die mit einfließen; darunter natürlich auch das Sozialkapital.

Rechtssubjekts sind dessen Rechte und Pflichten unmittelbar gegeben; zusammen mit seinen Präferenzen und Erwartungen, die ihm im Falle der juristischen Person z.B. von einem vertretungsberechtigten Vorstand zugeordnet werden, bestimmen sie sein Handeln.

Als abstraktes analytisches Konzept kann man das Subjekt etwa so definieren: Subjekt ist eine *Entität*, die in einem geordneten System eine privilegierte,² *dominante* Stellung einnimmt. Es steht mit anderen Elementen des Systems in Beziehungen, denen es selbst »unterworfen« ist: so sind z.B. die Rechte eines Rechtssubjekts von der Rechtsordnung vorgegeben, manche gelten sogar als unveräußerlich. In bezug auf andere Elemente spielt das Subjekt aber eine dominierende Rolle, z.B. als Eigentümer von (Rechts-) Objekten (vgl. lat. *dominium* ‚Eigentum‘).

Subjektivität bezieht sich also immer auf ein geordnetes System. Im System der Wirtschaft ist von Wirtschaftssubjekten, im Rechtssystem von Rechtssubjekten die Rede – und im Bereich der Sprache ist mit Subjekt fast immer das Satzsubjekt gemeint.³ In jedem Satz unterliegt das Subjekt den satzbaulichen Regeln der Grammatik (Syntax) und steht als Hauptargument des Verbs in einem dominanten Verhältnis zu dessen übrigen Argumenten (z.B. dem Objekt).⁴ Diese Sichtweise greift natürlich zu kurz, weil sie die Beziehung zwischen verschiedenen Subjekten außer Acht lässt: man denke sich eine ökonomische Theorie oder gar eine Rechtsordnung unter Bezugnahme auf ein einziges Subjekt! Dennoch wollen wir uns diese Sichtweise, der Syntaxtheorie folgend,⁵ einmal vorläufig zu eigen machen.

Im System des Satzes unterliegt das Subjekt dem Vorgang oder Tatbestand, den es vom Verb zugewiesen bekommt; dies kann gewissermaßen als »Subjektivierung« verstanden werden, die das Subjekt überhaupt erst zum Subjekt macht.⁶ Betrachtet

² Vgl. Lazard, 1998, S. 19.

³ Abweichend sprechen z.B. Vennemann (1975) und Daneš (1989) von einem »Diskurssubjekt«, um mit Hilfe dieses (nicht näher definierten) Wortes zu erklären, was sie mit »Topik« meinen; ganz ähnlich beschreibt Rizzi (2004, S. 7) das Topik als „kind of higher subject of predication assumed to be contextually familiar“. Von einem »psychologischen Subjekt«, das ebenfalls Ähnlichkeiten zum Topik aufweist, spricht u.a. Chafe (1976, S. 48) im Zusammenhang mit einer sogenannten „adding-knowledge-about hypothesis“ (a.a.O., S. 43 ff.).

⁴ Dieselben zwei Dimensionen des Subjektbegriffs – seine Beziehung zum Satz und seine Bezogenheit auf das Prädikat – erwähnt z.B. Croft, 2007, S. 475 f..

⁵ Vgl. u. Kap. 5, Anm. 142.

⁶ Ähnlich Givón 1984, S. 139. In der jüngeren Literatur ist gelegentlich in einem anderen Sinne von Subjektivierung die Rede (vgl. Langacker, 2002, S. 315–342; Traugott, 1989).

man verschiedene Sprachen, so kommen unterschiedliche Aspekte dieser Subjektivierung zum Vorschein; um diese Unterschiede zwischen verschiedenen Sprachen soll es nun gehen.

Wenn die Annahme Kashimas und Kashimas zutrifft, dass die Ich-Zentriertheit der Person mit der »Dekontextualisierung« des Satzsubjekts zusammenhängt, dann sollte sich dies nicht allein anhand der No-drop-Eigenschaft, sondern allgemein anhand des mehr oder weniger privilegierten Status⁷ nachweisen lassen, den das Subjekt in verschiedenen Sprachen innehat. Die dichotom formulierte Hypothese Kashimas und Kashimas sollte sich in ein Kontinuum überführen lassen. Um dies überprüfen zu können, müssen wir den besonderen Status des Satzsubjekts noch etwas genauer ergründen und dann so operationalisieren, dass verschiedene Sprachen graduell miteinander verglichen werden können.

Subjekt: Definition und Dekonstruktion

Geht man von der soeben vorgeschlagenen abstrakten Definition des Subjekts aus, so lässt sich in Analogie zum Rechtssubjekt leicht beschreiben, warum sich die Sprachwissenschaft mit allgemeingültigen Beschreibungen des Subjekts äußerst schwer tut:⁷ Sprachen weisen unterschiedliche grammatikalische »Rechtsordnungen« auf, und entsprechend unterschiedlich ist auch die Ausstattung des Subjekts mit semantischen »Rechten« und syntaktischen »Pflichten«. So gibt es Sprachen, die weitgehend darauf verzichten, dem Satz überhaupt irgendwelche ordnenden Strukturen vorzugeben; in solchen Sprachen kann auch von einem Subjekt kaum die Rede sein.⁸ In anderen Sprachen spielt das Subjekt dagegen eine zentrale, ja konstitutive Rolle für den Satzbau und unterliegt restriktiven Regeln, darf z.B. nur am Satzanfang stehen (Englisch, Französisch), muss sich durch bestimmte ange-

⁷ „While there is no doubt that in many languages subjects constitute a core element of grammar, there is no general agreement on how to define them in and across languages, what conditions the way in which subjects are expressed, and what functions they have in discourse.“ (Call for papers der internationalen Fachtagung »Subject: cognitive, typological and functional approaches«, Helsinki, Sept. 2013)

⁸ „Inuktitut reveals a serious lack in syntax at large, in syntactic configurationality in particular [...] The notion subject has neither place nor function in the representation of this language.“ (Nowak, 2013, Abstract).

hängte Partikeln als Subjekt ausweisen (Japanisch⁹, Koreanisch) oder den Casus nominativus tragen, um als Subjekt kenntlich zu sein (Latein, Litauisch¹⁰). Auch im Deutschen, das keine feste Reihenfolge der Satzglieder vorgibt, lassen sich Subjekt und Objekt oft nur anhand der Kasusdeklinatation unterscheiden: das Subjekt steht im Nominativ (NOM), das Objekt im Akkusativ (AKK). Erkennbar ist der Kasus meistens an der Endung des deklinierten Substantivs oder am vorangestellten Artikel (ART).

(3:I) *Deutsch: Satzsubjekt im Nominativ*

a.	Gallus		fürchtete	den	Bären	nicht ¹¹
	Gallus.NOM		fürchtete	ART.AKK	Bär.AKK	nicht
b.	Den	Bären	fürchtete	Gallus		nicht
	ART.AKK	Bär.AKK	fürchtete	Gallus.NOM		nicht
c.	Der	Bär	fürchtete	Gallus		nicht
	ART.NOM	Bär.NOM	fürchtete	Gallus.AKK		nicht

Für das Deutsche stellt sich hier unmittelbar die Frage, wie Sätze vom Typ *Mir ist kalt* zu analysieren sind.¹² Darf das Wort *mir* als Subjekt gelten, obwohl es nicht im Nominativ, sondern im Dativ steht, d.h. obwohl es nicht ein aktiv empfindendes Subjekt (Agens-Rolle), sondern ein »seiner Empfindung unterworfenen« Subjekt (Experiencer-Rolle) repräsentiert?

⁹ Zwar weist Ono (2010) darauf hin, dass diese Partikeln in der japanischen Umgangssprache i.d.R. wegfallen bzw. pragmatisch markiert sind (S. 200). Bei ihrem gehäuften Auftreten in der modernen Schriftsprache handele es sich wohl um Übersetzungseffekte (a.a.O., S. 203), wie sie übrigens auch im Rumänischen beobachtet werden (vgl. Barme, 2009). Der Status der Partikeln im Japanischen ist für unser Argument nicht entscheidend: laut Li und Thompson (1976) gelten Japanisch und Koreanisch jedenfalls als »subjektprominent«.

¹⁰ Seržant, 2013.

¹¹ Im Interesse einer schlanken Darstellung werden in der Analyse nur ausgewählte grammatikalische Merkmale aufgezeigt. Beim *Bären* handelt es sich um ein Maskulinum im Singular, erkennbar am Artikel *den*; stünde ein Femininum an seiner Stelle, so wäre das Beispiel nicht eindeutig interpretierbar (z.B. *Die Hyäne fürchtete Gallus nicht*. – Wer wen?). Doch spielt dies für die hiesige Argumentation keine Rolle: das Beispiel dient ja bloß dazu, die grammatikalischen Kategorien zu illustrieren, die im Deutschen vorhanden sind.

¹² Ähnlich Isländisch (vgl. Zaenen, Maling und Thráinsson, 1985) und Altenglisch (vgl. Yanagi, 2013).

Im Neuhochdeutschen haben Konstruktionen dieser Art Ausnahmestatus, sie gelten zum Teil als veraltet und werden unter dialektalem Einfluss oft durch aktive, »personalisierte« Konstruktionen wie *Ich hab kalt* ersetzt.¹³ In anderen Sprachen, namentlich in den sogenannten Ergativsprachen, findet sich eine ähnliche, umgekehrte Perspektivenverschiebung dergestalt verallgemeinert, dass Konstruktionen wie *Mich dünkt* oder *Mich friert* als Regelfall gelten.¹⁴ Bei wörtlicher Übersetzung heißt es in solchen Sprachen nicht *Hier stehe ich, ich kann nicht anders*, sondern sinngemäß etwa: *Hier steht es mich, es kann mich nicht anders* – das Argument des intransitiven Verbs erscheint also nicht in demselben Kasus wie das Agens (Nominativ), sondern wie das Patiens eines transitiven Verbs (Ergativ). Der Stehende erscheint nicht als *Steh_end_er*, sondern als Hingestellter, als dem Stehen unterworfenen Subjekt. Ob er sich auf seinen Standpunkt »stellt« oder nur auf ihm »steht«, ist inhaltlich (und in diesen Sprachen eben auch formal) ganz dasselbe.¹⁵

Was aber hat es mit dem Wörtchen *es* auf sich, das dem deutschen Sprachgefühl folgend in den Beispielsatz eingefügt wurde? In einer echten Ergativsprache würde das *es* natürlich fehlen; im Deutschen *es* die Stelle des grammatikalisch obligatorischen Nominativsubjekts ein, weil der Satz sonst unvollständig wirken würde. Doch ist mit dem Patiens *mich* ja bereits ein semantisches Subjekt vorhanden! Und

¹³ Fleischer, 2011, S. 224. Fleischer reiht auch die beiden Ausdrücke *mir träumt* und *ich träume* in diesen Zusammenhang ein, übersieht dabei aber die unterschiedliche Bedeutung dieser beiden Vokabeln, die in seinen Beispielen (Goethe) eigentlich recht deutlich zum Ausdruck kommt: *mir träumt* ... verlangt die Hinzufügung dessen, was geträumt wird durch einen Nebensatz, während der Satz *ich träume* bloß feststellt, dass geträumt wird.

¹⁴ Zum Beispiel wird Tagalog, eine weit verbreitete Sprache der Philippinen, oft als Ergativsprache analysiert (vgl. Naonori, 2013). Übrigens weist die spontane Erfindung von Ergativsprachen durch taubstumme Kinder (als Zeichensprache) nebst weiteren Forschungsergebnissen darauf hin, dass die Ergativ-Perspektive keineswegs so befremdlich ist, wie sie dem Sprecher einer westeuropäischen Sprache erscheinen mag (vgl. Goldin-Meadow, 2003, S. 516 f.).

¹⁵ Geht man wie Martin Luther davon aus, dass „wider das Gewissen etwas zu tun weder sicher noch heilsam ist“, so kann die Frage, ob der Sprecher durch sein »eigenes« Handeln an den besagten Standort geraten ist, oder ob er wie ein Gefesselter durch »fremden« Einfluss dorthin versetzt wurde, kaum gestellt werden: er unterlag eben seinem Gewissen. Tatsächlich gab Luther beim Wormser Reichstag 1521 zu Protokoll, er sei „überwunden in [s]einem Gewissen und gefangen in dem Worte Gottes“ (Deutsche Reichstagsakten, Jüngere Reihe, Bd. II n. 80, S. 581 f.). Offenbar vertrat Luther einen radikalen Subjektivismus, der dem »großartigen Subjektivismus« der mittelalterlichen Germanen (Bethmann-Hollweg, vgl. o. Kap. 2) in nichts nachstand; wir werden hierauf noch zurückkommen.

dass ein Satz etwa zwei Subjekte enthalten könnte, erscheint unplausibel, denn die privilegierte Stellung des Satzsubjekts ist per Definition exklusiv.¹⁶ Etwas plausibler ist folglich die Annahme, dass die Funktion des Satzsubjekts in Fällen wie *Es klappt die Mühle*, *Da steht ein Pferd auf dem Flur* usw. auf mehrere Elemente verteilt ist; dies erscheint gar nicht so ungewöhnlich, wenn man sich vor Augen führt, dass auch Verben in mehrere Teile zerfallen können.¹⁷ Offenbar kann das syntaktische Erfordernis eines Nominativsubjekts im Deutschen durch das Dummy-Subjekt *es* erfüllt werden; der semantische Inhalt des Subjekts (z.B. ‚Mühle‘ oder das Merkmal IPS) erscheint dann separat.¹⁸

Solche und ähnliche Beobachtungen, die bei der vertieften Analyse verschiedener Sprachen zutage treten, haben in der Syntaxtheorie zu einer weitgehenden Dekonstruktion der Subjektkategorie geführt.¹⁹ Beginnend mit dem einflussreichen Beitrag von Edward Keenan (1976) wurde die Subjekteigenschaft in eine Vielzahl von Einzelkriterien aufgespalten – allein Keenan nennt 31 –, die ein Subjekt typischerweise aufweist, ohne dass einzelne davon als notwendig oder hinreichend eingestuft werden können.^{20, 21} Auf eine präzise, abschließende Definition des Subjekts wird in der Regel verzichtet,²² gelegentlich gar der Begriff des Subjekts selbst in

¹⁶ Manchmal ist von »doppelten Subjekten« die Rede (z.B. Comrie, 1988, S. 271 f.; Ledgeway, 2010), doch handelt es sich dabei nicht um mehrere Subjekte im hier gemeinten Sinne, sondern um verschachtelte Topik-Konstruktionen. Silva-Villar (1996, 183 ff.; 1998, S. 256 ff.) bezeichnet Konstruktionen mit *es* als „Multiple Subject Construction“.

¹⁷ *Zerfallen können* ist selbst ein Beispiel für solche Fälle: in Sätzen wie *Deine Eltern haben angerufen*, *Du hättest es sehen können* usw. werden Merkmale des Verbs (Numerus, Tempus, Modus usw.) durch sogenannte Hilfsverben vom semantischen Verb separiert, so dass dieses nurmehr als Partizip oder Infinitiv auftritt.

¹⁸ Wir verzichten hier vorläufig auf eine tiefergehende Analyse der Expletiva *es* und *da*, die später jedoch nachgeholt werden muss (vgl. Kap. 5, Bsp. (5:8) u. begl. Text).

¹⁹ McCloskey, 1997, S. 197.

²⁰ Keenans Merkmale beziehen sich auf Autonomie, Kasusmarkierung, semantische Rolle (vorzugsweise Agens) und die hierarchisch privilegierte Stellung des Subjekts im Satz. Lazard (2013) schlägt vor, zwischen der »prädikativen Funktion« und der »referentiellen Funktion« des Subjekts zu unterscheiden: diesen beiden Funktionen könnten jeweils einige der Subjektmerkmale zugeordnet werden. Die prädikative Funktion bezieht sich auf die »aktive« Handlung/Wahrnehmung/»Unterwerfung« des Subjekts und seine dominante Stellung im Satz, auf die es uns besonders ankommt.

²¹ Hilfreich für unsere Zwecke ist der Subjekt-Kriterienkatalog von Lazard (1998, S. 20), der sich auf die morphosyntaktischen Eigenschaften des Subjekts beschränkt.

²² Barðdal, 2013; vgl. auch Järventausta, 2003.

Frage gestellt;²³ die Analyse erschöpft sich meist in der Anwendung von »Tests«, die je nach Sprache geeignet erscheinen, um »Subjekte« zu identifizieren und spezifische Teilfragen zu behandeln. Insgesamt stellt sich die Situation ähnlich dar wie in der Sozialkapitalliteratur: statt einer analytisch-deduktiven, theoretisch konsistenten Herangehensweise überwiegt ein induktives Vorgehen, das im Grunde auf dem unausgesprochenen Konsens beruht, man wisse schon so ungefähr, was ein Subjekt ist.²⁴

Eine Synthese der Subjektforschung kann auch hier nicht geleistet werden, doch wird es hierauf auch gar nicht ankommen. Wichtig ist nur die grundlegende Einsicht, dass das Subjekt der Grammatik, unbeschadet seiner zahlreichen typischen Einzelkriterien, eigentlich durch seine Funktion definiert ist – wiederum ähnlich wie das Sozialkapital:²⁵ Subjekt ist dasjenige Satzglied, das im Satz als dominantes Hauptargument des Verbs der Prädikation unterworfen ist und mit ihr zusammen den »vollständigen« Satz ergibt.²⁶

Hierbei ist zu betonen, dass die syntaktische Beziehung zwischen Subjekt und Prädikat nicht mit der semantischen Topik-Kommentar-Beziehung verwechselt werden darf.²⁷ Nicht immer ist das Subjekt eines Satzes auch dessen Topik,²⁸ vielmehr ist die Beziehung zwischen Subjekt und Prädikat als rein grammatikalische, syntaktische, sogenannte Selektionsbeziehung zu verstehen.²⁹ »Subjekt« ist keine semantische Rolle wie Agens, Patiens, Experiencer usw., sondern eine syntaktische Funktion, die sich auf den Satzbau bezieht und das Verhältnis zwischen den Satzgliedern betrifft. Subjekt ist, »wer oder was« die vom Verb besagte Handlung oder

²³ „There is no term in the theory of grammar which corresponds to ›subject‹ and [...] there is no ›subject position‹.“ (McCloskey, 1997, S. 225)

²⁴ Vgl. Croft, 1990, S. 13 ff.. Dieselbe Problematik zeigt sich an den oft zirkulär aufeinander bezugnehmenden Definitionen von Subjekt und Topik: ein Subjekt gilt als grammatikalisierter Topik der Prädikation, indes wird das Topik seinerseits als »Subjekt« der Aussage beschrieben (vgl. o. Anm. 3).

²⁵ Vgl. Kap. 2, Anm. 7.

²⁶ Vgl. ähnlich Faarlund, 1998, S. 148–152. Wir stellen hier und im folgenden also nur auf die »prädikative Funktion« des Subjekts ab (Lazard, vgl. obige Anm. 20).

²⁷ Vgl. Cardinaletti, 2004, S. 155, Anm. 5.

²⁸ Zu Topik/Thema und Rhema vgl. Kap. 1, Anm. 39 u. begl. Text.

²⁹ Li und Thompson, 1976, S. 461–463. Li und Thompson weisen ferner darauf hin, dass die »funktionale Rolle« des Subjekts auf den betreffenden Satz beschränkt ist, während die Rolle des Topiks über mehrere Sätze hinweg »konstant« bleiben kann (a.a.O., 463 f.).

Wahrnehmung tut. So wird im obigen Beispiel (3:1a) inhaltlich eine Aussage über *Gallus* getroffen, letzterer ist also Topik (Thema) des Satzes; *Gallus* ist zugleich auch Subjekt des Satzes, denn die Verbalphrase beschreibt sein Nichtfürchten. In (3:1b) fallen Topik und Subjekt auseinander: der Satz trifft nunmehr eine Aussage über das Objekt, *den Bären*. Dies wird daran deutlich, dass *Den Bären* an den Satz-anfang gerückt ist; die satzinitiale Position dient im Deutschen als Topikposition. Was war mit dem Bären? Richtig: Gallus fürchtete ihn nicht. Dennoch bezieht sich das Verb unverändert auf das Subjekt: Gallus ist derjenige, der den anderen nicht fürchtet. Erst in (3:1c) fallen Subjekt und Topik wieder ineins, furchtloses Subjekt ist nunmehr *der Bär*.

Das Subjekt steht im Deutschen also nicht immer an erster Stelle und ist auch nicht mit dem Satztopik gleichzusetzen. So macht es den Anschein, als könnten wir uns im Hinblick auf die Subjektdefinition noch nicht einmal dem »Konsens über den Kernbereich« anschließen, wie er in einem »Handbuch der zeitgenössischen Forschung« zusammengefasst wird:

„Das Subjekt bildet zusammen mit dem Prädikat das Grundgerüst des Satzes, es steht im unmarkierten Kasus Nominativ und drückt den Täter der Handlung (= Agens) aus, es ist satzinitial positioniert und fungiert als Gegenstand der Äußerung (= Topik).“ (Järventausta, 2003, S. 781)

Dennoch wollen wir uns fortan an dieser Definition orientieren, und zwar aufgrund der folgenden Überlegung. Bei dem »Kernbereich« des Subjekts, der hier als konsensfähig beschrieben wird, handelt es sich nicht etwa um eine Schnittmenge, nicht um einen kleinsten gemeinsamen Nenner der Subjektqualität, sondern um einen Idealtypus, dem das empirische Subjekt einer natürlichen Sprache mehr oder weniger nahekommen kann. Das Deutsche, von dem wir eben ausgingen, zählt gewiss zu den »subjektprominenten« Sprachen;³⁰ in bezug auf einzelne Merkmale, z.B. die Identität von Subjekt und Topik,³¹ weicht es jedoch von der Norm ab.

Gemessen an dieser Norm kann man dem Englischen oder Französischen im Vergleich zum Deutschen eine größere Subjektprominenz attestieren: in diesen

³⁰ Vgl. Kap. 1, Tab. 1.1 u. begl. Text.

³¹ „[C]rosslinguistically, the topic strongly tends to coincide with the grammatical subject of the sentence (see e.g. Gundel, 1975; Givón, 1976; Li and Thompson, 1976; Reinhart, 1981; Lambrecht, 1994).“ (De Cat, 2004, S. 1214)

Sprachen ist das Subjekt (wie vom Blockzitat verlangt) stets satzinitial positioniert. Zwar könnte man einwenden, dass diese beiden Sprachen im Gegenzug keinen Nominativ verlangen, weil es keine Deklinationen gibt: engl. *the bear* und frz. *l'ours* lauten in allen Fällen gleich. Doch dieser Anschein trügt, denn der Wegfall der Deklinationen impliziert ja keineswegs den Wegfall der Kasus selbst. Zum einen sind ggf. Präpositionen hinzuzufügen, an denen z.B. *to the bear*, *à l'ours* ‚dem Bären‘ als Dativ oder *Oblique* kenntlich gemacht werden. Und auch wenn man einen Satz bildet, in dem die Argumente durch Pronomen repräsentiert werden, macht die zwingende Wahl des passenden Pronomens unmittelbar deutlich, dass die Kasus noch existieren, die Konstituentenreihenfolge aber trotzdem festgelegt ist: es muss *I love her* heißen, **Her love I* ist ebenso unmöglich wie **Me love her* oder **Me loves she*.³²

Auf das Französische lässt sich diese Argumentation übertragen, wenn man die Zusatzregel berücksichtigt, dass alle Pronomen vor dem Verb klitisiert werden müssen (*Je l'aime*, nicht etwa **J'aime elle*). Abgesehen von dieser Komplikation zeigt auch das Französische eine fixierte Satzgliedstellung mit satzinitialem Subjekt unter Beibehaltung der Kasus (Akkusativ/direktes Objekt *le*, Dativ/indirektes Objekt *lui*).

In den sprachlichen Ordnungen des Englischen und des Französischen unterliegt das Subjekt also einer zusätzlichen Restriktion, durch die es noch stärker als im Deutschen als Subjekt in den Vordergrund tritt: es wird noch stärker als im Deutschen »dekontextualisiert«.³³

³² In Ausnahmefällen ist es möglich, das Objekt an den Anfang zu setzen. Dies führt aber zu einer »markierten«, nämlich kontrastiven Interpretation: *My sister I love* heißt vollständig übersetzt: ‚Meine Schwester liebe ich (aber eine andere Person liebe ich nicht)‘. Auch im Deutschen wird satzinitiales Objekt tendentiell kontrastiv aufgefasst (vgl. z.B. (3:1b): Nicht den Bären fürchtete Gallus, wohl aber fürchtete er etwas anderes). Die Konstruktion ist im Deutschen aber weniger spezifisch auf eine solche Interpretation festgelegt, und Sätze von dieser Bauart kommen insgesamt wesentlich häufiger vor als im Englischen. Eine Mittelstellung zwischen beiden Sprachen nimmt z.B. das Schwedische ein (vgl. Molnár, 2012, S. 397, 410).

³³ Ähnlich bereits Faarlund: „Un marquage casuel réduit et un ordre des mots fixe sont [...] des traits typiques du celtique/germanique/roman modernes. Ces langues sont celles qui ont la plus »forte« catégorie subjectale“ (1998, S. 186).

Subjektprominenz: Zehn Merkmale

Mit der satzinitialen Stellung des Subjekts, dem Nominativ und No-drop haben wir bereits drei Kriterien gefunden, die geeignet erscheinen, Subjektprominenz in der Grammatik nachzuweisen; es geht hierbei nicht allgemein um »Merkmale« des Subjekts wie bei Keenan, sondern um diejenigen Merkmale der »Subjektivierung«, die das Subjekt als aktive, dominante Entität im Satz hervorheben. Zum Beispiel kann die Selektionsbeziehung zwischen Subjekt und Prädikat durch Übereinstimmung (*agreement*) zwischen den Merkmalen des Subjekts (z.B. 2SG *du*) und den Merkmalen des Verbs (2SG *geh-st*) mehr oder weniger stark in den Vordergrund treten.³⁴ Da solche Merkmale einzeln oder gemeinsam auftreten können, kann aufgrund ihrer Häufung bestimmt werden, wie stark die Subjektprominenz in einer Sprache ausgeprägt ist: Sprachen wie Englisch und Französisch, in denen alle Kriterien erfüllt sind, liegen an der Spitze, Sprachen wie Inuktitut³⁵ am Schluss der entstehenden Rangordnung.

Zu den drei genannten Merkmalen sollen nun noch einige weitere hinzukommen. Nachfolgend werden insgesamt zehn Kriterien für Subjektprominenz vorgestellt, die sich aus Features des *World Atlas of Language Structures* (WALS) ableiten lassen. Durch Zusammenzählen der dichotomisierten Merkmale – eine Methode, die von der Sprachbundforschung übernommen ist³⁶ – wird ein Index gewonnen, der ganzzahlige Werte im Bereich [0; 10] annimmt und auf das Intervall [0; 1] abgebildet wird. Wie sich der Index insgesamt zusammensetzt, wird auf halber Strecke deutlich werden (siehe 6. Merkmal); einen Überblick bietet Tabelle 3.1 am Ende dieses Kapitels.

³⁴ Umgangssprachlich fallen die redundanten Verbendungen oft weg, z.B. *Wo geh- ich hin, Wo gehs- de hin*. In der 2. Person Singular kann in süddeutschen Dialekten auch das Pronomen wegfallen: *Wo goosch (d) hii*. Solche Abweichungen von der standardsprachlichen Norm werden im Verlauf des fünften und sechsten Kapitels ausführlich diskutiert; zum erwähnten Beispielsatz, dem sog. Wenkersatz 12, vgl. Kap. 6, Anm. 106 u. begl. Text.

³⁵ „Perceiving and cooking are things we do; Inuit favours expressions that display such things as happening to us“ (Mühlhäusler und Harré, 1990, S. 111). Es ist erstaunlich, wie stark selbst diese beiden Autoren die Sichtweise ihrer eigenen Sprache für ontologisch »richtig« zu halten scheinen, die Sichtweise der Eskimos dagegen als bloße Anschauung (*display*) darstellen.

³⁶ Vgl. van der Auwera, 1998; Haspelmath, 2001, S. 1504 f..

Auch die Variable No-drop wird in den Index mit einfließen (3. Merkmal); die vertiefende Betrachtung dieses Phänomens im nächsten Kapitel wird freilich zeigen, dass ihm – zumindest in den europäischen Sprachen – eine besondere, über die Funktion des Satzsubjekts hinausweisende Bedeutung zukommt. Doch nun der Reihe nach: wir folgen der aufsteigenden Numerierung der WALS-Kriterien.

1. SVO

Das WALS-Merkmal 81A *Order of Subject, Object and Verb* (Dryer, 2013a) bezieht sich auf diejenige Reihenfolge von Subjekt, Objekt und Verb, die in einer Sprache obligatorisch oder überwiegend Verwendung findet, und zwar in Sätzen mit nominalem, nicht durch Pronomen ersetzttem Subjekt und Objekt. Unter »Subjekt« wird dabei ein Element verstanden, das die Agens-Rolle innehat, während »Objekt« für eine Patiens-Konstituente steht; genau genommen müsste nicht von SVO, sondern von »AVP« die Rede sein, wie auch WALS-Autor Dryer selber feststellt. Gerade diese Gleichsetzung von Subjekt und Agens macht das Merkmal für unsere Zwecke besonders interessant: in satzinitialer Position steht bei Dryers SVO- und SOV-Sprachen nicht nur ein syntaktisches, sondern ein semantisches, »aktives«, sozusagen autonom handelndes oder wahrnehmendes Agens-Subjekt – ganz so, wie es die Kernbereichsdefinition des idealtypischen Subjekts verlangt.

Theoretisch können die drei Elemente S, V, O in sechs Permutationen auftreten, und im WALS-Sample finden sich tatsächlich Beispiele für alle sechs Reihenfolgen. Jedoch entfallen drei Viertel der Fälle (Sprachen) auf die beiden Typen mit satzinitialer Subjekt;³⁷ unter diesen beiden überwiegt der Typ SOV (mit 565 Sprachen) leicht vor SVO (488 Sprachen). Dryer stellt fest, dass die SVO-Ordnung vor allem in drei geographischen Großräumen anzutreffen ist; einen davon bilden Europa und der Mittelmeerraum.³⁸ Interessant ist auch Dryers Beobachtung, dass die Zah-

³⁷ In diesen Zahlen schlägt sich die bereits von Joseph Greenberg (1963) bekanntgemachte Tatsache nieder, dass das Subjekt in den meisten Sprachen vor dem Objekt steht; diese Hierarchie sowie analog auch die »thematische« Rollenhierarchie (Agens > Patiens > Experiencer etc.) sind inzwischen auf sprachübergreifend vorhandene »Proto-Rollen« zurückgeführt und durch psycholinguistische Experimente bestätigt worden (vgl. Hawkins, 2004, S. 228 ff. mit weiteren Literaturhinweisen).

³⁸ Dryers Aussage, außerhalb dieser drei Gebiete sei SVO „nicht üblich“, erscheint etwas übertrieben; möglicherweise ist sie der „recent SAE fashion“ (Abraham, 2004, S. 242) geschuldet, in deren Kontext der WALS entstanden ist. Einige der Merkmale, die im folgenden als Index-

lenverhältnisse bei früheren Sprachen und Sprachstufen, soweit diese überliefert sind, stark von den heutigen Verhältnissen abwichen: der SVO-Ordnung folgten unter den »alten« Sprachen allein Altchinesisch, Altenglisch, Altnordisch und das Gallische, während 19 andere Sprachen – mehr als die Hälfte der »alten« Sprachen in Dryers Sample – dem Typ SOV angehörten (und immerhin neun dem Typ VSO zugeordnet werden können).³⁹

Warum ist der Typ SOV, heute wie in der Vergangenheit, so überaus weit verbreitet? Warum tritt der Typ SVO heute häufiger auf als die anderen Typen, wenn auch vornehmlich nur in bestimmten Gebieten: Macht sich hier der Fortschritt der menschlichen Entwicklung bemerkbar, der zum »linearen« Satzbau, zur »analytischen« Sprache oder geradewegs zu einem gewissen sprachlichen »Subjektivismus« hinführt? Haben wir es mit einer »Vereinfachung« der Sprachstrukturen zu tun, die sich etwa auf den Umstand zurückführen ließe, dass die Sprachgemeinschaften heute größer, komplexer, anonymer und mehr äußeren Einflüssen ausgesetzt sind als früher, so dass spezielle, idiosynkratische Entwicklungspfade unwahrscheinlicher geworden sind?⁴⁰ Hat SVO historisch immer mehr Verbreitung gefunden, weil es immer häufiger zu Sprachkontaktsituationen (Spracherwerb durch Erwachsene) gekommen ist und SVO die typische Satzgliedreihenfolge von Kreolsprachen ist?⁴¹

Zumindest auf die erste dieser Fragen bietet die Literatur einige Antworten, die im hiesigen Zusammenhang erhellend sind. Laut Talmy Givón (1984) handelt es sich beim früher dominierenden Typ SOV tatsächlich um die grundlegende, gewissermaßen ursprüngliche Satzgliedreihenfolge, die sich ohne weiteres aus dem Sinnzusammenhang ergibt.⁴² Beispiel: *Katz und Maus – gefressen*. Eine ähnliche Erklärung findet sich auch bei Li und Thompson (1976): die beiden Autoren stellen fest, dass die satzfinale Stellung des Verbs, wie sie beim Typ SOV vorliegt, für »topik-

Teilvariablen diskutiert werden, zählen zu den einschlägigen Kennzeichen des europäischen Sprachbunds SAE (»Standard Average European«, vgl. Kap. 1, Anm. 2).

³⁹ Fünf weitere, darunter Altgriechisch, weisen keine dominante Ordnung auf. Direktlink zur Karte: http://wals.info/static/descriptions/81/images/81map_ancient.png (23. Nov. 2013)

⁴⁰ Trudgill, 2011, S. 103, 172, 173, passim.

⁴¹ McWhorter, 2011, S. 253.

⁴² Givón, 1984, §§ 7.3, 7.11; ähnlich Hawkins, 1983, S. 156 f., sowie Mallinson und Blake, 1981, S. 151 (beide zit. nach Song, 2001, S. 78). Weitergehende Versuche, die beobachteten Häufigkeitsverhältnisse auf wenige sprachliche oder psychische Grundprinzipien zurückzuführen, haben sich als problematisch erwiesen (vgl. Song, 2001, S. 78 ff., 109 ff.).

prominente« Sprachen charakteristisch ist,⁴³ und führen die Entstehung einer solchen Syntax auf die Grammatikalisierung der Topik-Kommentar-Struktur zurück. In den betreffenden Sprachen sei die Funktion des Satztopiks eben zum grammatisch lizenzierten Satzglied, zur Konstituente geworden:⁴⁴

„In some languages [...] the topic properties are coded in a topic constituent, and topic-comment sentences figure among the basic sentence structures of these languages. [...] In other languages, [...] to express unambiguously the topic as the discourse theme involves a separate proposition whose only function is topic establishment. In English, for example, we might do it this way:

(79) {Remember/You know} Tom? Well, he fell off his bike yesterday.

[...] In topic-prominent languages, on the other hand, topic-establishment is built into the syntactic structure of the sentence. [...]

(80) NP₁ NP₂ V
 _____| _____
 topic comment

which is precisely the typical sentence structure of a verb-final language.“ (Li und Thompson, 1976, S. 484 f.)

In einer topikprominenten SOV-Sprache könnte also z.B. die Aussage, die Li und Thompson unter Nr. 79 anführen, zu einem zusammenhängenden Satz wie *Tom his-bike fell-off yesterday* verdichtet werden;⁴⁵ und da die Topik-Kommentar-Struktur eine kognitiv und informationsstrukturell bedingte Notwendigkeit ist, weil das menschliche Denken stets von einem Ankerpunkt ausgeht und andere

⁴³ Li und Thompson, 1976, S. 470. Es handelt sich um denselben klassischen Beitrag, in dem die Unterscheidung zwischen subjekt- und topikprominenten Sprachen vorgestellt wurde (vgl. Kap. I, Anm. 39 u. begl. Text).

⁴⁴ So auch bereits Li und Thompson, 1975. Die Passage des Beitrags von 1976 wird hier ausführlich zitiert, weil wir später nochmals auf sie zurückgreifen werden. Das Kürzel NP (Beispiel 80) steht für Nominalphrasen, d.h. Satzglieder, die z.B. Subjekt oder Objekt sein können.

⁴⁵ Ähnlich heute die Struktur des deutschen Nebensatzes: ..., *dass Tom vom Fahrrad fiel*.

Elemente linear an diesen anknüpfen,⁴⁶ kann es nicht wunder nehmen, dass die entsprechende Struktur – SOV – in vielen Sprachen zur Grundstruktur des »normalen«, unmarkierten Satzes geworden ist.⁴⁷

Im SVO-Satz dagegen tritt durch die prominente Position des Subjekts und sein Zusammenrücken mit dem Verb nichts anderes in den Vordergrund als die Subjektivierung des Subjekts durch seine Prädikation. Für die Sprecher der betroffenen Sprachen ist die Sequenz, die vom Subjekt über das Prädikat zum Objekt führt, so sehr zur Selbstverständlichkeit geworden, dass Sätze wie **Katze Maus fressen* oder **Tom his-bike fell-off* für sie nicht nur sprachlich fehlerhaft, sondern substantiell schief wirken müssen – so als seien die betreffenden Gedanken nicht nur seltsam in Worte gefasst, sondern schier falsch gedacht.⁴⁸ Es ist doch Tom, der fiel, und nicht sein Fahrrad – folglich muss zunächst einmal *Tom fell off* gesagt werden! Und es ist die Katze, die frisst – *Die Katze frisst* – mag sie nun eine Maus fressen oder eine Ratte! Nun: Genau diese Intuition mitsamt ihrer vermeintlichen, durch die Struktur der Sprache suggerierten Selbstverständlichkeit ist es, die unser Index messbar machen soll.

Wir werden also bei Vorliegen der SVO-Ordnung (WALS 8_{IA} = 2), nicht aber bei Vorliegen der SOV-Ordnung, den Indexwert einer Sprache um einen Zähler erhöhen. Betroffen sind zahlreiche Sprachen innerhalb und außerhalb Europas, die den verschiedensten Sprachfamilien angehören; das Deutsche fällt übrigens nicht darunter.⁴⁹ Zwar sieht Dryer (2013) im deutschen Hauptsatz die SVO-Rei-

⁴⁶ Einschlägig hierzu z.B. die psycholinguistischen Studien Gernsbachers (1990); vgl. auch Givón, 1990, S. 973, sowie Hawkins, 2004, S. 235 f., beide mit weiteren Literaturhinweisen. Valéria Molnár (2012, S. 388 ff.) weist zu Recht darauf hin, dass als »Ankerpunkte« nicht nur Topiks, sondern auch kontrastive Elemente in Betracht kommen.

⁴⁷ Zumindest gilt dies für den unmarkierten Aussagesatz (Deklarativsatz), da er seine »Aussage« (Deklaration) ja stets über einen bestimmten Gegenstand trifft.

⁴⁸ Sowohl die englische als auch die französische Sprachphilosophie der Neuzeit fand in der Übereinstimmung zwischen Satzbau und »natürlicher Ordnung« die vermeintliche Überlegenheit der eigenen Sprache bestätigt (Leavitt, 2011, S. 27 f.).

⁴⁹ Die skandinavischen Sprachen erhalten dagegen den Wert 2 ‚SVO‘. Zwar sind sie, ähnlich wie das Deutsche, für V2 bekannt; jedoch kann von der Möglichkeit, statt des Subjekts ein anderes Element zu »topikalisieren«, in diesen Sprachen nur unter sehr restriktiven Bedingungen Gebrauch gemacht werden (vgl. o. Anm. 32). Man könnte hier nun detailliert auf derartige Abstufungen eingehen – z.B. auf die Beobachtung Li und Thompsons (1981, S. 26), Mandarin habe etwas »mehr« SOV-Eigenschaften als andere Dialekte des Chinesischen; doch würde dies ein anderes Forschungsdesign voraussetzen, das künftigen Arbeiten vorbehalten bleiben muss.

henfolge als »dominant« an,⁵⁰ wegen der abweichenden Reihenfolge im Nebensatz (SOV) weist er dem Deutschen aber trotzdem nur den Wert 7 ‚Lacking a dominant word order‘ zu.

2. Nominativ

Die Nominativmarkierung des Subjekts wurde oben bereits als Kriterium für Subjektprominenz identifiziert; auch die »Kernbereichsdefinition« des Subjekts nennt den Nominativ, im Gegensatz zum Absolutiv der Ergativsprachen,⁵¹ als typischen Kasus typischer Subjekte. Das Deutsche ist, wie wir sahen, keine Ergativsprache, sondern eine Akkusativsprache: das Subjekt eines intransitiven Verbs verhält sich wie das Agens eines transitiven Verbs (d.h. eines Verbs, das neben dem Subjekt/Agens auch ein Objekt/Patiens im Akkusativ erfordert). Gewisse Wendungen im Deutschen, z.B. *Mich friert*, zeigen das Subjekt zwar im Akkusativ oder im Dativ; durch ihren Ausnahmestatus und durch ihr Aussterben bestätigen diese Ausnahmen aber bloß die gegenteilige Regel.⁵²

Der Weltatlas der Sprachstrukturen (WALS) enthält gleich drei Features, die sich auf die Unterscheidung zwischen Ergativ- und Akkusativsprachen beziehen. Grundsätzlich würde nichts dagegen sprechen, alle drei Merkmale in den Index aufzunehmen; um Redundanz zu vermeiden, soll aber nur eines verwendet werden. Die Wahl fällt auf das Merkmal 100A ‚Alignment of Verbal Person Marking‘ (Siewierska, 2013a), weil dieses Feature im WALS mit 380 Sprachen ein weitaus größeres Sample aufweist als die beiden anderen.⁵³ Zudem ist es besser als sie geeignet, den grundlegenden Charakter einer Sprache zu erfassen: während die bei-

⁵⁰ Auch wir haben bereits festgestellt, dass es sich bei dieser Reihenfolge um den »unmarkierten« Satzbau im Deutschen handelt (vgl. o. Anm. 32).

⁵¹ Sowie im Gegensatz zum »Aktiv« der Aktivsprachen, in denen das Subjekt abhängig von den semantischen Gegebenheiten wie ein Agens oder aber wie ein Patiens erscheinen kann; schließlich gibt es auch noch Sprachen, die für Agens, Patiens und das Subjekt intransitiver Verben je unterschiedliche Formen bereithalten, und Sprachen, in denen sich die Form der Argumente unabhängig von der Satzaussage nach allgemeingültigen ontologischen Hierarchien richtet.

⁵² Wie schon bei der Satzgliedreihenfolge (vgl. o. Anm. 49) würden sich auch hier wieder Abstufungsmöglichkeiten auftun, deren Erörterung und Operationalisierung im weltweiten Sample unmöglich erscheint. Wir werden uns im fünften Kapitel näher mit solchen Abstufungen auseinandersetzen, wenn es um verschiedene Dialekte des Schweizerdeutschen geht.

⁵³ Merkmal 98A ‚Alignment of case marking of full noun phrases‘ mit 190 Sprachen; Merkmal 99A ‚Alignment of case marking of pronouns‘ mit 172 Sprachen (Comrie, 2013).

den anderen Merkmale bloß die Flexion des Subjekts und die Wahl des Pronomens, also die sprachliche Repräsentation des Subjekts beschreiben, setzt das Feature 100A direkt am Verb, d.h. direkt bei der »Subjektivierung« an.

Der interessierende Fall der Akkusativsprachen (100A = 2) ist im WALS-Sample keine Seltenheit: mit einem Anteil von gut 55 v.H. sind die Akkusativsprachen weltweit in der Mehrzahl, und auch auf ein bestimmtes Gebiet sind sie nicht beschränkt. In Europa zeigt die WALS-Karte fast ausschließlich Akkusativsprachen an: einzige Ausnahme ist das isolierte Baskische, das (im heutigen Sinne) keiner europäischen Sprachfamilie angehört und auch am europäischen Sprachbund keinen Anteil hat.⁵⁴

Schon aus den beiden ersten Teilvariablen des Index‘ ergibt sich eine Differenzierung zwischen »sehr subjektivistischen Sprachen« (Englisch, Französisch) mit SVO und Nominativ, »weniger subjektivistischen Sprachen« (Deutsch, Mandarin) mit nur je einem der beiden Merkmale und »kaum subjektivistischen Sprachen« (Japanisch, Koreanisch), die keines der beiden Merkmale aufweisen. Die Hinzufügung weiterer Merkmale wird dazu führen, dass der mittlere Bereich des Spektrums gestreckt wird: wenn der Index fertig ist, werden Englisch und Französisch immer noch an der Spitze stehen, und das Deutsche wird weiterhin an zweiter Position rangieren. Mandarin dagegen wird weit zurückfallen, obwohl es seinen kleinen Vorsprung vor Japanisch und Koreanisch bis zum Schluss halten kann.⁵⁵

3. *No-drop*

Mit dem Feature 101A ‚Expression of Pronominal Subjects‘ (Dryer, 2013b)⁵⁶ haben wir erstmals ein Merkmal vor uns, das den europäischen Sprachbund deutlich vom Rest der Welt abhebt. Noch nicht einmal zwölf Prozent der Sprachen im WALS-Sample zeigen den interessierenden Wert (101A = 1) ‚Obligatory pronouns in subject position‘; von den weltweit 82 Fällen liegen 13 in Europa.⁵⁷ Hinzu kommen 32

⁵⁴ Haspelmath, 2001, S. 1493, passim. Die Aussage, das Baskische gehöre keiner europäischen Sprachfamilie an, ist natürlich problematisch: wahrscheinlich ist gerade das Baskische noch die letzte Bastion der ursprünglichen europäischen Sprachen, die ansonsten ganz vom Indogermanischen verdrängt wurden.

⁵⁵ Die Index-Werte sind im Anhang, Tab. A1 aufgeführt.

⁵⁶ Vgl. Kap. 1, Abb. 1.1 u. begl. Text.

⁵⁷ Einschließlich Isländisch, Russisch, Ukrainisch. Eine ähnlich starke, jedoch weniger homogene Konzentration dieses Sprachtyps erstreckt sich vom Senegal bis Zentralafrika.

Sprachen (4,5 %), die jeweils von mehreren Strategien Gebrauch machen, um das Subjekt auszudrücken; darunter sind einige, die unter bestimmten Bedingungen auch das obligatorische Pronomen verwenden (IOIA = 6). In unserem Sample werden zwei solche Mischtypen auftreten, nämlich Finnisch und Hebräisch; wir werden beide als No-drop-Sprachen kodieren, weil sie zumindest in bestimmten Personen und Zeitformen kein Nullsubjekt erlauben.⁵⁸

Eine Variante dieses Merkmals bzw. der relevanten Merkmalsausprägung hat auch Martin Haspelmath (2001) in seinen SAE-Merkmalskatalog aufgenommen.⁵⁹ Haspelmath differenziert sogar noch genauer, weil er anders an die Sache herangeht: während Dryer die verschiedenen Möglichkeiten zur Repräsentation eines »pronominalen« (d.h. nicht nominalen) Subjekts im Satz erörtert, richtet Haspelmath den Blick auf das Verb. Er stellt fest, dass die Personalendung des Verbs in den europäischen No-drop-Sprachen bloß als »strict agreement marker« fungiert, d.h. dass sie mit dem Subjekt bloß übereinstimmt (*agree*), nicht jedoch allein auftreten und quasi selbst das Subjekt repräsentieren darf. Die Personalendung des Verbs habe in diesen Sprachen – anders als in den meisten Sprachen – keine referentielle Funktion.

Die zusätzliche Differenzierung, die sich aus diesem Perspektivwechsel ergibt, betrifft vor allem die skandinavischen Sprachen.⁶⁰ Im Norwegischen, Schwedischen und Dänischen, so erklärt Haspelmath, sei das Subjektpronomen zwar ebenso obligatorisch wie z.B. im Deutschen. Das Verb trage in diesen Sprachen aber keine Endung und stimme folglich auch nicht explizit mit dem Subjekt überein. Die modernen, im Sprachwandel schon sehr weit fortgeschrittenen nordischen Sprachen seien zwar No-drop-Sprachen, aber ohne »agreement«; übrigens tendiere auch das

⁵⁸ Im Hebräischen ist ein referentielles Nullsubjekt nur in den Personen 1SG, 2SG, 1PL, 2PL und nur im Präsens möglich (vgl. Levy und Vainikka, 1999, S. 366); dieselben Personen sind auch im Finnischen betroffen (Dryer, 2013b; Sigurðsson und Egerland, 2009, S. 179; Holmberg und Nikanne, 2002, S. 75; zur Erklärung vgl. Merkmal Nr. 5). Wir werden später feststellen, dass auch in den Dialekten Norditaliens und zum Teil sogar im Schweizerdeutschen dieselben Personalpronomen (Klitika) ausgelassen werden können oder im betreffenden Paradigma gar nicht existieren (vgl. Kap. 5, Tab. 5.1).

⁵⁹ Haspelmath, 2001, S. 1500 f.. In einer früheren Version hatte das Merkmal noch gefehlt (Haspelmath, 1998).

⁶⁰ Aufgrund von anderen fehlenden Daten werden die skandinavischen Sprachen nicht im Index enthalten sein.

moderne Englische, das nur noch die 3SG-Endung *-s* beibehalten hat, in diese Richtung.

Sind diese Sprachen also, da sie die Selektionsbeziehung bzw. Subjektivierung des Subjekts durch das Verb nicht mehr doppelt, sondern nurmehr einfach kodieren, weniger subjektivistisch als die anderen No-drop-Sprachen? Tatsächlich macht es genau diesen Anschein – und doch wäre es allzu erstaunlich, wenn ausgerechnet die Sprachen der protestantischen Länder Nordeuropas in dieser Weise von der Betonung des Subjekts Abstand genommen hätten! Dies ist ein erster, wichtiger Hinweis auf die Sonderstellung der Variable No-drop, die bereits im Einleitungskapitel angedeutet wurde, und auf die Abgrenzung zwischen ihr und dem hier zu entwickelnden Index; wir wollen diese Problematik aber einstweilen zurückstellen. Hier soll es zunächst nur um die No-drop-Eigenschaft als Index-Einzelmerkmal gehen, und die No-drop-Eigenschaft kann wegen einer fehlenden Endung am Verb nicht in Abrede gestellt werden.

Eine weitere Differenzierung, die Haspelmath (2001) anspricht, betrifft das Russische. Haspelmath erinnert daran, dass die Verbform der Vergangenheit im Russischen keine Personalendung aufweist;⁶¹ Russisch sei wohl kein sehr gutes Beispiel für eine »Strict-agreement«- oder No-drop-Sprache. Leider fehlt Haspelmath der Platz, um ausführlicher auf den schwierigen Fall des Russischen einzugehen, und bedauerlicherweise kommentiert auch WALS-Autor Dryer diese Sprache nicht ausdrücklich. Tatsächlich kann im Russischen zumindest „[i]n der gesprochenen Sprache [...] das (in der geschriebenen Sprache fast obligatorische) Personalpronomen als Subjekt oder auch als Objekt getilgt werden“,⁶² und diese Tilgung gilt stilistisch sogar als unmarkierte, bevorzugte Variante, sofern sie dazu beiträgt, die wiederholte Nennung eines »thematischen«, bereits als Topik etablierten Subjekts zu vermeiden;⁶³ überhaupt scheint das Russische eine »Liebe zur Null« zu pflegen, von der bei weitem nicht nur das (Null-) Subjekt betroffen ist.⁶⁴ Kashima und Kashima (1998) haben dem Russischen denn auch den negativen No-drop-Wert

⁶¹ Jedoch aus völlig anderen Gründen als die Verben der nordischen Sprachen: die russische Vergangenheitsform ist aus einem Partizip hervorgegangen, das nie Personalendungen hatte. Diese sind also nicht verloren gegangen, sondern wurden gar nicht erst entwickelt.

⁶² Berger, 2012, S. 84.

⁶³ McShane, 2009, S. 120 f..

⁶⁴ Weiss, 1993.

zugewiesen; wir folgen jedoch der WALS-Kodierung und kodieren Russland sowie Kasachstan, wo ebenfalls mehrheitlich russisch gesprochen wird, als No-drop-Länder.⁶⁵ Auch bei allen anderen Ländern übernehmen wir Dryers Angaben, die zum Teil von den No-drop-Werten Kashimas und Kashimas abweichen;⁶⁶ Malta und die Philippinen, deren Sprachen in Dryers Sample fehlen, werden wir als Pro-drop-Länder kodieren.⁶⁷ Die Kodierung ist damit erst einmal erledigt, auch wenn der Eindruck zurückbleibt, dass die obligatorischen Pronomen, die in verschiedenen No-drop-Sprachen gesetzt werden müssen, von unterschiedlicher Qualität sind; auf diese Problematik und die Interpretation der Variablen müssen wir später ausführlich zurückkommen.⁶⁸

4. Verb mit Agens-, nicht Patiensmarkierung

Wir kommen nun zu zwei Merkmalen, die miteinander und mit den beiden vorstehenden Merkmalen so eng verwandt sind, dass die Frage gestellt werden muss, ob es überhaupt legitim ist, sie verstärkend in den Index einzurechnen; beide, Nr. 4 und Nr. 5, nehmen die Markierung des Subjekts am Verb in den Blick. Es geht also um die »agreement«-Elemente, die laut Martin Haspelmath (2001) in den »Strict-agreement«-Sprachen mit dem Subjekt übereinstimmen, ohne selbst das Subjekt zu repräsentieren.

⁶⁵ Das Ukrainische wäre ähnlich zu beurteilen, wenn es nicht wegen anderer fehlender Daten aus dem Sample ausscheiden würde. Unter Vorgriff auf die nachfolgend beschriebenen Merkmale kann angemerkt werden, dass das Ukrainische tendentiell etwas »subjektivistischer« erscheint als das Russische: „Abweichend vom Russ. kann im Präs. die Kopula *ε* gesetzt werden [...] Obligatorisch ist *ε* in Poss.-Konstruktionen [...] wobei der Besitz im Ukrain. auch mit einer Form des Verbs *mámu* ‚haben‘ + Akk. ausgedrückt werden kann [...]“ (Schweier, 2012, S. 105). Ein ähnlicher Grenzfall ist das Litauische (vgl. Faarlund, 1998, S. 173).

⁶⁶ So wird Ungarisch als Pro-drop-Sprache kodiert, und auch Nigeria (Sprachen: Hausa, Yoruba), Rumänien und Moldawien (Rumänisch) erscheinen als Pro-drop-Länder; Israel wird als No-drop-Land kodiert (vgl. o. Anm. 58). Tschechien und Ghana (Pro-drop) fallen wegen fehlender Daten aus dem Sample, und Südafrika sowie Paraguay werden wegen der soziolinguistisch schwer einschätzbaren Mehrsprachigkeit ihrer Bevölkerung von der Analyse ausgeschlossen. Problematisch erscheint u.a. die Klassifizierung von Lettland und Indonesien.

⁶⁷ Zum Maltesischen vgl. Saade, 2012. Filipino: „Das Subjekt kann weggelassen werden, wenn es sich aus dem Sinnzusammenhang ergibt.“ (Möller, 2010, S. 287)

⁶⁸ Es wird sich dann herausstellen, dass das obligatorisch offene Subjektpronomen der nordwesteuropäischen No-drop-Sprachen anders zu beurteilen ist als die offenen Pronomen, die z.B. im Russischen gesetzt werden; den Unterschied macht letztlich das EPP (vgl. Kap. 5, Anm. 143).

Das WALS-Feature 102A ‚Verbal Person Marking‘ (Siewierska, 2013b) bezieht sich nochmals auf die Agens-Patiens-Kodierung, sei es direkt am Verb selbst oder an einer anderen Stelle, die dem Verb zuzurechnen ist. Sei es in Form einer Personalendung, einer Beugung des Verbstamms oder auch eines klitischen Pronomens: alles zählt als Markierung am Verb, nur keine vollwertigen »freien« Pronomen.⁶⁹ Die skandinavischen Sprachen, die im betreffenden Sample leider fehlen, hätten also wohl den Wert 1 ‚No person marking‘ zugewiesen bekommen; Englisch dagegen erhält den Wert 2 ‚Only the A argument‘, weil es immerhin noch die Endung -s für die 3. Person aufweist. Genau dies (WALS 102A = 2) ist der Variablenwert, der mit einem Pluspunkt in unseren Index eingehen soll: die Grammatik des Englischen bekundet sozusagen immerhin noch grundsätzlich den Willen und die Fähigkeit, am Verb das Agens, nicht aber das Patiens auszudrücken.

Im Gegensatz zum 2. Merkmal ‚Alignment of Verbal Person Marking‘ geht es hier nicht darum, ob das Subjekt des einen Verbtyps anders markiert wird als das Subjekt eines anderen Verbtyps; statt dessen wird hier geprüft, ob die Agens- bzw. Patiens-Rolle überhaupt irgendwie markiert wird, bzw. welche dieser beiden Markierungen in der betreffenden Sprache vorkommen kann. Die »negativen« Ausprägungen der beiden Features stimmen also miteinander überein: wenn eine Sprache gar keine Personenmarkierung kennt (WALS 102A = 1), dann müssen alle Personen gleich – nämlich gar nicht – und insofern »neutral« markiert werden (WALS 100A = 1).⁷⁰ Bei den positiven Werten der beiden Features gibt es dagegen einige Unterschiede, die auch in unserem Sample wichtige Auswirkungen haben werden. Zwar markieren ca. neunzig Prozent der Sprachen, die überhaupt eine Personenmarkierung aufweisen, das A-Argument des Verbs (Agens). Dass aber ausschließlich das Agens markiert wird, ist doch eher ungewöhnlich: in bezug auf das gesamte Sample trifft dieser Befund nur auf ca. neunzehn Prozent der Sprachen zu, in bezug auf die Sprachen mit Personenmarkierung auf ca. 24 Prozent.⁷¹ Dagegen

⁶⁹ Beispiele für die Unterscheidung zwischen vollwertigen und klitischen Pronomen finden sich im fünften Kapitel (vgl. dort Bsp. (5:1–2) sowie ebd., Anm. 37).

⁷⁰ Dies gilt z.B. für die Fernost-Sprachen Chinesisch, Japanisch, Koreanisch, Vietnamesisch, Tagalog/Filipino.

⁷¹ In unserem Sample wird sich vor allem bemerkbar machen, dass Spanisch und Arabisch, zwei in vielen Ländern mehrheitlich gesprochene Sprachen, laut Siewierska den Wert 5 ‚Both the A and P arguments‘ tragen; weitere Sprachen wie Ungarisch und Persisch kommen hinzu.

markieren weit mehr als die Hälfte aller Sprachen (ca. 58 v.H.) auch oder ausschließlich das Patiens. Die Entwicklung zur ausschließlichen Agensmarkierung stellt also einen bemerkenswerten Schritt in Richtung Subjektprominenz dar, der in unserem Index nicht unberücksichtigt bleiben sollte. Da sich diese Eigenschaft der Sprachstruktur nicht auf die Gleichbehandlung (*alignment*) verschiedener Subjektarten bezieht, sondern auf die morphosyntaktischen Möglichkeiten, die in einer Sprache überhaupt zur Verfügung stehen, erscheint die Überlappung mit dem Nominativ-Merkmal letztlich geringer als befürchtet.⁷²

5. Verb mit Markierung der dritten Person

Beim Feature 103A ‚Third Person Zero of Verbal Person Marking‘ (Siewierska, 2013c) geht es nochmals um die explizite Markierung des Subjekts am Verb. Wie das vorige Merkmal wird also auch dieses Merkmal bei Nichtvorliegen jedweder Personenmarkierung einen »negativen« Wert aufweisen; die betroffenen Sprachen sind dieselben. Im übrigen aber liegt die Dimension, die das Feature 103A wiedergibt, zur Agens-Patiens-Unterscheidung orthogonal: es geht hier nicht um die thematische Rolle des Subjekts (Agens, Patiens, Experiencer usw.), sondern – viel einfacher – um die Frage, ob bei Verbformen der 3. Person (Singular und/oder Plural) eine Personenmarkierung erforderlich ist (z.B. deutsch: *er geh-t*).

Auf den ersten Blick mag man (als SAE-verwöhnter Westeuropäer) überrascht sein, zu erfahren, dass von denjenigen Sprachen, die regelmäßig über eine Subjektmarkierung am Verb verfügen, gleichwohl 36 v.H. bei der 3. Person auf diese Markierung verzichten. Wie erklärt sich diese Tatsache – und wie passt sie mit der obigen, genau entgegengesetzten Beobachtung zusammen, dass in vielen Sprachen das Subjektpronomen der 1. und 2. Person wegfallen kann, das Pronomen der 3. Person jedoch unverzichtbar ist?⁷³

Eine Erklärung bietet die sogenannte Accessibility Theory:⁷⁴ die Personen 1SG, 2SG, 1PL, 2PL sind in der Regel als sprechende oder angesprochene Partei am Sprechakt beteiligt und daher im Geiste des Sprechers/Hörers kognitiv »aktiviert«.

⁷² Zumal zwischen dem Vorhandensein der Markierungen und den »Alignments« keine implikative Beziehung besteht: im Hinblick auf die für uns relevanten Merkmalsausprägungen sind im WAL-Sample alle denkbaren Kombinationen belegt.

⁷³ Vgl. o. Anm. 58.

⁷⁴ Ariel, 2000, S. 213 ff..

Um sie anzusprechen, genügt folglich schon eine schwache Repräsentation wie z.B. der Auslaut *-sch* (2SG) am Verb im Alemannischen, der so deutlich wahrnehmbar ist, dass das Pronomen *du* wegfallen kann (*Wo goosch (du) hii* ‚Wo gehst du hin‘). Ein Subjekt der dritten Person muss dagegen viel deutlicher zum Ausdruck gebracht werden, weil die 3. Person nicht als Sprecher oder Hörer präsent ist; eine Endung am Verb reicht hier nicht aus. Statt dessen wird hier eher ein Pronomen gewählt, bzw. falls ein solches existiert, wird es dem fortschreitenden Sprachwandel dauerhaft standhalten. Pronomen der 1. und 2. Person können dem Sprachwandel dagegen leichter zum Opfer fallen: da eine starke Repräsentation unnötig ist, werden sie oft – wie im Alemannischen – zu Personalendungen reduziert.⁷⁵

Wohl deswegen trägt das Verb in der 3. Person im Finnischen keine Personenmarkierung (103A = 4), erfordert aber ein Pronomen (101A = 6): die beiden Arten der Subjekt-Repräsentation verhalten sich in dieser Sprache komplementär. In anderen Sprachen liegen die Verhältnisse anders: im Deutschen trägt das Verb auch in der 3. Person eine Personalendung, obwohl gleichzeitig das Subjektpronomen obligatorisch vorhanden ist. Umgekehrt kann z.B. im Chinesischen das Pronomen wegfallen, obwohl das Verb gar keine Endung trägt. Durch die Kombination der beiden Features (101A = 1) ‚No-drop‘ und (103A = 2) ‚No zero realization‘ erzeugen wir also eine dreistufige Skala der Subjektpräsenz: zuoberst stehen die »Strict-agreement«-Sprachen, die das Subjekt doppelt markieren, und zuunterst stehen Sprachen, die auf eine Repräsentation des Subjekts, zumindest wenn es aus dem Kontext eindeutig hervorgeht, ganz verzichten können. Eine besonderen Status haben, wie angedeutet wurde, die nordischen Sprachen und das Englische: da das Subjektpronomen hier ohnehin obligatorisch ist, scheinen die skandinavischen Sprachen bei allen Personen gut auf die Personalendung verzichten zu können. Das Englische dagegen hat die 3SG-Endung (und nur diese) beibehalten; hierfür könnte genau derselbe Zusammenhang verantwortlich sein, den die Accessibility Theory bei der komplementären Verteilung von Endung und Pronomen am Werk sieht – anscheinend genügt dem Englischen das obligatorische Pronomen nicht zur Markierung des 3SG-Subjekts, und so wurde die *-s*-Markierung zusätzlich beibehalten,

⁷⁵ Dasselbe Phänomen dürfte dem asymmetrischen Schwund der Subjektpronomen in den norditalienischen Dialekten zugrundeliegen; vgl. hierzu Kap. 5, Tab. 5.1 u. begl. Text.

selbst wenn sie (laut Ariel) niemals als alleinige 3SG-Markierung in Frage gekommen wäre.⁷⁶

Das Englische hat also in bezug auf die 3. Person eine gewisse Redundanz beibehalten, die die skandinavischen Sprachen offenbar abgelegt haben; diese Redundanz liegt in den Sprachstrukturen selbst begründet, nicht aber – wie zunächst befürchtet – in der Indexbildung. Was von dieser Redundanz und vom Sonderweg der genannten Sprachen zu halten ist, werden wir später diskutieren müssen.⁷⁷

6. Negation durch Indefinitpronomen

Wir haben nun die Hälfte der Indexmerkmale besprochen und wollen kurz innehalten, um die Zusammensetzung des Index‘ zu betrachten. Das erste Kriterium, SVO, bezog sich auf die Stellung der Satzglieder im Satz und stand insofern für sich allein, auch wenn deutlich wurde, dass es mit anderen Aspekten der Sprachstruktur, etwa der Informationsstruktur, eng zusammenhängt. Merkmale 2 bis 4 bezogen sich auf die Selektionsbeziehung zwischen Verb und Subjekt: es ging um die Frage, welche »thematischen Rollen« das Verb an das Subjekt vergibt (im Mittelpunkt des Interesses stand die Agens-Rolle) und wie dies in der jeweiligen Sprache markiert wird.

Die nächsten vier Merkmale werden nun nicht mehr nach der »thematischen« (semantischen) Rollenverteilung durch das Verb fragen, also nicht nach der Beziehung zwischen Verb und Subjekt, sondern nach der prädikativen Funktion, die Verb und Subjekt (und nur sie) gemeinsam ausüben. Es geht um die Frage, inwieweit das Verb in einer Sprache als »Prädikat« erscheint und diese Funktion syntaktisch im Vordergrund steht; im Hinblick auf die Subjektprominenz ist dies ebenso wichtig wie die Selektionsbeziehung, denn die Prädikation ist es ja, die dem Subjekt seinen ambivalenten Status als »Unterworfenen« und »Handelnden« einbringt.

⁷⁶ Natürlich kann diese Argumentation nicht beanspruchen, das wirkliche Zustandekommen der beschriebenen Verhältnisse zu erklären; hierfür wäre zuerst einmal die zeitliche Abfolge der einzelnen Veränderungsprozesse zu prüfen. Doch zielen unsere hiesigen Überlegungen ja gar nicht auf die Erklärung, sondern bloß auf eine Interpretation der heutigen Verhältnisse: es gilt die Plausibilität des Index‘ zu untermauern – unabhängig davon, wie die sprachlichen Einzelmerkmale zustande gekommen sind.

⁷⁷ Vgl. Kap. 5, Anm. 116.

Um den Index-Überblick abzuschließen, sei hier bereits vorweggenommen, dass das zehnte Merkmal dann wieder eine ganz andere Dimension ansprechen wird: bei ihm wird es um Relativsätze gehen, die dem Subjekt (oder Objekt) eines Hauptsatzes unabhängig von dessen Prädikation außerdem noch einen Nebensatz beordnen. Dieses und das erste Kriterium (SVO) bestimmen den Index-Gesamtwert nur je zu einem Zehntel, während die beiden anderen Merkmalsgruppen, die Nominativ-Agens-Selektion und die prädikative Funktion, wesentlich stärker ins Gewicht fallen. Das ist so gewollt, denn die Akteursqualität und die »Unterwerfung« des Subjekts bilden die Hauptcharakteristika der Subjektprominenz; im Vergleich dazu erscheint das Subjekt am Satzanfang (Merkmal 1) und seine Wiederaufnahme im Relativsatz (Merkmal 10) lediglich wie eine zusätzliche Unterstreichung, die mit einem Fünftel des Gesamtgewichts angemessen repräsentiert ist.

Kommen wir nun also zur zweiten großen Merkmalsgruppe. Der Numerierung der WALs-Features folgend steht als nächstes das Feature 115 ‚Negative Indefinite Pronouns and Predicate Negation‘, d.h. die Negation per Indefinitpronomen, zur Diskussion. Es handelt sich um ein typisches Merkmal der SAE-Sprachen:⁷⁸ gerade einmal elf Sprachen weltweit im betreffenden WALs-Sample (Haspelmath, 2013), darunter Deutsch und Niederländisch, verzichten konsequent auf die prädikative Negation, wenn die Negation des Satzes bereits durch ein negatives Indefinitpronomen wie *niemand*, *nichts*, *keiner*⁷⁹ ausgedrückt wird (115A = 2 ‚No predicate negation‘). In nur 13 weiteren Sprachen, darunter Englisch, Italienisch, Spanisch und Portugiesisch, ist die »doppelte Verneinung« eines Satzes nur in bestimmten Fällen anzuwenden, oder das indefinite Element ersetzt, wie z.B. im Französischen (*ne ... personne*), nur einen Teil der prädikativen Negation; solche Fälle gelten als Mischtypen (115A = 3).

Warum interessiert uns dieses Merkmal, und wie sind die Ausprägungen zu werten? Zunächst einmal ist ganz allgemein festzustellen, dass Indefinitpronomen eine komplizierte Schnittstelle zwischen Syntax und Semantik darstellen,⁸⁰ gerade weil sie mit der Prädikation interferieren.⁸¹ Bei den negativen Indefinitpronomen stellt

⁷⁸ In Haspelmaths SAE-Katalog erscheint es an achter Stelle (Haspelmath, 2001, S. 1498 f.).

⁷⁹ „Negative indefinite pronouns are defined as nominal or adverbial expressions that directly translate ‘nobody’, ‘nothing’, ‘nowhere’, ‘never’ (etc.)“ (Haspelmath, 2013).

⁸⁰ Reuland und ter Meulen, 1989, S. 1.

⁸¹ Higginbotham, 1989, S. 44 f..

sich die Frage, ob die »doppelte Verneinung« im Sinne der mathematischen Logik zur Aufhebung der Negation führt oder nicht. Haspelmath (2013) weist darauf hin, dass die doppelte Verneinung in Westeuropa, insbesondere im deutschsprachigen Raum, gern als »unlogisch« angesehen wird, obwohl sie in den allermeisten Sprachen der Welt als Normalfall gilt; die Ursache für diese Besonderheit erblickt Haspelmath in der komplementären Verteilung von prädikativer und pronominaler Negation im Lateinischen, dessen Prestige bei der Standardisierung des Deutschen und der anderen europäischen Sprachen eine wichtige Rolle gespielt habe.⁸² Allerdings weist Rissanen (2000) darauf hin, dass die »multiple Negation« zumindest im Englischen bereits ab dem fünfzehnten Jahrhundert und somit schon lange vor der präskriptiven, am Vorbild der Logik ausgerichteten Sprachstandardisierung verloren ging; Peter Trudgill (2011) vermutet, diese »Vereinfachung« der Sprache sei auf den Kontakt von unterschiedlichen Varietäten zurückzuführen (obwohl er hierfür keine konkreten Belege anführen kann).⁸³

Unabhängig vom historischen Werdegang impliziert der Verlust der doppelten Negation jedenfalls, dass die modernen europäischen Sprachen dem Indefinitpronomen – also dem *Nichts*, dem *Niemand*, dem *kein Mensch* usw. – eine abstrakte Entität zuschreiben, die es ermöglicht, im Satz »sauber« zwischen Subjekt und Prädikat zu unterscheiden. Dass das Subjekt eine Entität sein soll, war ja die erste und grundlegendste Feststellung der allgemeinen Subjektdefinition am Anfang des Kapitels; diese Eigenschaft macht es überhaupt erst möglich, dass Subjekt und Prädikat sich aufeinander beziehen, und dass beide ihren Teil zur prädikativen Funktion beitragen können. Das Subjekt ist Gegenstand der Prädikation (nicht der Satzaussage = Topik), und das Prädikat trifft seine Aussage (nicht die Satzaussage) über diesen Gegenstand – sei dieser auch noch so fraglich, kontrafaktisch, inexistent oder irgendwie »negiert«. ⁸⁴ Die beiden genannten Feature-Werte (115A = 2,

⁸² Haspelmath, 1997, §8.2 (zitiert nach Haspelmath, 2013).

⁸³ Trudgill, 2011, S. 70. Ob die Vermeidung von formallogischer Redundanz tatsächlich als »Vereinfachung« der Sprache zu werten ist, erscheint allerdings zweifelhaft. Einige Seiten weiter stellt Trudgill selber fest: „Redundancy, in the form of »expression doubling«, develops because redundancy is very helpful to human speakers in actual, real-life discourse [...] this helpful discourse strategy could be a stepping stone towards obligatory, grammatical repetition“ (a.a.O., S. 114).

⁸⁴ Es ist einschlägig bekannt, dass die westlichen Sprachen Formulierungen in abstrakten, kontrafaktischen und individuierten, verdinglichten Kategorien begünstigen, die z.B. dem Chinesi-

115A = 3) dürfen also als Beitrag zur Subjektprominenz gewertet werden; auf eine genauere Differenzierung, die theoretisch wohl möglich wäre, wird auch hier wieder verzichtet.

7. Transitives Haben

Das zweite Merkmal der prädikativen Merkmalsgruppe bezieht sich auf Sätze, die einem Subjekt den Besitz von Eigentum und Eigenschaften zuordnen.⁸⁵ Nur ein gutes Viertel der Sprachen im WALS-Sample (Stassen, 2013a) verwenden ein transitives Verb wie *haben*, um Besitz auszudrücken: der Habende erscheint hier als »aktiv« habendes Subjekt, seine Habe dagegen als Gehabtes – als dominiertes Objekt, genau wie es der alte römische Rechtsbegriff des *Dominiums* suggeriert.

Natürlich fallen die zentralen SAE-Sprachen in diese Kategorie; im Gegensatz zu ihnen verwenden z.B. die Sprachen der europäischen Peripherie, also die keltischen Sprachen, das Finnische, Ungarisch, Russisch und auch Türkisch, ganz andere sprachliche Mittel, um zu sagen, dass jemand etwas »hat«. Typisch ist z.B. die Konstruktion des Russischen, die wörtlich *Bei X (*ist) Y* lautet, wobei selbst das Wort *ist* im Russischen noch wegfällt; die Grammatik der russischen Standardsprache scheint in diesem Fall ganz ihrer »Liebe zur Null« (Weiss) erlegen zu sein. In den topikprominenten Sprachen des Fernen Ostens hingegen ist eine Konstruktion weit verbreitet, in der der Besitzende einfach als Satztopik erscheint; im Hinblick auf die Informationsstruktur ist sie der russischen Konstruktion gar nicht unähnlich. Und schließlich gibt es in weiteren Teilen der Welt, flächendeckend z.B. in Mittelfrika, noch andere sprachliche Möglichkeiten, um das Haben auszudrücken, doch würde deren detaillierte Erörterung hier wenig zur Sache beitragen.

schen fremd sind (vgl. Bloom, 1981, S. 13–17, 34 ff.; Nisbett, 2003, S. 8–12, 157 ff.; ein frappierendes Beispiel liefert Mueller-Liu, 2009, S. 274 f.; kritisch jedoch Roetz, 2006). Allerdings ist fraglich, ob es nur die Sprache ist, die entsprechende Denkweisen begünstigt oder behindert, so wie es Blooms Titel *The Linguistic Shaping of Thought* suggeriert. Die Debatte, die durch Blooms Buch ausgelöst wurde, weist insgesamt eher darauf hin, dass „the principal effect on counterfactual reasoning is traceable not to linguistic habit, but to cultural practices of reasoning, testing conventions, and the like“ (Pederson, 2007, S. 1032).

⁸⁵ Es muss angemerkt werden, dass das Feature sich nur auf den prädikativ ausgedrückten Besitz von unbestimmten und veräußerlichen Dingen oder Attributen bezieht. Eine darüber hinausgehende Analyse, die hier im Hintergrund mitschwingt, aber durch das WALS-Feature nicht exakt abgebildet wird, findet sich bei Ronald Langacker (2009, S. 91 ff.).

Zu unterstreichen ist jedoch, dass das transitive Haben der subjektivistischen Sprachen auch aus Sicht des WALs-Autors Leon Stassen eine Sonderstellung einnimmt, weil allen anderen Möglichkeiten eine intransitive, existentielle Konzeption des Habens zu Grunde liegt; in Anlehnung an Heine (1997)⁸⁶ kann man sagen, dass diese zahlreichen anderen Möglichkeiten im Besitzen ein anderes, eben nicht transitives Ereignis-Schema erblicken. Statistisch gesehen stellt die transitive Version des Habens zwar (knapp) die relative Mehrheit der Fälle im WALs-Sample, ihre qualitative Besonderheit – dass sie den Habenden als aktives Subjekt erscheinen lassen – darf im Index aber nicht unberücksichtigt bleiben. Die Sprachen Deutsch, Französisch und Italienisch fehlen im WALs-Sample; wir weisen den betreffenden Ländern den positiven Wert zu, da alle drei Sprachen das Haben prädikativ durch Verben wie (117A = 5) ‚Have‘ ausdrücken können (z.B. frz. *avoir*).

8. Kein »verbales« Adjektiv

Das nächste WALs-Feature 118A ‚Predicative Adjectives‘ (Stassen, 2013b) unterteilt die Weltkarte in wenige, weitgehend homogene Großräume. Wiederum erscheinen die europäischen Sprachen nicht besonders exotisch; sie gehören hier, mit Ausnahme der kaukasischen Sprachen, einem eurasischen Areal an, das bis in den Himalaya reicht und dort an das Gebiet der topikprominenten Sprachen grenzt. Es geht um die Frage, ob ein Adjektiv, wenn es als Prädikat fungieren soll, in der betreffenden Sprache »verbal« wie ein Verb oder auf andere Weise kodiert werden muss. Diese Frage ist z.B. dann zu bejahen, wenn an ein Adjektiv dieselben Personalendungen angehängt werden können wie an ein Verb; sie ist zu verneinen, wenn der Satz in der betreffenden Sprache eine Kopula enthalten muss.⁸⁷

Das Deutsche gehört, wie alle modernen europäischen Sprachen, zu den Sprachen mit »nonverbalem« Adjektiv-Prädikat: es macht von einer Kopula, d.h. in der Regel von einem Verb wie *sein* oder *werden* Gebrauch, um dem Satzsubjekt ein Adjektiv als Prädikation zuzuweisen. Das war nicht immer so: noch vor etwa 1000 Jahren hätte man z.B. in St. Gallen statt ...*werden* (*die Bäume*) *nass* eher folgendes hören können:

⁸⁶ Zitiert nach van der Auwera und Nuyts, 2007, S. 1083.

⁸⁷ Stassen (2013) führt noch ein drittes Kriterium an, das sich auf die Negation bezieht: wird zur Negation einer Adjektiv-Prädikation (*X ist nicht y*) eine eigene, von der Negation einer Verbalphrase abweichende Strategie angewendet, so gilt die Konstruktion als »nonverbal«.

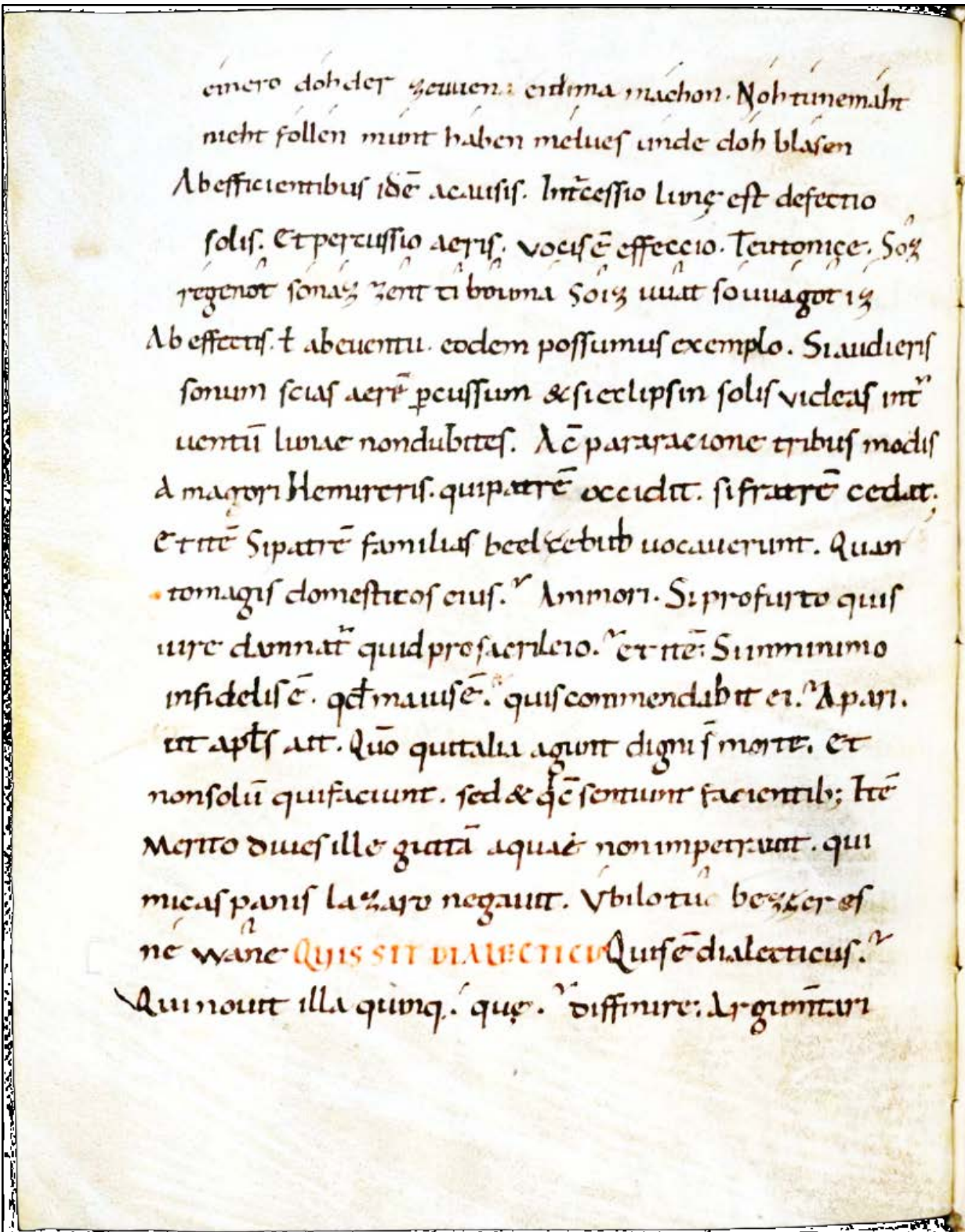


Abbildung 3.1. Notker III. Labeo, *De partibus logicae*, 11. Jh. St. Gallen, Originalgröße ca. 18,8 mal 15,2 cm. Der zitierte Satz beginnt mit dem letzten Wort der 4. Zeile und ist an den Akzenten, die Notker im Deutschen für unabhkömmlich hielt, deutlich zu erkennen.

Quelle: Zentralbibliothek Zürich, Ms. C121, p. 54v. Sammelband: Isidor-, Notker-, Bedaschriften. Direktlink zur Seite: <http://www.e-codices.unifr.ch/de/zbz/C0121/54v>.

(3:2) *Althochdeutsch*⁸⁸

Sôz régenôt só nâz-zênt tî bôuma
 so=es regnet so nassen die Bäume
 ‚Wenn es regnet, werden die Bäume nass‘

Der Zitat stammt vom St. Galler Mönch Notker III. Labeo »dem Deutschen«, einem der wichtigsten Autoren der althochdeutschen Periode, der vor allem durch seinen meisterhaften und innovativen Gebrauch der Volkssprache bekannt geworden ist.⁸⁹ Notker übersetzte viele antike Texte ins Deutsche, um seinen Schülern die Lektüre zu erleichtern, und vereinfachte dabei die Syntax, indem er sie an die »lineare Ordnung« (*ordo naturalis*) anpasste.⁹⁰ Im Beispiel (3:2) hat er uns nicht nur ein verbales Adjektiv-Prädikat (*nazzen* ‚nass werden‘) hinterlassen: sein Satz enthält außerdem ein expletives -z ‚es‘ (ahd. *iz*),⁹¹ das enklitisch an die Konjunktion *so* angeschlossen ist. Offenbar waren bestimmte Expletiva, hier das expletive *es* bei nullwertigen Verben wie *regnen*, schon zu Notkers Zeiten in der Sprache verankert; das erste Auftreten eines solchen *es* wird auf die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts (Tatian) zurückdatiert.⁹²

War das Deutsche etwa schon in karolingischer Zeit auf dem Weg, einen gewissen Sprachsubjektivismus herauszubilden?⁹³ Unsere Erwägungen am Ende des zweiten Kapitels würden darin eine erstaunliche Bestätigung finden; die Notker-Forschung konstatiert, Notkers „weitgehend analytisch“ geprägte Übersetzungstechnik lasse eine „deutliche Tendenz zu aktivistischen (gegenüber passivistischen) Formen, zu persönlichen (gegenüber unpersönlichen) Konstruktionen, zu mehr personenbezogener Darstellung (gegenüber Nomina, insbesondere Abstrakta)“ er-

⁸⁸ Notker, *De partibus logicae*. Quelle: siehe Abb. 3.1.

⁸⁹ Grotans, 1998.

⁹⁰ Grotans, 2000. Zur »natürlichen Ordnung« in der Sprachphilosophie des Mittelalters und der Neuzeit vgl. Leavitt, 2011, S. 26 f. mit weiteren Literaturhinweisen.

⁹¹ Das *i-*, das im Wörtchen *iz* normalerweise enthalten wäre, entfällt aufgrund der Klitisierung, d.h. durch den Anschluss an das Träger-Wort *so*.

⁹² Fleischer, 2011, S. 216. Fleischer führt ebenfalls die zitierte Notker-Passage und noch einen weiteren Satz des St. Gallers an: *Únde iz nâhtêt* ‚Und es wird Nacht‘ (*Consolatio* 14,7).

⁹³ Zur »subjektivistischen« Interpretation des Expletivums *es* vgl. o. Anm. 15.

kennen.⁹⁴ Vielleicht war Notker nicht nur sprachlich, sondern auch geistig seiner Zeit voraus: „[E]rst auf der Höhe der höfischen Literatur um das Jahr 1200 finden sich [...] Dichter, deren Ausdrucksfähigkeit sich mit Notkers Werk messen kann“.⁹⁵ Man denke an Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide: der Gegenstand ihrer Dichtung waren bekanntlich die heldenhaften Schicksale, Liebes- und Leidensgeschichten starker »Individuen« wie Erec und Parzival. Was den Zusammenhang zwischen Sprache und Kultur angeht, scheinen alle diese Beobachtungen die Intuition Tabellinis zu untermauern: die Strukturen der heutigen No-drop-Sprachen scheinen einer Zeit zu entstammen, die von großem Individualismus geprägt war.⁹⁶

Das »verbale« Adjektiv im Beispiel (3:2) spricht indes gegen die These vom althochdeutschen Sprachsubjektivismus, denn von einer Kopula, die die prädikative Subjektivierung des Subjekts ausdrücklich hervorheben würde, fehlt hier noch jede Spur. Damit ist das Althochdeutsche in guter Gesellschaft: nur rund 34 v.H. der Sprachen im WAL-Sample verfahren beim prädikativen Adjektiv wie die modernen SAE-Sprachen (I18A = 2), rund 39 v.H. erlauben eine »verbale« Verwendung des Adjektivs wie das Althochdeutsche, und die übrigen sind ‚Mixed‘ (I18A = 3). Allerdings werden diese Zahlenverhältnisse vor allem durch die autochtonen Sprachen bestimmt, die im Weltatlas der Sprachstrukturen naturgemäß zahlreich enthalten sind. In unserem Sample wird der Anteil der Fälle (Länder) mit nonverbalen Adjektiven auf über 80 v.H. hochschnellen; wiederum fehlen Deutsch und Italienisch im WAL-Sample, die betreffenden Länder bekommen den positiven Wert zugewiesen.

9. Keine Nullkopula

Ähnlich wie beim vorstehenden Merkmal geht es beim Feature 120A ‚Zero Copula for Predicate Nominals‘ um die Frage, ob ein Deklarativsatz vom Typ *X (ist) ein Y* wie im Deutschen eine Kopula erfordert, oder ob er einfach durch Aneinanderreihung zweier Nominalphrasen gebildet werden darf (*X ein Y*). Deutsch und Englisch gehören dem Typ (120A = 1) ‚Impossible‘ an, d.h. die »Nullkopula« ist unzu-

⁹⁴ Eilers, 2003, S. 289.

⁹⁵ Eilers, 2003, S. 295.

⁹⁶ Diese Zeit scheint im Germanischen schon vor dem Jahr 1000, in anderen Sprachen zwischen 1200 und 1500 n. Chr. zu liegen; vgl. u. Kap. 5, Anm. 66 u. begl. Text.

lässig; das Russische hingegen bleibt auch in diesem Fall seiner Liebe zur Null treu (Bsp.: *Москва красивый город* ‚Moskau ist eine schöne Stadt‘).

Viele außereuropäische Sprachen, z.B. Fongbe (Togo/Benin) und Panare (Kari-bik), machen in sehr unterschiedlicher Weise von Kopulae Gebrauch.⁹⁷ Verlangt aber eine europäische Sprache die Kopula, so wird dabei nichts anderes zum Ausdruck gebracht und hervorgehoben als die Prädikation als solche, die das Subjekt »subjektiviert«; das russische Beispiel zeigt ja, dass die Repräsentation der Prädikation durch ein eigenes sprachliches Zeichen eigentlich gar nicht nötig wäre, denn mit etwas Phantasie könnte man auch auf deutsch *Moskau schöne Stadt* sagen und dies für einen »quasi vollständigen« Satz halten. Informationsstrukturell fehlt da eigentlich nichts, und doch wird das Sprachgefühl jedes deutschen Muttersprachlers selbst in der hastigsten Situation verhindern, dass ein solcher »Satz« ausgesprochen wird. Zwar wird im tatsächlichen Sprachgebrauch bei weitem nicht immer in vollständigen Sätzen gesprochen;⁹⁸ Aussagesätze, die deklaratorische Funktion haben, können aber kaum ohne explizites Prädikat formuliert werden.⁹⁹

Das WALs-Sample teilt sich etwa hälftig auf die beiden möglichen Werte ($I_{20A} = 1$) ‚Impossible‘ und ($I_{20A} = 2$) ‚Possible‘ auf; mit fast 55 v.H. überwiegt leicht der erstgenannte, subjektivistische Wert. Wieder fehlen Deutsch und Italienisch im Sample; wieder bekommen sie den positiven Wert zugewiesen.

In seiner Einfachheit zeigt dieses Merkmal vielleicht von allen Merkmalen am deutlichsten, um was es bei der Subjektprominenz letztlich geht: wenn ein »vollständiger Satz« stets aus Subjekt und Prädikat bestehen muss – und zwar »muss« nicht im Sinne von gelernten, bewusst gemerkten und angewendeten Regeln, sondern im Sinne der muttersprachlichen Intuition, d.h. wenn ein Sprecher schier das Bedürfnis hat, seine Gedanken »ordentlich« in Form von Subjekt und Prädikat zu strukturieren, und wenn er sich durch Sätze, die nicht diesem Schema folgen, möglicherweise sogar in seinem Verständnis der Aussage verunsichert fühlt, dann

⁹⁷ McWhorter, 2007, S. 25.

⁹⁸ Werner, 1995, S. 67 ff..

⁹⁹ Möglicherweise wird sich dies bald ändern. In Fernverkehrszügen der Deutschen Bahn AG ist bereits heute, täglich vielhundertfach, folgende Durchsage zu hören: „Der Ausstieg in Fahrtrichtung {rechts/links}!“ Noch haftet dieser verkürzten Formulierung allerdings ein etwas befremdlicher, markierter Charakter an; dessen Überwindung dürfte noch einige Entwicklungszeit in Anspruch nehmen.

könnte es sein, dass diese Strukturiertheit nicht bloß die Sprache, sondern die ganze Mentalität des Sprechers erfasst, weil von seinem eigenen Ich und von anderen Menschen stets in zentrierter, privilegierter, gleichsam »dekontextualisierter« Form die Rede ist; und dies mag durchaus dazu führen, dass nicht bloß das Denken und Sprechen über die Welt, sondern durch die schiere Gewohnheit auch die Persönlichkeit selbst (das Persönlichkeit-Selbst) und damit auch das Verhalten der Person »subjektiv« strukturiert wird. Je stärker mit jedem Satz der Subjektivismus eingeübt wird, desto stärker wird der Mensch sich selbst für autonom halten und wird es deswegen auch ganz »normal« finden, dass er sozialen Normen Folge leistet, die er im Zuge der Sozialisierung verinnerlicht hat. So die bisherige Theorie.

10. Relativpronomen

Wir kommen zum letzten Indexmerkmal, das auf dem WAL-Feature 122A ‚Relativization on Subjects‘ (Comrie und Kuteva, 2013a) beruht. Nur ein Dutzend Sprachen im WAL-Sample können¹⁰⁰ zur »Relativpronomen-Strategie« greifen, wenn das Subjekt eines Satzes durch einen Relativsatz näher bestimmt werden soll (Beispiel: *Gallus, der auf seiner Wanderung schon vielen gefährlichen Tieren begegnet war, fürchtete den Bären nicht*). Mit einer einzigen Ausnahme stammen alle diese Sprachen aus Europa (weit definiert).¹⁰¹

Die Besonderheit der Relativpronome-Strategie besteht, wie der Name sagt, in der Existenz eines Relativpronomens, dessen Aufgabe es ist, innerhalb des Relativsatzes das »relativierte« Element aus dem Hauptsatz zu repräsentieren. Entscheidend ist dabei, dass die Kasusmarkierung dieses Relativpronomens seiner Rolle im Nebensatz entspricht:¹⁰² hat es hier die Subjektrolle inne, so wird es im Nominativ

¹⁰⁰ Können, müssen aber nicht unbedingt; zumindest nicht alle oder nicht ausschließlich (vgl. z.B. in bezug auf das Englische Croft, 1990, S. 200).

¹⁰¹ Einschließlich Finnisch, Lettisch, Russisch und sogar Georgisch; der Ausnahmefall außerhalb Europas ist Acoma, die Sprache der gleichnamigen Pueblo-Indianer im Südwesten der USA. Cristofaro und G. Ramat (2007, S. 88 ff.) nennen neunzehn, Haspelmath (2001, S. 1494 f.) sogar 28 europäische Sprachen, die Relativsätze mit Relativpronomen bilden; mit Comrie (1998, S. 61) weist Haspelmath darauf hin, dass „relative clauses formed using the relative pronoun strategy are quite exceptional outside Europe“.

¹⁰² „The distribution of relativization strategies in the languages of Europe is related to the syntactic role of the relativized item“ (Cristofaro und G. Ramat, 2007, S. 83). Partikeln wie das englische *that* oder das im Deutschen regional sprachlich verbreitete *wo* können diese Funktion nicht erfüllen, weil sie nicht dekliniert werden.

erscheinen (*Der Wanderer, der den Bären nicht fürchtete, hieß Gallus*). Die Relativpronomen-Strategie impliziert also, dass ggf. auch Nebensätze dem Nominativ-Kriterium (2. Merkmal) entsprechen können.

Die primäre Funktion des Relativpronomens besteht freilich einfach darin, das »relativierte« Element des Hauptsatzes wiederaufzunehmen und im Nebensatz zu repräsentieren.¹⁰³ Das Pronomen ist insofern redundant; im Englischen kann es in bestimmten Fällen, allerdings nur als Objekt, bezeichnenderweise nicht als Subjekt des Nebensatzes, ausgelassen werden (*The man ___ I love*). In mehr als 75 v.H. der Sprachen im WALS-Sample, darunter z.B. Türkisch, Arabisch und Mandarin, gilt eine solche »Lücke« (I23A = 4 ‚Gap‘) allgemein als Regelfall.

Es fällt auf, dass ausgerechnet die europäischen »Strict-agreement«-Sprachen, die mit obligatorischen Pronomen und Personalendungen sogar in der 3. Person eine doppelte Subjektmarkierung aufweisen, zugleich auch über das redundante Relativpronomen verfügen. Zwar ist die Übereinstimmung der beiden Merkmale (I01A = 1 & I23A = 1) nicht perfekt: die No-drop-Eigenschaft konzentriert sich auf Nordwesteuropa, während die Verbreitung der Relativpronomen-Strategie bis an die südlichen und östlichen Grenzen des Subkontinents heranreicht. Dennoch ist in beiden Fällen, und in Nordeuropa deutlich überlappend, im Hinblick auf die Pronomen sowohl im Hauptsatz als auch im Relativsatz eine »typisch europäische« Redundanz zu konstatieren.¹⁰⁴ Eine genauere Analyse dieser Redundanz wird letztlich zu der Einsicht führen, dass für den Status des obligatorischen Subjekts dessen dominante Stellung im Satz gar nicht entscheidend ist, weil Subjekte, wie zu Beginn dieses Kapitels schon angedeutet wurde, auch untereinander – also auch zu den Subjekten anderer Sätze – in bestimmten Beziehungen stehen. Auf dieses Thema werden wir in Kapitel 5 ausführlich zurückkommen. Im vorliegenden Kapitel betrachten wir ausschließlich das Subjekt im Satz: abschließend soll die Indexbildung noch auf die Kreolsprachen übertragen werden, was keine großen Schwierigkeiten

¹⁰³ „[T]he relative pronoun functions as a resumptive, i.e. it signals the head’s role within the relative clause (cf. Lehmann 1984: 103–109, Comrie 1998).“ (Haspelmath, 2001, S. 1495)

¹⁰⁴ „Unsere indogermanischen Sprachen zeichnen sich eben durch extreme Redundanzen aus“ (Dausen, 2004, S. 63). Dies allein ist freilich kein Alleinstellungsmerkmal: „The development of agreement, the most common form of syntagmatic redundancy, does seem to be an extraordinarily common process in linguistic change. According to Corbett (2006: 1), agreement is ‘a widespread and varied phenomenon’.“ (Trudgill, 2011, S. 108)

macht, da neben dem WALs inzwischen auch der APiCS zur Verfügung steht, d.i. der Atlas der Pidgin- und Kreolsprachstrukturen (*Atlas of Pidgin and Creole Language Structures*), der zum Teil mit dem WALs deckungsgleiche Kriterien verwendet (vgl. Tab. 3.2).

Resümee

Kashima und Kashima (1998) und die ihnen folgenden Autoren sind davon ausgegangen, dass die häufige Verwendung von indexialischen Subjektpronomen wie *ich* und *du* in den No-drop-Sprachen mit einer »dekontextualisierten« Wahrnehmung des Satzsubjekts, folglich einer »dekontextualisierten« Wahrnehmung der Person und deswegen mit individualistischen Tendenzen verbunden sei. Die Sprachvariable wurde dabei stets dichotom definiert: eine Sprache galt entweder als No-drop oder als Pro-drop-Sprache.

Angesichts der vielfältigen strukturellen Unterschiede zwischen verschiedenen Sprachen sollte man aber erwarten dürfen, dass die Dekontextualisierung des Satzsubjekts nicht nur einfach gegeben oder nicht gegeben sein kann, sondern dass sie graduell stärker oder schwächer ausfallen kann. Im vorliegenden Kapitel wurde deswegen eine Möglichkeit gesucht, die Dekontextualisierung des Subjekts sprachübergreifend messbar zu machen. Basierend auf zehn ausgewählten WALs-Features wurden zehn Syntaxmerkmale definiert, die als Variable jeweils dann einen positiven Wert aufweisen, wenn ein bestimmter Aspekt der »Subjektivierung« in einer Sprache zum Ausdruck kommen kann oder muss. Die umseitige Tabelle 3.1 gibt über die Einzelmerkmale und ihre Häufigkeit in den jeweiligen WALs-Samples Aufschluss; zum Vergleich ist in der rechten Spalte die Häufigkeit in unserem Sample angegeben, das die insgesamt 166 mehrheitlich gesprochenen »Landessprachen« von 212 Ländern umfasst.¹⁰⁵ Durch ungewichtete Addition der Einzelmerkmale gelangt man zu einer Maßzahl, die sich leicht auf das Intervall [0; 1] projizie-

¹⁰⁵ Für jedes Land gilt unter Vernachlässigung der genauen soziolinguistischen Verhältnisse eine Sprache als »Landessprache«; dies muss nicht immer eine Amtssprache sein. Die Zuordnung von Ländern und Sprachen ist in Tab. A1 (Anhang) ersichtlich. Südafrika und Paraguay werden von der Analyse ausgenommen, weil die Bevölkerungen dieser Länder mehrheitlich mehrsprachig sind (vgl. Lewis, Simons und Fennig, 2013) und die betreffenden Sprachen teils SAE-Sprachen (Afrikaans, Englisch, Spanisch), teils autochtone Sprachen sind.

ren lässt; die resultierenden Werte der Indexvariablen (SUPR10) sind im Anhang in Tabelle A1 wiedergegeben.

Trotz einiger Zusammenfassungen und Ergänzungen, die in einzelnen Fällen vorgenommen wurden,¹⁰⁶ erlaubt die Datenbasis des WALs nur die vollständige Bestimmung von 46 Sprachen; zwar können diese 46 Sprachen als Landessprachen von immerhin 85 Ländern gelten,¹⁰⁷ aber unter diesen Ländern sind viele Kleinstaaten (Jersey, San Marino usw.), für die später nicht alle anderen Variablen und Kontrollvariablen vorliegen werden. Um eine größere Stichprobe zu erhalten, wird eine zweite Version der Indexvariable gebildet (SUPR5): für alle Sprachen, von denen mindestens fünf der zehn Merkmale bekannt sind, wird die Summe der positiven Merkmalsausprägungen durch die Anzahl der bekannten Merkmale dividiert, so dass auch hier vergleichbare Indexwerte zwischen 0 und 1 herauskommen. Die Datenbasis wächst dadurch auf 363 Sprachen an, deren 82 in 126 Ländern als Landessprache gelten können. Die Befürchtung, dass die Validität des Index durch diese Verbreiterung geschmälert werden könnte, erweist sich als unbegründet: die Verteilungen beider Indexversionen ähneln einander (vgl. Kap. 4), und auch die statistischen Auswertungen würden nahezu identische Ergebnisse erzielen.

Sieben der zehn WALs-Features, die den zehn Merkmalen zu Grunde liegen, finden im ApiCS, dem Atlas der Pidgin- und Kreolsprachstrukturen, eine direkte Entsprechung (vgl. ums. Tab. 3.2); so kann der Index SUPR5 auch für 15 Kreol-

¹⁰⁶ Beim Arabischen werden acht Dialekte unterschieden; fehlende Merkmalsdaten wurden vom ägyptischen Arabisch übernommen (mit einer Ausnahme, vgl. folg. Anm. 107). Der Datensatz für Armenisch wurde aus West- und Ostarmenisch (WALS-Codes arm, arw) zusammengesetzt, die Daten für Fidschi-Hindi von Hindi übernommen. Serbisch, Kroatisch und Serbokroatisch erscheinen als einzelne Sprachen, weil sie in der empirischen Analyse (vgl. Kap. 4) anhand einer anderen Variablen differenziert werden. Zur Vervollständigung weiterer Sprachdatensätze (darunter Deutsch und Italienisch) vgl. o. Merkmale 3, 7, 8, 9.

¹⁰⁷ Darunter elfmal Englisch, 26-mal Spanisch und zwanzigmal Arabisch (vgl. Anhang, Tab. A1). Von den acht arabischen Dialekten, die im Sample unterschieden werden (vgl. Anhang, Tab. A1), hat nur einer einen abweichenden Indexwert, und zwar aufgrund einer flexibleren Satzgliedreihenfolge: dem syrischen Arabisch (asy) weist Dryer (2013a) den Wert (WALS 81A = 7) ‚Lacking a dominant order‘ zu, und wir übernehmen diesen Wert auch für das libanesisches Arabisch (arl), da beide Dialekte nach ISO-Kodierung als nordlevantinisches Arabisch (ISO-Code apc) zusammengefasst werden können. Auf die statistischen Analysen wird dies fast keine Auswirkung haben, weil für die beiden betroffenen Länder keine Individualismus-Daten verfügbar sind.

Tabelle 3.1. Zur Messung der Subjektprominenz werden zehn dichotome Einzelkriterien herangezogen, die auf geeigneten WALS-Features basieren.

Nr.	WALS-Datenvariable und Prozent/WALS	Prozent/Sample ^a
1.	Indexmerkmal: SVO-Ordnung im Hauptsatz WALS 81A: Order of Subject, Object and Verb - SVO (35,4 % N = 1377)	63,7 % (N = 113)
2.	Indexmerkmal: Subjekt im Nominativ WALS 100A: Alignment of Verbal Person Marking - Accusative alignment (55,8 % N = 380)	72,7 % (N = 66)
3.	Indexmerkmal: Subjekt obligatorisch (No-drop) WALS 101A: Expression of Pronominal Subjects - Obligatory pronouns in subject position (11,5 %) - Mixed (4,5 % N = 711)	21,3 % (N = 94) ^b
4.	Indexmerkmal: Verb markiert nur Agens WALS 102A: Verbal Person Marking - Only the A argument (19,3 % N = 378)	27,3 % (N = 66)
5.	Indexmerkmal: Verb markiert dritte Person WALS 103A: Third Person Zero of Verbal Person Marking - No zero realization (47,6 % N = 380)	40,9 % (N = 66)
6.	Indexmerkmal: Keine doppelte Negation WALS 115A: Neg. Indef. Pronouns and Predicate Negation - No predicate negation (5,3 %) - Mixed behaviour (6,3 % N = 206)	22,2 % (N = 72)
7.	Indexmerkmal: Transitives Haben WALS 117A: Predicative Possession - 'Have' (26,3 % N = 240)	33,3 % (N = 81)
8.	Indexmerkmal: Kopula/Kein »verbales« Adjektiv WALS 118A: Predicative Adjectives - Nonverbal encoding (34,2 % N = 386)	67,8 % ^b (N = 87)
9.	Indexmerkmal: Kopula/Keine »verbale« NP WALS 120A: Zero Copula for Predicate Nominals - Impossible (54,7 % N = 386)	56,3 % ^b (N = 87)
10.	Indexmerkmal: Relativpronomen WALS 122A: Relativization on Subjects - Relative pronoun (7,2 % N = 166)	25,0 % ^b (N = 56)

^a Prozentualer Anteil an Sprachen, die in mindestens einem Land mehrheitlich gesprochen werden (ohne Kreolsprachen).

^b Mit einzelnen vom WALS abweichenden bzw. ergänzten Werten (vgl. Text).

sprachen gebildet werden,¹⁰⁸ die als »Landessprache« von 15 Ländern gelten. Die fertige SUPR5-Stichprobe enthält folglich insgesamt 141 Länder mit 97 verschiedenen »Landessprachen«.

Abschließend muss noch auf zwei wichtige Aspekte der Index-Interpretation hingewiesen werden, die im Verlauf der Diskussion deutlich geworden sind. Zum einen darf die Subjektprominenz, wie sie hier definiert und gemessen wird, nicht als eine der Sprache selbst innewohnende Grundtendenz,¹⁰⁹ sondern bloß als Übereinstimmung der einzelnen sprachlichen Eigenschaften mit nichtsprachlichen kulturellen Tendenzen verstanden werden. Weder sprachhistorisch noch formallinguistisch liegt den zehn Einzelerkmalen eine gemeinsame Tendenz zu Grunde; im Gegenteil kann es zum Teil sogar sein, dass die Einzelmerkmale auf gegenläufige Tendenzen der Sprachentwicklung zurückgehen. Dennoch mag jedes einzelne von ihnen bezüglich seiner historischen Entstehung und Aufrechterhaltung mit einer außersprachlichen Kulturvariablen wie dem Individualismus korrespondieren. Nur in diesem Zusammenhang können die Einzelmerkmale als Teilaspekte einer Subjektprominenz angesehen werden: es ist der außersprachliche Sinnzusammenhang, der den sprachlichen Kategorien eine Bedeutung verleiht.

Gleichwohl sind de facto zumindest einige der Merkmale miteinander verknüpft und bedingen einander gegenseitig. Auch empirisch liegen in den Daten einige Implikationsbeziehungen vor, d.h. einige (wenige) Merkmale treten nur in Kombination mit bestimmten anderen Merkmalen auf.¹¹⁰ Die Validität des Index‘ wird dadurch aber nicht beschädigt: wenn ein Merkmal ein anderes impliziert, ohne mit ihm identisch zu sein, dann bedeutet dies ja gar nichts anderes, als dass das implizierende Merkmal im Sinne einer zusätzlichen Restriktion über das implizierte hinausgeht. Auch und gerade in diesem Fall ist die additive Indexbildung sinnvoll: jede zusätzliche Restriktion führt auf der Skala einen Schritt weiter nach oben.

¹⁰⁸ Einschließlich Tok Pisin, über das der APiCS umfassender Auskunft gibt als der WALs.

¹⁰⁹ Vgl. auch obige Anm. 76.

¹¹⁰ Dies ist wohl auch dem kleinen Umfang unserer Stichprobe geschuldet: die Zahl der Sprachen weltweit wird auf 6000 bis 8000 geschätzt, unser Sample enthält kaum mehr als ein Hundertstel davon! In den WALs-Daten lassen sich vielfach Beispiele finden, die die Implikationsbeziehungen unseres Samples widerlegen. Selbst innerhalb des Samples treten unter Berücksichtigung aller 10 Merkmale bereits 24 unterschiedliche Merkmalskombinationen auf, und kein einziges Merkmalspaar zeigt über alle Sprachen hinweg identische Werte.

Tabelle 3.2. *Sieben der zehn Subjektprominenz-Merkmale sind auch im APiCS erfasst, so dass der Index SUPR5 auch für Kreolsprachen gebildet werden kann.*

Nr.	APiCS-Datenvariable und Prozent/APiCS ^a	Prozent/Sample ^b
1.	Indexmerkmal: SVO-Ordnung im Hauptsatz APiCS 1: Order of subject, object, and verb - SVO (93,4 % N = 76)	100,0 %
3.	Indexmerkmal: Subjekt obligatorisch (No-drop) APiCS 62: Obligatory pronoun words - Obligatory pronoun words (64,5 %) - Mixed behaviour of pronominal subjects (3,9 % N = 76)	80,0 %
6.	Indexmerkmal: Keine doppelte Negation APiCS 102: Negation and indefinite pronouns - Preclusion possible with preverbal indefinites (8,2 %) - Preclusion possible under other conditions (5,5 % N = 73)	6,7 %
7.	Indexmerkmal: Transitives Haben APiCS 77: Predicative possession - Transitive (88,0 % N = 75)	100,0 %
8.	Indexmerkmal: Kopula/Kein »verbales« Adjektiv APiCS 74: Predicative adjectives - Invariant copula (18,4 %) - Variable copula (36,8 % N = 76)	26,7 %
9.	Indexmerkmal: Kopula/Keine »verbale« NP APiCS 73: Predicative noun phrases - Invariant copula (43,4 %) - Variable copula (27,6 % N = 76)	66,7 %
10.	Indexmerkmal: Relativpronomen APiCS 92: Subject relative clauses - Relative pronoun (16,2 % N = 74)	26,7 %

^a Die Sprachstrukturen von Kreolsprachen sind (noch) weniger festgelegt als die Grammatik älterer Sprachen. Deswegen unterscheidet der APiCS bei manchen Features, ob die betreffenden Eigenschaften durchgängig (quasi obligatorisch) oder nur teilweise gegeben sind. Die hier wiedergegebenen Prozentanteile beziehen sich immer auf die letztere Möglichkeit, d.h. auf das grundsätzliche Vorkommen der betreffenden Eigenschaft unabhängig von der Regelmäßigkeit bzw. Häufigkeit ihres Auftretens.

^b Prozentualer Anteil an Kreolsprachen, die in mind. einem Land mehrheitlich gesprochen werden (N = 15).

Auf einige der Zusammenhänge zwischen einzelnen Sprachmerkmalen werden wir abschließend noch einmal zurückkommen, nachdem das No-drop-Phänomen eingehender behandelt wurde.¹¹¹ Doch wollen wir nun zunächst einmal sehen, welche Überraschungen das Maß der Satzsubjekt-Grammatikalisierung (SUPR5) empirisch bereithält. Hängt die Dekontextualisierung des Subjekts im Satz tatsächlich mit dem Individualismus zusammen? Können wir mit Hilfe der Indexvariablen die Behauptungen von Kashima und Kashima (1998), Licht et al. (2007), Tabellini (2008a) u.a. bestätigen?

¹¹¹ Vgl. Kap. 7, Anm. 17 u. begl. Text.

Individualismus und Sozialkapital

Sprachliche Relativität im Ländervergleich

Zwei Hypothesen sind zu diskutieren:

(4:1) *Hypothesen*

- a. Die »Dekontextualisierung« des Satzsubjekts ist mit einer kulturellen Tendenz zum Individualismus verbunden.
- b. Individualismus hat gesellschaftlich positive Auswirkungen im Sinne des kulturellen Sozialkapitals.

Die erste Hypothese (4:1a) greift die gleichlautende Behauptung Kashimas und Kashimas (1998) auf, die als Annahme in die Analysen von Tabellini (2008a), Licht, Goldschmidt und Schwartz (2007) u.a. eingegangen ist.¹ Sie wurde hier bewusst etwas zurückhaltend formuliert: im Hinblick auf die Frage nach der Kausalität scheint sie unentschieden zu sein. Diese Zurückhaltung ist angebracht, weil zur Diagnose einer Kausalbeziehung eine strikte Unterscheidung zwischen Sprache und Kultur erforderlich wäre,² die viele Fachleute für unmöglich halten.³ Penny Lee empfiehlt, im Hinblick auf die sprachliche Relativität nicht von kausalen Einflüssen zu sprechen, sondern von einer wechselseitigen Verschränkung (*reciprocal engagement*) zwischen grammatischen Bedeutungsstrukturen und kultureller Prä-

¹ Vgl. Kap. 1, Anm. 21 u. begl. Text.

² Pederson, 2007, S. 1019.

³ Vgl. z.B. Hill und Mannheim, 1992, S. 382 f.; Enfield, 2000, S. 141 ff.; Hays, 2000, S. 164; Fausey et al., 2010, S. 9; Slobin, 2003, S. 181 mit weiteren Literaturhinweisen.

gung (*cultural preoccupations*).⁴ Nick Enfield führt psychologische Argumente dafür an, dass das Individuum »durch« seine Muttersprache kulturell geprägt ist,⁵ und Dan Slobin lässt sich gar zu der Behauptung hinreißen, Kultur und Sprache konstituierten einander gegenseitig.⁶ Verbale und nonverbale soziokulturelle Praktiken bilden eine unauflösbare Gesamtheit, die Balthasar Bickel treffend als Habitus bezeichnet.⁷ Der Habitusbegriff soll in der vorliegenden Arbeit jedoch der Erwartungshaltung vorbehalten bleiben, die im zweiten Kapitel beschrieben wurde: er intendiert hier eine konzeptuelle Ergänzung der ökonomischen Theorie und soll von anderen Deutungsmöglichkeiten freigehalten werden. Geht es allgemein um eine historisch gegebene Geisteshaltung, die sich z.B. in Sprachstrukturen und Verhaltensweisen niederschlägt, so soll nicht von Habitus, sondern von *Mentalität* die Rede sein (vgl. Kap. 1, Abb. 1.2).⁸ Hypothese (4:1a) erfasst also die wechselseitige Verschränkung von Grammatik und Mentalität, und zwar speziell im Hinblick auf den Individualismus: es soll nachgeprüft werden, inwieweit der privilegierte Status des Subjekts im Satz – die Subjektprominenz im Sinne des vorigen Kapitels – zum Indikator für Individualismus taugt.

Die zweite Hypothese (4:1b) ist mutiger formuliert. Hier geht es nicht bloß um einen statistischen Zusammenhang, sondern um die Möglichkeit einer Auswirkung des Individualismus‘ auf das Verhalten derjenigen Menschen, die »durch« die be-

⁴ Enfield, 2000, S. 144.

⁵ Enfield, 2000, S. 145; vgl. auch Bickel, 2000, S. 185. Gumperz und Levinson erkennen in dieser Prägung „the essential idea of linguistic relativity, the idea that culture, through language, affects the way we think“ (1996, S. 1).

⁶ Slobin, 2003, S. 181; ähnlich Hays, 2000, S. 164. Es ist bemerkenswert, dass Slobin, ähnlich wie Penny Lee, den englischen Begriff des »engagements« verwendet, damit aber das Verhalten des einzelnen Menschen meint, der in der kulturellen Praxis »engagiert« sei: „[C]ulture and language co-constitute each other in ongoing processes of speaking and engaging in cultural practices“ (a.a.O.).

⁷ Bickel, 2000, S. 185.

⁸ Dinzelbacher definiert: „Historische Mentalität ist das Ensemble der Weisen und Inhalte des Denkens und Empfindens, das für ein bestimmtes Kollektiv in einer bestimmten Zeit prägend ist. Mentalität manifestiert sich in Handlungen.“ (2008, S. XXIV) Letztlich meinen Habitus und Mentalität durchaus dasselbe: während Dinzelbachers Mentalitätsbegriff die Inhalte und Konsequenzen des kulturellen Ganzen in den Blick nimmt, stellt Bourdieus Habitusdefinition (vgl. o. Kap. 2, Anm. 68) die Produktion und Reproduktion einer solchen „Disposition“ in den Vordergrund. Die beiden Begriffe evozieren also verschiedene Aspekte, nämlich historische resp. soziologische Aspekte, derselben Konzeption.

treffende Sprache in der betreffenden Kultur sozialisiert sind. Zwar wird hier keine sophisticatede statistische Methodik herangezogen, um die Richtung der Kausalität zu prüfen; vielmehr stützt sich die kausale Interpretation einfach auf die Tatsache, dass die Subjektprominenz – und somit eben auch der Individualismus, falls Hypothese (4:1a) zutrifft – den heutigen Sozialkapitalwirkungen chronologisch weit vorausgeht. Mindestens seit ihrer Standardisierung, die sich grob auf das 16. bis 18. Jahrhundert datieren lässt, sind die europäischen Sprachen weitgehend unverändert geblieben. In regionalen Dialekten und anderen Substandardvarietäten haben sie sich zwar noch weiter entwickelt; diesem Umstand und überhaupt der historischen Sprachentwicklung wird aber erst das folgende Kapitel Rechnung tragen.

Im vorliegenden Kapitel wollen wir uns zunächst einmal einen Eindruck vom länderübergreifenden Querschnittsvergleich verschaffen und prüfen, ob zwischen Sprache, Kultur und Sozialkapital überhaupt irgendein Zusammenhang besteht. Dazu müssen die Variablen der Hypothesen (4:1a) und (4:1b) operationalisiert und miteinander in Bezug gesetzt werden: Subjektprominenz, Individualismus, Sozialkapital.

Subjektprominenz

Subjektprominenz wird an zwei Indikatoren festgemacht. Der erste ist der im vorigen Kapitel entwickelte Index der »Dekontextualisierung« des Satzsubjekts. Er basiert auf zehn Merkmalen, die aus dem Weltatlas der Sprachstrukturen (WALS) ausgewählt und dichotomisiert wurden; hauptsächlich finden sich darin die Agens-Rolle (Merkmale 2 bis 5) und die prädikative Funktion des Satzsubjekts (Merkmale 6 bis 9) widergespiegelt.

Die zehn Einzelmerkmale, die in den Index einfließen, gleichen sich in ihrer Gesamtheit anscheinend so aus, dass es gar nicht darauf ankommt, ob ein bestimmtes Merkmal gegeben ist oder nicht. Dies spricht insgesamt für die Validität der Indexbildung. Dass sich die zehn Merkmale so zum kohärenten Gesamtbild fügen, ist erstaunlich, denn ihre jeweiligen »Einzelwahrscheinlichkeiten« variieren, gemessen an den betreffenden WALS-Samples (Originalkodierung ohne Ergänzungen), zwischen 11,6 und 55,8 Prozent.⁹ Wären die einzelnen Merkmale gänzlich unabhängig

⁹ Vgl. Kap. 3, Tab. 3.1 (linke Spalte).

voneinander und ihre Wahrscheinlichkeiten jeweils dieselben, so müsste man erwarten, dass die Indexvariablen binomialverteilt sind; zur Orientierung ist in Abbildung 4.1 jeweils im Hintergrund (schraffiert) die Binomialverteilung angegeben, so wie sie bei einer Einzelereignis-Eintretenswahrscheinlichkeit von $p = \frac{1}{3}$ aussehen würde.¹⁰ Die Annäherung an diese Kurve ist erkennbar, bleibt aber unter Berücksichtigung aller WALS-Sprachen, für die genügend Daten vorliegen, hinter dem Erwartbaren zurück (vgl. Abb. 4.1 Mitte, N = 359). Das liegt sicherlich daran, dass nicht alle Einzelmerkmale voneinander unabhängig sind; zudem mögen statistische Effekte eine Rolle spielen, z.B. falls in den WALS-Daten solche Sprachen überrepräsentiert sind, die vielen Sprachwissenschaftlern besonders nah (z.B. die SAE-Sprachen) oder besonders fern (z.B. Tagalog, Hopi) liegen. Überhaupt ist es sehr fraglich, ob die Sprachen, die in Abbildung 4.1 als unabhängige Fälle gezählt werden, überhaupt vergleichbare Fälle von »Sprache« sind.¹¹ So unterscheidet das Sample z.B. beim Deutschen und Italienischen keine Dialekte, obwohl die Sprachstrukturen der süddeutschen und norditalienischen Mundarten zum Teil beträchtlich von der Grammatik der jeweiligen Standardsprache abweichen. Moldawisch erscheint nicht separat, während andererseits drei Varietäten des Serbokroatischen (vgl. u.) sowie acht Dialekte des Arabischen, die laut WALS unterschiedliche Syntax haben, voneinander unterschieden werden.¹² Weiterhin wird darauf verzichtet, die Idiome der iberischen Halbinsel (Spanisch, Portugiesisch) von den Varietäten der Neuen Welt abzugrenzen;¹³ sicherlich ließen sich noch viele ähnliche Kritikpunkte anbringen. Kurzum: Die beiden oberen Schaubilder der Abbildung 4.1 sind mit Vorsicht zu genießen.

¹⁰ Das heißt: Wenn die Merkmale voneinander unabhängig wären und bei jedem Merkmal genau ein Drittel der Sprachen den positiven Wert aufweisen würde, dann würden sich große Stichproben an das Bild dieser Verteilung annähern. Der Wahrscheinlichkeitswert $p = \frac{1}{3}$ ist willkürlich gewählt; die Grafiken zeigen, dass die dazugehörige Binomialverteilung den beobachteten Verteilungen relativ nahe kommt. Tatsächlich beträgt der durchschnittliche Anteil der »positiven« Werte an den einzelnen WALS-Samples ca. 0,313 (vgl. Kap. 3, Tab. 3.1, linke Spalte).

¹¹ Vgl. diesbezüglich kritisch zum WALS Kap. 1, Anm. 6.

¹² Obschon diese Unterschiede, von einer einzigen Ausnahme abgesehen, nicht unsere zehn Index-Merkmale betreffen (vgl. Kap. 3, Anm. 106 f.).

¹³ Morphosyntaktische Unterschiede bzgl. der Subjektklitika bestehen z.B. im Brasilianischen Portugiesischen (vgl. Kap. 5, Anm. 69 u. begl. Text sowie Bsp. (5:5)). Beim Objekt in einigen südamerikanischen Varietäten Animiertheit markiert: für menschliche und nichtmenschliche Objektreferenten gelten unterschiedliche Regeln (vgl. Schwenter 2007).

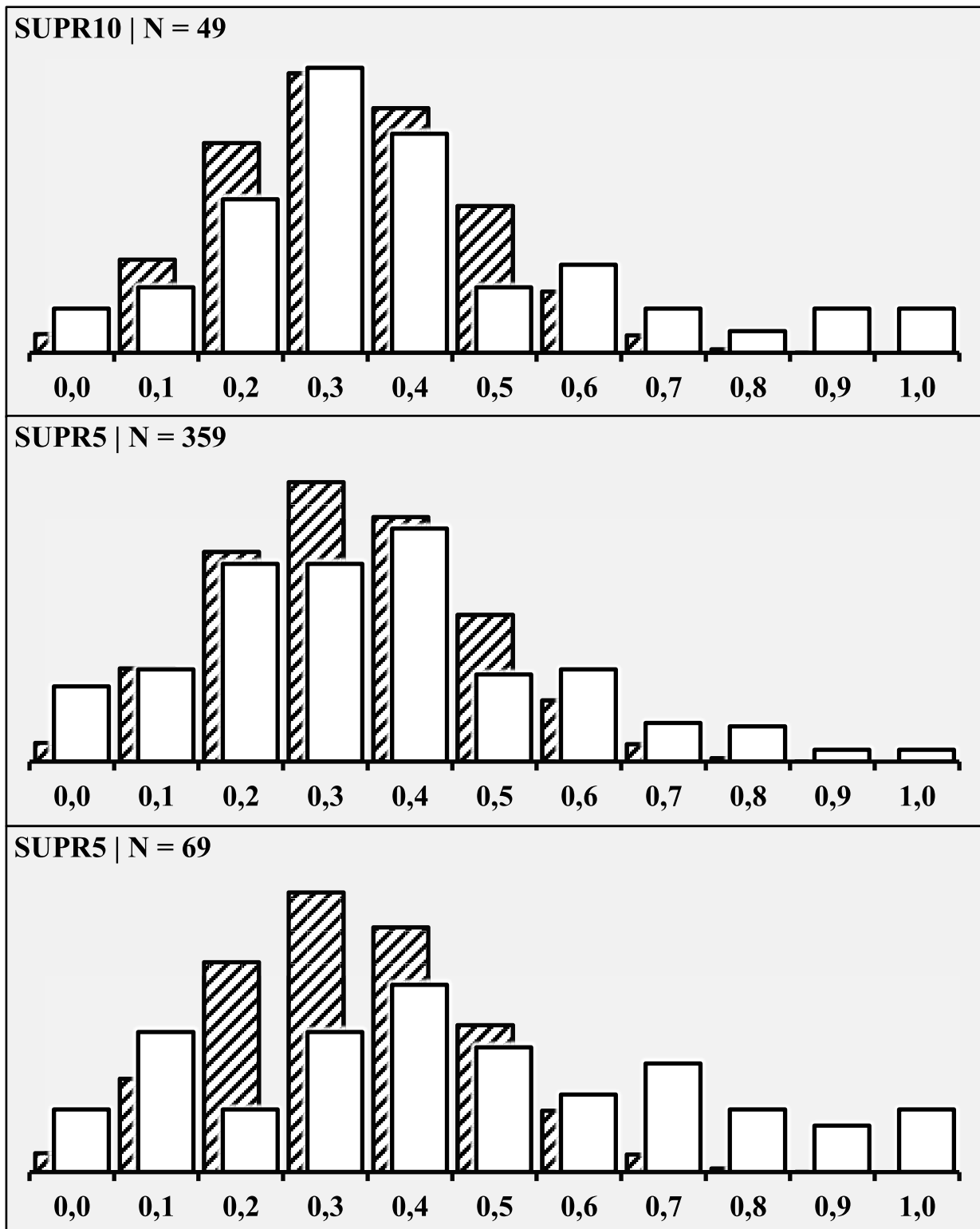


Abbildung 4.1. Oben: Verteilung der Indexvariablen SUPR10 weltweit, Mitte und unten: Verteilung der Indexvariablen SUPR5 (gerundet) weltweit bzw. in 69 Mehrheitssprachen von 127 Ländern weltweit. Im Hintergrund (schraffiert) jeweils die Binomialverteilung für $p = \frac{1}{3}$. Eine Annäherung an diese Verteilung wäre zu erwarten, wenn die zehn Index-Einzelmerkmale voneinander unabhängig, zufällig und gleichwahrscheinlich ($p = \frac{1}{3}$) wären.

Quelle: Eigene Darstellung basierend auf WALSDaten mit eigenen Ergänzungen.

Im Vergleich zu diesen beiden Bildern erinnert die SUPR5-Verteilung über 69 Landessprachen hinweg (Abb. 4.1 unten) fast an eine Gleichverteilung. Der Eindruck verstärkt sich noch, wenn man die Verteilung derselben Variablen über alle 127 Länder betrachtet (Abb. 4.2), wobei Sprachen wie Englisch, Spanisch usw., die jeweils in mehreren Ländern als Landessprache gelten, mehrfach gezählt werden. Mit der Binomialverteilung besteht hier keine Ähnlichkeit mehr; von einer Gleichverteilung unterscheidet sich das Bild dagegen fast nur noch durch die Cluster der arabisch-, spanisch- und englischsprachigen Länder (SUPR5 = 0,3; 0,8; 1,0). Das ist interessant: Unter den soziolinguistisch etwa gleich starken Sprachen, die es bis zur Mehrheitssprache eines Landes gebracht haben, scheinen die verschiedenen Subjektprominenz-Niveaus in etwa gleich häufig aufzutreten. Allein hieraus kann man zwar noch nicht den Schluss ziehen, dass die Subjektprominenz auf die Entstehung, Konsolidierung oder Stabilität von Staaten gar keinen Einfluss hätte; zu viele Faktoren waren an der Entstehung der heutigen Staatsgrenzen und Mehrheitsverhältnisse beteiligt, als dass man so argumentieren könnte. Dennoch ist es bemerkenswert: zwischen dem Status des Subjekts und dem Status der »Landessprache« scheint empirisch kein Zusammenhang zu bestehen.¹⁴

Diese Beobachtung gilt übrigens auch für das Einzelmerkmal No-drop. Laut WALS (Dryer, 2013b) erfordern ca. 16 % der Sprachen weltweit ein obligatorisches Pronomen in Subjektposition oder weisen zumindest »gemischte« Verhältnisse auf; dasselbe gilt für 23,6 % der Landessprachen weltweit.¹⁵ Die Mehrfachzählung des Deutschen, Englischen und Französischen ist hier bereits mit inbegriffen, und doch liegt der No-drop-Anteil bei den Landessprachen nicht sehr viel höher als die Referenzgröße aller Sprachen. Dieser Befund entspricht dem der Gleichverteilung bei der Indexvariable: No-drop oder nicht No-drop scheint für die Staatlichkeit keine Rolle zu spielen. Eine Differenzierung des No-drop-Merkmals entsprechend der ursprünglichen WALS-Kodierung, die im Einleitungskapitel vorgestellt wurde, bringt ebenfalls keine nennenswerten Erkenntnisse mit sich; weitere Differenzie-

¹⁴ Diese Feststellung steht im Kontrast zur These Peter Trudgills, große bzw. komplexe soziale Einheiten tendierten zu »einfacheren« Sprachstrukturen (vgl. Trudgill, 2011, S. 172 f.). Offenbar lässt sich die Subjektprominenz weder mit besonders »einfachen« noch mit besonders »komplexen« Sprachstrukturen gleichsetzen.

¹⁵ Vgl. Kap. 3, Tab. 3.1.

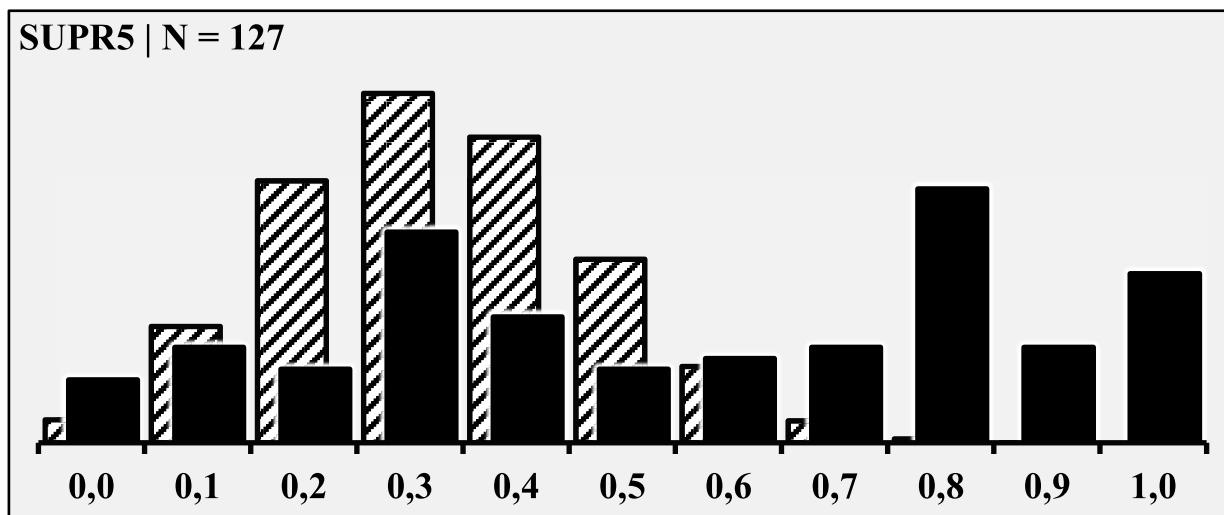


Abbildung 4.2. Index der Subjekt-Prädikation (SUPR5, gerundet) für die Sprachen, die in 127 Ländern weltweit jeweils mehrheitlich gesprochen werden.

Quelle: Eigene Darstellung basierend auf WALS-Daten mit eigenen Ergänzungen.

zungsmöglichkeiten in bezug auf die Qualität der einzelnen Pronomen, die in einer Sprache ggf. zu setzen oder auszulassen sind (Klitika, Expletiva usw.), werden im nächsten Kapitel behandelt.

Eine zweite Sprachvariable, die zur Überprüfung der Hypothese (4:1a) herangezogen werden soll, ist die Variable »Nominativ-Experiencer« von Georg Bossong (1998), die sich auf das »aktive Wahrnehmen« des Subjekts bezieht. Sie ist der SAE-Sprachbundforschung entnommen und liegt daher nur für europäische Sprachen vor.¹⁶ Es handelt sich um einen Indikator, der auf zehn Beispielsätzen beruht, die jeweils ein Experiencer-Subjekt enthalten (z.B. frz. *J'ai froid* ‚Mir ist kalt‘); sie werden in verschiedene Sprachen übersetzt, und die Maßzahl, die einer Sprache schließlich zugeordnet wird, errechnet sich aus dem Verhältnis der Anzahl von Übersetzungen durch »invertierende« Konstruktionen (Experiencer kodiert wie *Patiens*, Beispiel: *Mir ist kalt*) zur Anzahl möglicher Übersetzungen durch »generalisierende« Konstruktionen (Experiencer kodiert wie *Agens*: *I am cold*). Es resultie-

¹⁶ Haspelmath, 2001, S. 1496. Haspelmath führt in seinem Bericht übrigens Variablenwerte auf, die ohne Begründung von der zitierten Studie abweichen; nachfolgend werden die von Bossong (1998) publizierten Werte verwendet.

ren Werte zwischen null (Englisch, nie invertierend) und 3,08 (Georgisch, vierzig zu dreizehn Übersetzungsmöglichkeiten).¹⁷

Ähnlich wie die Verteilung der Indexvariablen SUPR10 und SUPR5, die ebenfalls aus dichotomen Einzelmerkmalen zusammengesetzt wurden, erinnert auch die Verteilung von Bossongs Variable stark an eine Binomialverteilung (keine Abbildung), und zwar unabhängig davon, ob Sprachen gemäß ihrer Häufigkeit im Ländersample mehrfach gezählt werden oder nicht. Um zu einer leichter interpretierbaren, annähernd normalverteilten Kodierung zu gelangen, werden wir die Werte zur Basis 10 logarithmieren und das Vorzeichen umkehren;¹⁸ die resultierenden Zahlen der Variablen (NOMX) sind in Tabelle A1 im Anhang wiedergegeben. Die Werte der Weltsprachen Englisch, Spanisch usw. werden auf die gleichsprachigen Länder außerhalb Europas übertragen, obwohl in den überseeischen Varietäten sicherlich mit Abweichungen zu rechnen ist; auch der Wert des Deutschen wird auf alle deutschsprachig kodierten Länder übertragen, obwohl z.B. in der Schweiz Wendungen wie *Das dünkt mich...* und *...nimmt mich wunder* wesentlich häufiger auftreten als im Standarddeutschen.¹⁹ Eine Differenzierung zwischen nationalen Varietäten bietet Bossong nur für das Serbokroatische an: wir übernehmen seine Werte für Serbisch und Kroatisch und weisen den beiden anderen betroffenen Ländern, Bosnien und Montenegro, den arithmetischen Mittelwert zu.

Wie verhält sich Bossongs Variable zum Index SUPR10 bzw. SUPR5? Inhaltlich kann man Bossongs Variable als Verfeinerung (Skalierung) unseres zweiten

¹⁷ Die lesgische Sprache fällt aus dem Rahmen, weil sie immer invertierend ist, eine Berechnung des Variablenwerts also mit Teilung durch null verbunden wäre. Bossong gibt keinen Wert an, Haspelmath weist dem Lesgischen den Wert 5,0 zu.

¹⁸ Englisch bekommt manuell den Wert 1,00 zugewiesen, da der Logarithmus von null nicht definiert ist und alle anderen logarithmierten Werte unter 1 liegen, z.B. Schwedisch 0,92.

¹⁹ Bossong selbst differenziert im Deutschen (und nur hier) zwischen zwei „stilistischen Ebenen“, nämlich der gesprochenen Gegenwartssprache und einen literarischen, ältlichen Stil, der mehr solche Wendungen enthalte. Bossong weist darauf hin, dass die ganze germanische Sprachfamilie einer »Drift« (Sprachwandel) in Richtung der »generalisierenden« Ausdrucksweise unterliegt (vgl. Kap. 3, Anm. 13). Das Isländische habe einen „wahrhaft archaischen“ Charakter beibehalten, dagegen seien das Englische und die festlandskandinavischen Sprachen in dieser Entwicklung besonders fortgeschritten. Interessanterweise weist Bossong für das moderne Griechisch einen Wert aus, der vom klassischen Griechischen nicht wesentlich abweicht, und auch die modernen romanischen Sprachen sind, mit Ausnahme des Rumänischen (Bossong vermutet hier einen Substrateinfluss), in der Nähe des Lateinischen geblieben.

Indexmerkmals verstehen, das sich ebenfalls auf die Nominativkodierung des Subjekts bezog. Allerdings muss hier berücksichtigt werden, dass Bossongs Variable nur für solche Sprachen definiert ist, die beim zweiten Indexmerkmal einen positiven (gelegentlich auch fehlenden) Wert aufweisen; widrigenfalls – d.h. im Falle einer Sprache ohne Nominativ-Subjekte – könnten letztere ja gar nicht mit anderen Subjekten ins Verhältnis gesetzt werden. Bossongs Variable wird also einen erheblichen Teil sprachlicher Varianz ausblenden.

Zur Interpretation ist zu sagen, dass sich Bossongs Variable anders als unser Index nicht primär auf Syntax und Morphologie (z.B. *agreement*) bezieht, sondern auf das Lexikon; die Variable hebt nicht auf grundlegende strukturelle Unterschiede zwischen den Sprachen ab, sondern bloß auf Unterschiede zwischen bestimmten Ausdrücken, die im Wortschatz der jeweiligen Sprache auf die eine oder andere Weise lexikalisiert sind.²⁰ Die Bedeutung dieses Unterschieds erschließt sich, wenn man z.B. einige regionale Varietäten des Deutschen betrachtet: anstelle des invertierenden Ausdrucks *Mir ist kalt* wird regionalsprachlich oft der generalisierende Ausdruck *Ich habe kalt* bevorzugt. Dennoch weichen die syntaktischen Regeln der betreffenden Dialekte, zumindest in bezug auf die Subjektprominenz, nicht grundlegend vom Standarddeutschen ab. Bossongs Variable würde hier einen größeren Individualismus anzeigen, während unser Index unverändert bliebe.

Nun unterliegen lexikalische Elemente (Ausdrücke, Wörter) anderen Einflüssen als die Syntax. Im Deutschen sind z.B. Anglizismen wie *Ich denke* bekannt, die sich anstelle von klassischen deutschen Wendungen wie *Ich glaube* eingebürgert haben; ihre Verbreitung kann dazu führen, dass Dativ-Ausdrücke wie *Mir scheint* außer Gebrauch kommen. Umgekehrt können Ausdrücke wie *Mir scheint* freilich auch dann noch zahlreich tradiert werden, wenn die grammatikalischen Strukturen, auf die sie zurückgreifen, längst nicht mehr produktiv sind; genau dies ist in den festlandgermanischen Sprachen (Deutsch, Niederländisch) geschehen, sonst würden wir *Mir scheint* gar nicht mehr kennen. Offenbar wurden im Deutschen, anders als

²⁰ Viele Sprachwissenschaftler gehen inzwischen davon aus, dass dies prinzipiell für alle strukturellen »parametrisierten« Unterschiede zwischen den Sprachen gilt: systematische Abweichungen zwischen Grammatiken seien nur Oberflächenphänomene, die sich in Wirklichkeit auf lexikalisierte Unterschiede zurückführen lassen. Wir können dieses Argument hier ignorieren. Worauf es ankommt ist, dass Bossong lediglich eine bestimmte Klasse von Ausdrücken betrachtet, die für die Sprache insgesamt nicht unbedingt repräsentativ sind.

im Englischen, einige Dativ-Subjekte beibehalten, die sich bis auf das Indogermanische zurückverfolgen lassen,²¹ während sich die produktiven Sprachstrukturen in beiden Sprachen zum Nominativ-Experiencer hin entwickelt haben. Den germanischen Sprachen mit Ausnahme des Englischen scheint insofern ein inneres Spannungsverhältnis zwischen einer großen morphosyntaktischen und einer geringen lexikalischen Subjektprominenz innezuwohnen;²² ob und wie sich diese beiden jeweils auf die Mentalität auswirken, ist eine empirische Frage. Bevor wir dieser Frage nachgehen können, ist aber zuerst noch die Gegenseite der Hypothese (4:1a), der Individualismus, zu operationalisieren.

Individualismus

Ob grundsätzlich dem Individuum oder aber dem Kollektiv – der Familie, der Nation, der Glaubensgemeinschaft usw. – größere Bedeutung beigemessen wird, ist ein zentrales und charakteristisches Kriterium, durch das verschiedene Kulturen sich voneinander unterscheiden. Laut Patricia Greenfield (2000) handelt es sich bei dieser Dimension um eine Art »Tiefenstruktur« der Kultur, die vielen anderen Unterschieden zugrunde liegt.²³ Von den zahlreichen Forschungsarbeiten, die sich mit ihr befassen,²⁴ kann hier nur eine kleine Auswahl – und zwar eine Auswahl von quantitativ verwertbaren Studien – rezipiert werden; eine hilfreiche Orientierung bieten jüngst Maleki und de Jong (2014), die auch auf die inhaltliche Übereinstimmung zwischen diesen quantitativen und diversen anderen, qualitativen Individualismus-Konzepten hinweisen.

Unter den Individualismus-Konzepten, die Maleki und de Jong miteinander vergleichen, sehen sie die Variable »IDV« (*Individualism*) von Geert Hofstede (2001

²¹ Vgl. Haspelmath, 2001, S. 1496 sowie bereits 1998, S. 282 (mit weiteren Literaturhinweisen). Interessanterweise ist die »Personalisierung« des Experiencers bereits im Altgriechischen und Lateinischen zu sehen, im Deutschen aber setzt sie erst im Mittelalter ein (vgl. ebd.).

²² Zum Ausnahmecharakter des Englischen vgl. McWhorter 2002, 2007.

²³ Die Hauptkomponente erklärt 63 Prozent der Gesamtvarianz in den beiden Einzelvariablen; die Werte sind in Tabelle A1 aufgeführt. Übrigens stellt Greenfield einleitend einige hilfreiche metatheoretische und methodologische Überlegungen zum Konzept der »Kultur« und zur kulturvergleichenden Psychologie an, auf deren Diskussion hier verzichtet wird.

²⁴ Vgl. Triandis, 1995 sowie Oyserman, Coon und Kimmelmeier, 2002 (zit. nach Inglehart und Welzel, 2005, S. 135).

[1980]) als diejenige an, die die Grundidee des Individualismus‘ am besten repräsentiere.²⁵ Es handelt sich um dieselbe Variable, die bereits Kashima und Kashima verwendeten. Geert Hofstede – der umstrittene Pionier dieses Forschungsgebiets – beschreibt Individualismus und Kollektivismus in einer Terminologie, die sehr an unsere Diskussion des Sozialkapitals, der verinnerlichten Normen usw. im zweiten Kapitel erinnert: Individualismus und Kollektivismus seien »Präferenzen«, die sich im »Selbstbild« (*self-image*) eines Menschen widerspiegeln. Interessanterweise nimmt Hofstede, um den Kontrast zwischen den beiden Konzepten auf den Punkt zu bringen, gleichsam schon unter Vorwegnahme von Mühlhäusler und Harré (1990) die Pronomen *ich* und *wir* zuhelfe:²⁶

„[...] Individualism, can be defined as a preference for a loosely-knit social framework in which individuals are expected to take care of themselves and their immediate families only. Its opposite, Collectivism, represents a preference for a tightly-knit framework in society in which individuals can expect their relatives or members of a particular in-group to look after them in exchange for unquestioning loyalty. A society’s position on this dimension is reflected in whether people’s self-image is defined in terms of ›I‹ or ›we‹.“ (The Hofstede Centre, 2013)²⁷

Dass Hofstede hier ähnlich wie manche Sozialkapitalforscher von Präferenzen spricht,²⁸ sollte nicht überbewertet werden, denn Hofstedes Forschungs- und Beratungstätigkeit ist in einem betriebswirtschaftlichen Umfeld verwurzelt, wo sich eine Terminologie jenseits der ökonomischen Theorie nicht gut einfügen würde.²⁹ Die klassische Studie, mit der Hofstede bekannt wurde, basierte auf Umfragedaten, die

²⁵ Maleki und de Jong, 2014, Tab. 6 u. begl. Text.

²⁶ Hofstede, 2001, S. 236.

²⁷ Das Zitat stammt von der kommerziellen Homepage <http://geert-hofstede.com/dimensions.html> (Zugriff am 30. Dez. 2013), die auf Hofstedes wissenschaftliche Publikationen verweist.

²⁸ Vgl. Kap. 2, Anm. 38, 50 u. begl. Text.

²⁹ Zwar verwendet Hofstede diese Terminologie keineswegs bloß intuitiv, sondern sehr bedacht und differenziert. Er richtet seine Wortwahl aber auch in anderen Fällen gerne am vertrauten Repertoire der modernen Arbeitswelt aus: Kultur definiert er als „kollektive geistige Programmierung“ (*collective programming of the mind*), durch die der Mensch, einem Computer gleich, gesteuert werde (2001, S. 9); analog der Titel seines neueren Werks *Software of the Mind* (2010, mit Gert J. Hofstede und Michael Minkov).

unter ca. 117 000 Mitarbeitern des IBM-Konzerns in 50 Ländern erhoben wurden; diese spezielle Stichprobe brachte den Vorteil mit sich, dass die beobachteten Unterschiede zwischen verschiedenen Ländern nicht wie bei einer repräsentativen Umfrage von der Zusammensetzung des Samples beeinflusst wurden (z.B. weil in reichen Ländern mehr Teilnehmer einen Hochschulabschluss haben), sondern solche Effekte bereits durch die (Selbst-) Selektion der Befragten herausgefiltert waren und die verbleibenden Unterschiede daher ganz den Eigenheiten der nationalen Kultur zugeschrieben werden konnten.

Diese Vorgehensweise birgt freilich das Risiko in sich, dass die in der Stichprobe gemachten Beobachtungen nicht ohne weiteres auf die Grundgesamtheit, um die es eigentlich geht, übertragen werden können. In einem kleinen Land mit einer vergleichsweise homogenen, egalitären Gesellschaft, z.B. den Niederlanden, mag dies noch einigermaßen statthaft sein; ganz gesichert ist die Validität der Stichprobe aber nie.³⁰ Nehmen wir z.B. an, dass sich die IBM-Mitarbeiter in Italien systematisch von ihren Kollegen anderer Herkunftsländer unterscheiden, so kann niemand ausschließen, dass sie sich in derselben Weise auch von der überwiegenden Mehrzahl ihrer italienischen Landsleute unterscheiden. Womöglich haben sie genau deswegen bei IBM Anstellung gefunden! Angenommen, die italienischen IBM-Mitarbeiter stammen mehrheitlich aus dem höher entwickelten Norden des Landes,³¹ während die italienische Kultur insgesamt auch manche »südlichen« Züge trägt oder doch zumindest sehr vom Nord-Süd-Antagonismus geprägt ist; dieser könnte z.B. eine polarisierende Wirkung haben und im Norden zu gewissen Übertreibungen führen.³² Wie zuverlässig sind nun die erhobenen Daten, wenn es um die Einschätzung Italiens insgesamt, etwa in bezug auf das Sozialkapital, geht? Ähnliche Vorbehalte wird man überall dort anbringen müssen, wo Gesellschaften so stark geschichtet, gespalten oder im Umbruch befindlich sind, dass die wirtschaftliche

³⁰ Zur Kritik an dieser Methodik vgl. z.B. Mohler und Wohn, 2005; umfassende Kritik an der gesamten Herangehensweise Hofstedes äußern z.B. Heine et al. (2002).

³¹ Der IBM-Firmensitz in Italien befindet sich seit 1928 in Mailand; erst 1981 wurde im Süden von Rom ein zweites Werk eröffnet (<http://www-05.ibm.com/it/80anni/>, Zugriff am 31. Dez. 2013). Die Erhebung von Hofstedes Daten geschah kurz vor und nach 1970 (Licht et al., 2007, S. 667).

³² Vgl. den hohen Wert Italiens in Abb. 4.3 oben.

Elite möglicherweise ganz andere Vorstellungen und Wertmaßstäbe hat als andere Teile der Bevölkerung (z.B. Israel oder Osteuropa nach 1990).³³

Etwas zuverlässigere Ergebnisse verspricht insofern die Stichprobe von 15 000 Lehrern in den städtischen Gebieten von 51 Ländern,³⁴ die einer ähnlichen Studie von Shalom Schwartz (2004) zugrundeliegt. Lehrer sind (zumindest in Ausübung ihrer Tätigkeit) auf den gesellschaftlich anerkannten Wertekanon verpflichtet, und ihr Einfluss auf die Reproduktion von Kultur und Mentalität erstreckt sich über die gesamte Gesellschaft. In seinen Umfragedaten identifiziert Schwartz, wie Hofstede, eine Individualismus-Dimension, die bei Schwartz allerdings mit umgekehrtem Vorzeichen kodiert ist und »Einbettung« (*Embeddedness*) heißt; erwartungsgemäß ist sie mit Hofstedes Variable negativ korreliert.³⁵ Wir haben damit bereits eine zweite Individualismus-Variable an der Hand, die im Sinne der Hypothese (4:1a) mit der Subjektprominenz in Bezug gesetzt werden kann; es können aber noch einige weitere Variablen eingeführt werden, die den Individualismus jeweils etwas anders operationalisieren.

Einen Weg, der im Vergleich zu den »selektiv« gefilterten Studien von Hofstede und Schwartz eine weitere Verbesserung der Validität verspricht, hat das Projekt GLOBE (*Global Leadership and Organizational Behavior Effectiveness*) eingeschlagen. Befragt wurden rund 17.000 Manager dreier ausgewählter Branchen in 62 Ländern weltweit; diese sollten nun aber nicht über ihre eigenen Werthaltungen und Verhaltensweisen Auskunft geben, sondern (wie in einer Expertenbefragung) die Eigenheiten ihres Volkes beschreiben und in einem zweiten Schritt ein Wunschbild ihrer Gesellschaft hinzufügen. Durch diese Zweiteilung in Wunsch und Wirklichkeit sind für jede der neun Kulturdimensionen, die GLOBE identifiziert, zwei verschiedene Variablen, genannt *Practices* und *Values*, verfügbar; wir werden nur die erste verwenden.

³³ Hofstedes Online-Datensatz unterscheidet deswegen zwischen der Deutschschweiz und der Romandie, Flandern und der Wallonie, dem Québec und der englischsprachigen Bevölkerung Kanadas; sein Südafrika-Wert bezieht sich nur auf die weiße Bevölkerung des Landes (Quelle: <http://www.geerthofstede.nl/dimension-data-matrix>).

³⁴ Wir verwenden die Zahlen, die Schwartz in Licht et al. (2007, S. 684 f.) publiziert hat.

³⁵ Der Korrelationskoeffizient beträgt allerdings nur $r = -0,58$ ($p < 0,01$). Die Interpretation der Variable *Embeddedness* erscheint insgesamt schwierig; Schwartz selbst empfiehlt, sie mit zwei weiteren Indikatoren (*Affective Autonomy*, *Intellectual Autonomy*) in Bezug zu setzen, worauf hier jedoch (abweichend von Maleki und de Jong, 2014) verzichtet wird.

Konzeptuell spaltet GLOBE die Individualismus-Kollektivismus-Dimension in zwei Dimensionen auf,³⁶ von denen im Zusammenhang mit unserer Fragestellung vor allem der »Eigengruppenkollektivismus« (*In-group Collectivism*)³⁷ relevant erscheint: er sollte definitionsgemäß mit bindendem (dysfunktionalem) Sozialkapital einhergehen, zum brückenbildenden Sozialkapital aber im Gegensatz stehen. Da das letztere wiederum mit moralischem Universalismus zusammenhängt, ist auch hier wieder eine negative Korrelation mit dem *Individualism* zu erwarten; diese lässt sich auch tatsächlich belegen.³⁸ Geert Hofstede pocht übrigens darauf, dass die insgesamt achtzehn GLOBE-Dimensionen auf die fünf Variablen seiner eigenen Pionierarbeit reduziert werden können;³⁹ die Aufspaltung hat aber eine inhaltliche Präzisierung des Individualismus‘ in bezug auf die »Eigengruppe« und das bindende bzw. brückenbildende Sozialkapital zur Folge, so dass *In-group Collectivism* im hiesigen Zusammenhang doch Beachtung verdient.

Eine ähnliche, weitere Zuspitzung des Konzepts könnte die Variable »Universalismus« von Michael Minkov (2007) mit sich bringen. Die Bezeichnung dieser Variablen bzw. ihres Gegenstücks *Exclusionism* ist selbsterklärend; auch der Bezug zum Individualismus kommt in Minkovs Definition deutlich zum Ausdruck:

„Exclusionism is defined as the cultural tendency to treat people on the basis of their group affiliation and reserve favors, services, privileges for in-groups while excluding out-groups from those who deserve such privileged treatment. Universalism is the opposite cultural tendency; treating people primarily on the basis of who they are as individuals and disregarding their group affiliation.“ (Minkov, 2007, zitiert nach Maleki und de Jong, 2014, Tab. A.1)

³⁶ D.h. unter den zweimal neun Kulturdimensionen sind zweimal zwei, die sich auf den Individualismus beziehen; vgl. Hofstede, 2006, S. 883.

³⁷ „[T]he degree to which individuals express pride, loyalty and cohesiveness in their organizations or families“ (House et al., 2002, zitiert nach Maleki und de Jong, 2014).

³⁸ Die Korrelation zwischen *In-Group Collectivism (Practices)* und Hofstedes *Individualism* beträgt $r = -0,73$ ($p < 0,0005$ bei $N = 50$ Fällen). Die Daten (ohne Südafrika) wurden von <http://www.harzing.com/weblinks7.htm> übernommen, dort fehlende Werte (Iran) mit Hilfe von Maleki und de Jong (2013) ergänzt.

³⁹ Hofstede, 2006.

Diese Variable beruht nun allerdings auf repräsentativen Umfragedaten, die dem World Values Survey (WVS) entnommen wurden. Die Vor- und Nachteile der selektiven Stichprobe fallen hier also nicht mehr ins Gewicht; bei der Interpretation der Zahlen muss indes berücksichtigt werden, dass die erhobenen Meinungen und Anschauungen nun zwar nicht mehr den Selektionskriterien der Stichprobe, wohl aber den sozioökonomischen und demographischen Mehrheitsverhältnissen der Grundgesamtheit (d.h. der betreffenden Landesbevölkerung) unterliegen. Im Hinblick auf die Kultur verspricht dieser Umfragetypus etwas weniger interessante, dafür aber relevantere Ergebnisse, vor allem wenn es um die Sozialkapitalausstattung einer Gesellschaft geht; denn selbst der beste Individualismus kann ja keine nennenswerte Wirkung entfalten, wenn er nur von einer Minderheit getragen wird.

Es steht also zu befürchten, dass die Variable *Universalism*, ähnlich wie möglicherweise auch Hofstedes *Individualism*, von gesellschaftlichen Ungleichgewichten gestört wird, die man ggf. durch statistische Kontrollvariablen erfassen sollte. Tatsächlich korrelieren alle vier bisher betrachteten Variablen hochsignifikant mit dem GINI-Index, und tatsächlich ist die Korrelation bei *Individualism* und *Universalism* am stärksten ausgeprägt.⁴⁰ Durch eine geschickte Kombination von Umfrage-Items lässt sich dies aber korrigieren: im Rahmen ihrer »revidierten Modernisierungstheorie« ist es Ronald Inglehart und Christian Welzel (2005) gelungen, basierend auf denselben Datensätzen, die auch Minkov verwendet, zwei verschiedene, weitgehend unkorrelierte Kulturvariablen zu konstruieren,⁴¹ die zwar beide hochsignifikant mit dem Pro-Kopf-Einkommen und dem Human Development Index (HDI) korrelieren,⁴² von denen aber nur die eine – und zwar *nicht* die uns interessierende – mit dem GINI-Index und mit dem Wirtschaftswachstum korreliert.⁴³

Diese beiden Variablen und die dahinterstehende Theorie lohnen eine nähere Betrachtung. Bei der einen Variable handelt es sich um ein Aggregat (die Autoren

⁴⁰ Mit $r = -0,60$ ($N = 48$, $p < 0,01$) bzw. $r = 0,51$ ($N = 37$, $p < 0,01$).

⁴¹ Die beiden Variablen *Secular-Rational Values* und *Self-Expression Values* werden aus zehn WVS-Items gebildet; die Herleitung ist im Internet-Anhang zu Inglehart und Welzel, 2005 unter den Nummern #37, #38 erläutert (siehe <http://www.worldvaluessurvey.org/publications/humandevelopment.html>). Eine tabellarische Übersicht der zehn verwendeten WVS-Items (darunter zwei, die aus mehreren Survey-Fragen zusammengesetzt sind) ist auch im zitierten Buch auf S. 49 abgedruckt.

⁴² Dies tun übrigens auch alle vorgenannten Individualismus-Indikatoren.

⁴³ Vgl. zu den beiden einzelnen Variablen die nachfolgenden Anm. 44, 48.

nennen es »Syndrom«) von »säkular-rationalen Werthaltungen« (*Secular-Rational Values*).⁴⁴ Laut Inglehart und Welzel sind diese hauptsächlich durch den sozioökonomischen Wandel der Industrialisierung geprägt: der Mensch übt eine vorher nie dagewesene Kontrolle über die Umwelt aus, die Autorität der Kirche ist auf staatliche Institutionen übergegangen,⁴⁵ und in diesem Umfeld tendiert der Mensch zum Rationalismus, stellt traditionelle Werte in Frage, verliert an Nationalstolz, und so fort. Die industrielle Gesellschaft kennt aber noch keine Autonomie des Individuums, keinen »Individualismus« im heutigen Sinne. Vielmehr wird ein solcher Individualismus erst im postindustriellen Zeitalter erreicht,⁴⁶ wenn auch die Autorität des Staates weitgehend abgeschafft ist. Der materielle Wohlstand des postindustriellen Zeitalters erlaubt es dem Menschen, sein (laut Inglehart und Welzel immer schon dagewesenes) Grundbedürfnis nach Wahlfreiheit (*autonomous choice*), seinen (laut Inglehart und Welzel angeborenen) Freiheitsdrang, zu befriedigen.⁴⁷ Sowie der Mensch nun, von materiellen Sorgen befreit, dieser schönen neuen Welt gewahr wird, beginnt er auf diese neue Daseinsform auch den größten Wert zu legen: er möchte individuell seiner Wege gehen und gesteht seinen Mitmenschen dieselbe Freiheit zu. Folglich kann Individualismus durch ein Syndrom von »Selbstverwirklichungswerthaltungen« (*Self-Expression Values*)⁴⁸ erfasst werden, darunter z.B. die Toleranz gegenüber Homosexualität und das »generalisierte Vertrauen«.

Zwischenzeitlich wurde freilich herausgefunden, dass zwei der zugrundeliegenden Items, nämlich just das generalisierte Vertrauen sowie die Lebenszufriedenheit, besser nicht zur Dimension der *Self-Expression* gezählt werden sollten; so empfehlen z.B. Ronald Inglehart und Hermann Dülmer eine neue Operationalisierung der Selbstverwirklichungswerthaltungen ohne diese Items.⁴⁹ Auch Welzel (2013) führt aus, dass die genannten Komponenten des Syndroms nicht in allen Kulturkreisen mit den übrigen Komponenten korrelieren.⁵⁰ Welzel schlägt daher ein neues Kon-

⁴⁴ Korrelation mit dem GINI-Index: $r = -0,31$ ($p < 0,01$ bei $N = 90$ Fällen), mit dem durchschnittlichen Wirtschaftswachstum 1996–2011: $r = 0,45$ ($p < 0,01$ bei $N = 64$ Fällen), mit dem Pro-Kopf-Einkommen: $r = 0,47$ ($p < 0,01$ bei $N = 89$ Fällen).

⁴⁵ Inglehart und Welzel, 2005, S. 26 f..

⁴⁶ Ebd., S. 27 ff..

⁴⁷ Ebd., S. 140.

⁴⁸ Korreliert nur mit dem Pro-Kopf-Einkommen: $r = 0,74$ ($p < 0,01$ bei $N = 89$ Fällen).

⁴⁹ Dülmer, persönliche Kommunikation.

⁵⁰ Welzel, 2013, Online-Anhang S. 28 f..

zept vor, den Index der »Emanzipationswerte« (*Emancipative Values*), der für Wahlfreiheit und Chancengleichheit steht.⁵¹ *Emancipative Values* beruht auf anderen WVS-Items als die *Self-Expression Values* und hat (ähnlich wie SUPR10) ausdrücklich nicht den Anspruch, eine etwaige eindimensionale latente Variable wie den Individualismus abzubilden;⁵² es handelt sich aber dennoch um ein Nachfolgekonzent von *Self-Expression*,⁵³ das wir in unsere Analyse mit aufnehmen sollten.

Die zentrale These von Inglehart und Welzel (2005) wie auch Welzel (2013) ist, dass sozioökonomische Entwicklung eine Verschiebung von Werthaltungen, und zwar zugunsten von *Self-Expression* bzw. *Emancipative Values*, zur Folge habe.⁵⁴ Zwar stellen Inglehart und Welzel fest, dass auch das kulturelle Erbe „in gewissem Maße“ zu den bestehenden Unterschieden beiträgt.⁵⁵ Sie quantifizieren diesen Beitrag sogar, und zwar mit Hilfe sogenannter »Kulturkreis-Abweichungsfaktoren« (*Cultural Zone Deviation Factors*), die die beobachtete, nur »kulturell« zu begründende Abweichung der Werthaltungen vom vorhergesagten Niveau widerspiegeln.⁵⁶ Für dieses vorhergesagte Niveau sind nur drei Faktoren von Belang: der Wohlstand gemessen am Pro-Kopf-Einkommen, der Anteil der Erwerbstätigen im Dienstleistungssektor sowie die kommunistische Herrschaft, die, je länger je mehr, einen negativen Einfluss auf die Selbstverwirklichungswerte ausgeübt habe.⁵⁷ Alle Varianz, die nicht auf diese Faktoren zurückgeführt werden kann, gilt als »Abweichung«; allerdings wird die Kultur nur formal als residuale Größe behandelt, zahlenmäßig hat sie einen großen Einfluss.

Lässt sich dieser Einfluss der Kultur auf die Subjektprominenz reduzieren? Das ist letztlich genau die Frage der Hypothese (4:1a), die wir nun mit Hilfe der operationalisierten Sprach- und Individualismusvariablen überprüfen wollen.

⁵¹ Welzel, 2013, Online-Anhang S. 20.

⁵² Welzel, 2013, Online-Anhang S. 12.

⁵³ Welzel, 2013, Online-Anhang S. 29.

⁵⁴ Vgl. Inglehart und Welzel, 2005, S. 48, 73, passim.

⁵⁵ Ebd., sowie S. 144 f..

⁵⁶ Ebd., S. 72 ff.. Die »neutrale« Entwicklung (*a neutral position on both dimensions*), von der alle anderen Kulturkreise positiv oder negativ abweichen, zeigen übrigens die Länder im römisch-katholischen Europa (vgl. ebd., S. 66).

⁵⁷ Ebd., S. 75.

Individualismus und Subjektprominenz

Aufgrund des Gesagten können wir drei spezifische Teilfragen und Erwartungen in den Blick nehmen.

(a) Falls die Subjektprominenz tatsächlich positiv mit Individualismus korreliert, stellt sich die Frage, ob dies für alle fünf Individualismusvariablen gleichermaßen gilt. Diese wurden ja, ausgehend vom angeblich repräsentativsten der Konzepte (Hofstedes *Individualism*), in der aufsteigenden Reihenfolge ihrer methodologischen und konzeptuellen Adäquatheit eingeführt. Dieselbe Rangordnung sollte sich idealerweise in zunehmend deutlicheren Korrelationen mit der Subjektprominenz widerspiegeln.

Besondere Aufmerksamkeit verdient dabei die Variable *Self-Expression Values*, weil bei ihr nicht nur eine Korrelation, sondern eine strukturierte Gleichung zu prüfen ist. Werden wir die Formel, die Inglehart und Welzel zur Vorhersage der *Self-Expression Values* anbieten, bestätigen können? Wieviel Anteil an den Selbstverwirklichungswerten, die heute mit Hilfe von sozialwissenschaftlichen Umfragen ermittelt werden, hat der traditionelle, über viele Generationen hinweg vererbte Individualismus, den wir an der Subjektprominenz festmachen? Ist die Kultur tatsächlich nur residual von Belang?

(b) Eine zweite Fragedimension bezieht sich auf die verschiedenen Variablen zur Messung der Subjektprominenz. Treten beim syntaktischen (SUPR) und lexikalischen (NOMX) Index jeweils dieselben Korrelationen auf?

(c) Wie steht es schließlich um die Variable No-drop, die wir vergleichend im Hinterkopf behalten wollten, obwohl sie ja selbst Teil der Indexvariablen SUPR10 und SUPR5 ist:⁵⁸ Haben Kashima und Kashima sie zu Recht mit Individualismus in Verbindung gebracht?

⁵⁸ In SUPR5 kann No-drop mit bis zu zwanzig Prozent des Indexwertes ins Gewicht fallen (falls SUPR5 aus nur fünf Merkmalen errechnet wird und No-drop eines davon ist). Allerdings tritt dieser Extremfall nur dreimal auf und betrifft Länder, die wegen fehlender Daten aus vielen Analysen ausscheiden. Die doppelte Berücksichtigung von No-drop wird methodologisch zum Problem, wenn statistisch zwischen dem Einfluss der Indexvariable und No-drop unterschieden werden soll; sie kann aber nicht zur Überschätzung, sondern nur zur Unterschätzung der jeweiligen Einflüsse führen. Die Regressionskoeffizienten können in diesem Fall nicht mehr

a) Hypothese (4:1a) – Empirische Bestätigung

Aufgrund der Korrelationen zwischen SUPR10 bzw. SUPR5 und sämtlichen Individualismusvariablen kann Hypothese (4:1a) unmittelbar bestätigt werden (vgl. die umseitige Abb. 4.3 sowie Tab. A3 im Anhang). Betrachten wir zunächst die paarweisen Korrelationen: diese sind fast durchweg mit $p < 0,01$, meist noch stärker, hochsignifikant und weisen abhängig von der Kodierung des jeweiligen Individualismus-Konzepts in die jeweils richtige Richtung. Wie erwartet steigen die meisten Koeffizienten ab der zweiten Individualismusvariable auf Werte von bis zu $r = 0,78$ (SUPR10 mit *Self-Expression Values*) an; nur bedingt kann die erste Variable, Hofstede's *Individualism*, ihren Ruf als repräsentativstes Individualismus-Konzept verteidigen.

Allerdings wurden hier noch keine sonstigen Einflüsse kontrolliert, die sich auf den Individualismus auswirken und eine Scheinkorrelation zwischen den jeweiligen Variablen hervorrufen könnten. Wie nicht anders zu erwarten, verlieren fast alle Korrelationen an Stärke und Deutlichkeit, wenn wir in Anlehnung an Inglehart und Welzel (2005) als Kontrollvariablen das Pro-Kopf-Einkommen (logarithmiert, um Heteroskedastizität zu vermeiden) und die Anzahl der Jahre unter kommunistischer Herrschaft berücksichtigen (vgl. Anhang, Tab. A4). Die Korrelation der *Self-Expression Values* mit SUPR5² (quadriert, was jedoch keinen allzu großen Unterschied macht) beträgt weiterhin $r = 0,68$ ($N = 65$, $p < 0,001$), und auch *In-group Collectivism* ($r = -0,58$, $N = 45$, $p < 0,001$) sowie die *Emancipative Values* ($r = 0,56$, $N = 65$, $p < 0,001$) zeugen weiterhin vom großen Einfluss der Sprache. Die postindustrielle Wirtschaftsstruktur zu kontrollieren erübrigt sich jedoch: diese zeigt, wenn statt der »Kulturkreis-Abweichungsfaktoren« die Sprachvariable SUPR5² verwendet wird, keine signifikante Korrelation mit *Self-Expression* (vgl. die umseitige Tabelle 4.1). Ingleharts und Welzels Formel zur Herleitung der *Self-Expression Values* ist damit unmittelbar widerlegt.

Auch andere Kontrollvariablen wie z.B. die Primarschulbildung um 1930, die Tabellini (2008a) verwendet, um Pfadabhängigkeiten auszuschließen, zeigen keinen Ausschlag; dasselbe gilt für die Alphabetisierung heute, den Anteil der Protestan-

zahlenmäßig interpretiert werden; an den Nachweis der Signifikanz werden dadurch aber noch erhöhte Anforderungen gestellt, was der Analyse keinen Schaden zufügt.

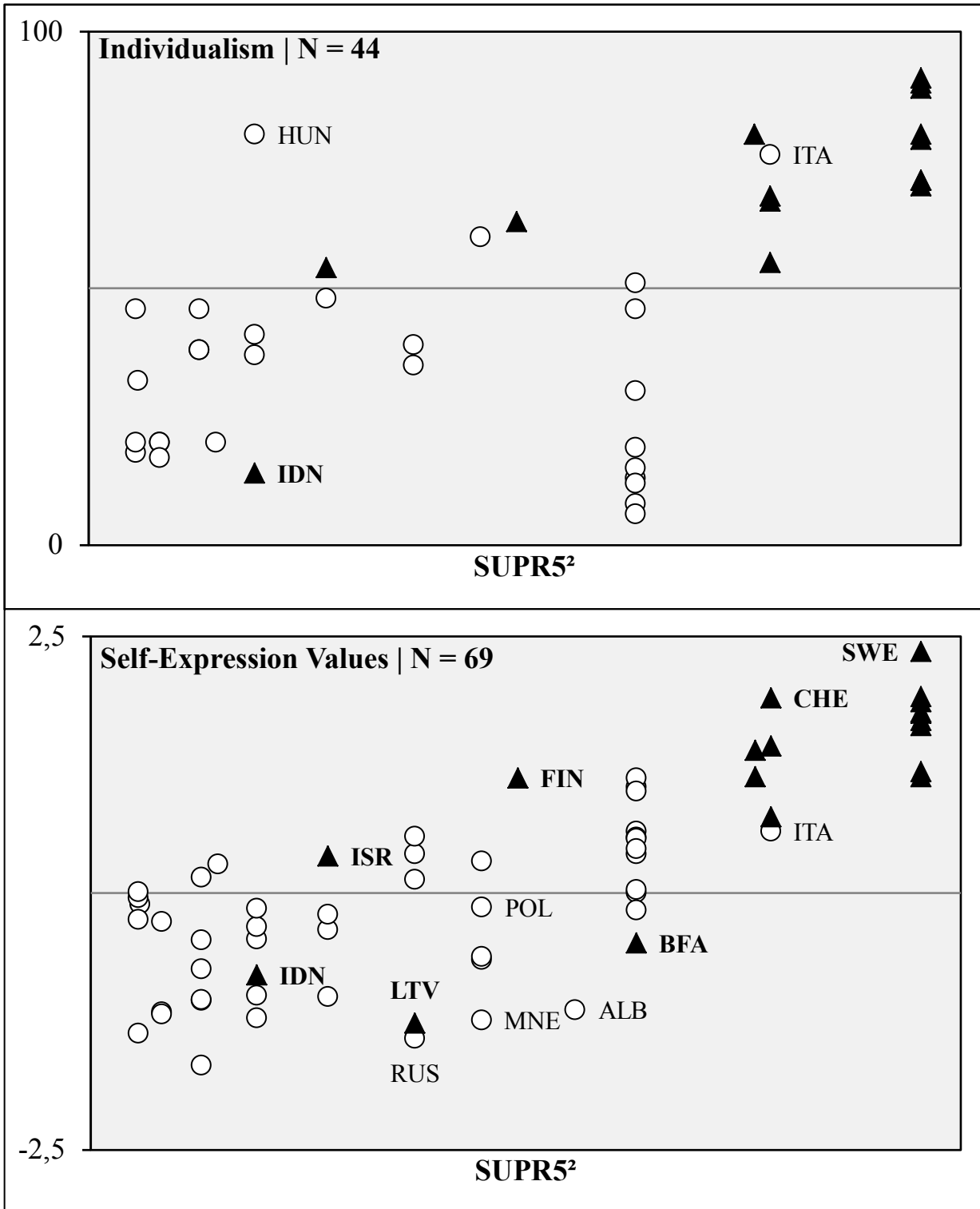


Abbildung 4.3. Hofstedes *Individualism* und Ingleharts *Self-Expression Values* (in der Version von Inglehart und Welzel, 2005) korrelieren deutlich mit der Subjektprominenz. Diese wird hier am Index der Satzsubjekt-Dekontextualisierung SUPR5² (Subjekt-Prädikation, basierend auf mindestens 5 dichotomisierten WALs-Merkmalen) und an der Diskurssubjekt-Kontinualisierung (No-drop, dunkle Dreiecke) gemessen.
 Quelle: Eigene Darstellung (Herkunft der Daten im Text erläutert).

Tabelle 4.1. Regression der Individualismus- auf die Sprachvariable

	<i>Self-Expression Values</i>				
SUPR5 ²	0,58***	0,59***	0,55***	0,57***	0,52***
Pro-Kopf-Einkommen ^a	0,22**	0,19	0,09	0,40***	0,47***
Kommunismus (Jahre)	-0,43***	-0,43***	-0,40***	-0,22**	
Erwerbstätige im Dienstleistungssektor ^b		0,04			
Primarschulbildung 1930			0,14		
Dtl. Wachstumsrate ^c				-0,25**	-0,32**
N	67	67	56	49	49
Korrigiertes R ²	0,77	0,77	0,80	0,82	0,78

Bemerkungen: Standardisierte Korrelationskoeffizienten. *Signifikant auf dem Niveau 5 %, **signifikant auf dem Niveau 1 %. Thailand wurde als Ausreißer von der Analyse ausgeschlossen.

^a Durchschnittliches Pro-Kopf-Einkommen der Jahre 1996 bis 2011, logarithmiert.

^b Durchschnittlicher Anteil des Dienstleistungssektors an der Zahl der Erwerbstätigen über die Jahre 1996 bis 2011.

^c Durchschnittliche Wachstumsrate des Pro-Kopf-Einkommens der Jahre 1960 bis 2007.

ten an der Bevölkerung und viele weitere, ähnliche Variablen. Einzig das Wirtschaftswachstum übt einen zusätzlichen, interessanterweise negativen Einfluss aus (vgl. Tab. 4.1); seine Berücksichtigung führt zu einer Erhöhung des Korrelationskoeffizienten des Pro-Kopf-Einkommens, zu diesem ist es also wohl komplementär zu sehen, und zugleich vermindert es den Einfluss des Kommunismus‘ um die Hälfte. Vermutlich selektiert es einfach die Schwellenländer, die den Industrieländern sowohl beim Pro-Kopf-Einkommen wie beim Individualismus noch hinterherhinken, und ist inhaltlich gar nicht so sehr von Bedeutung.

Innerhalb der einzelnen Kulturkreise, die z.B. von Inglehart und Welzel (2005) abgegrenzt werden, lassen sich die Selbstverwirklichungswerte oder andere Individualismus-Konzepte nicht gut aufgrund der Sprachvariablen vorhersagen. Offenbar ist die Varianz innerhalb der einzelnen Kulturkreise zu gering und wird von anderen Faktoren bestimmt; möglicherweise wäre es ratsam, statt der *Self-Expression Values* auf Länderebene bloß die *Cultural Zone Deviation Factors* auf die Subjektprominenz zu regressieren. Tut man dies, so entsteht der Eindruck einer zyklischen Gesamtentwicklung (vgl. Abb. 4.4 unten); hier spielt allerdings noch der von Inglehart und Welzel unterstellte Einfluss der dienstleistungsorientierten postindustriellen Wirtschaft mit herein, der allenfalls herausgerechnet werden müsste. Die

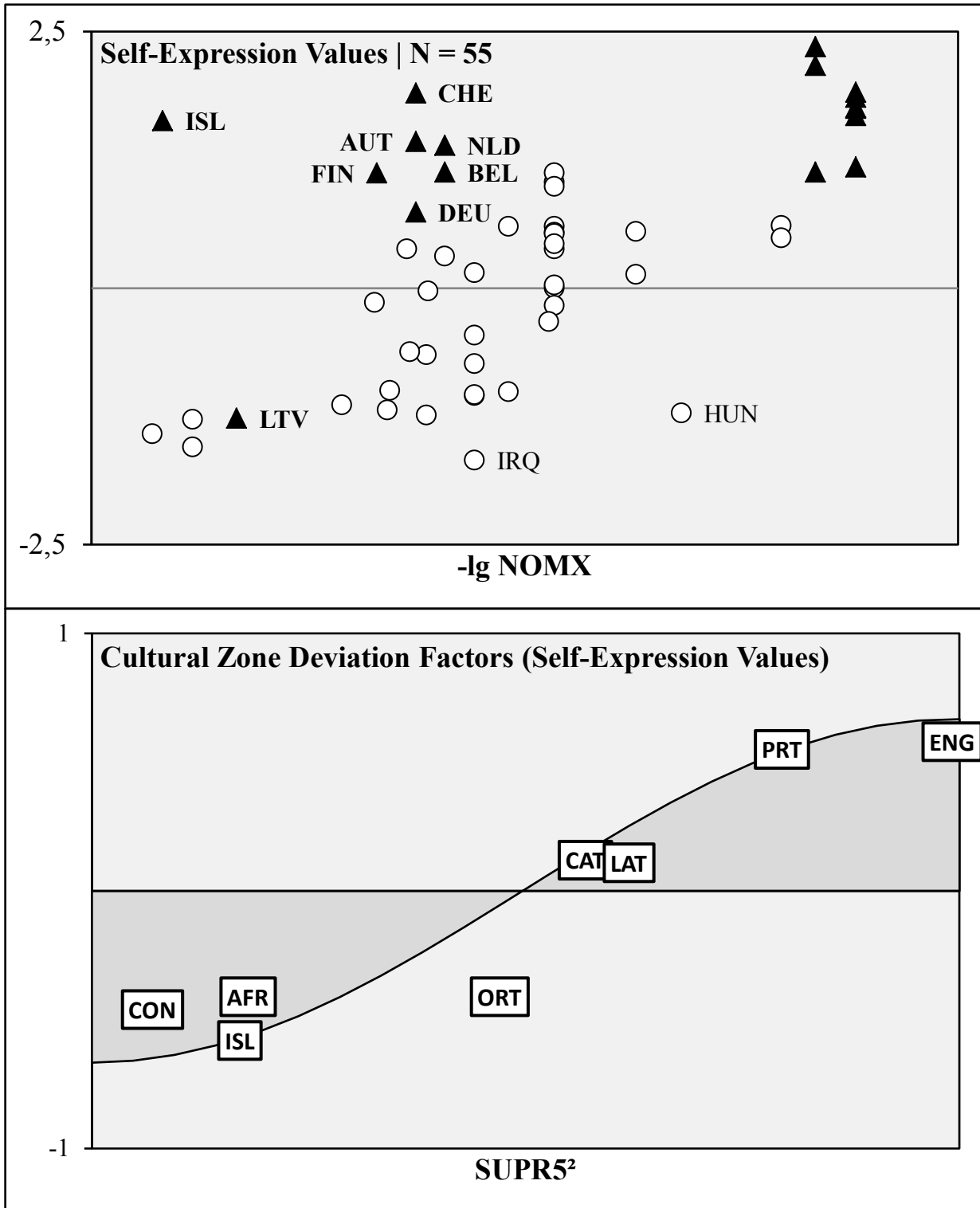


Abbildung 4.4. Oben: Ingleharts *Self-Expression Values* korrelieren mit dem Vorhandensein von Nominativ-Experiencern und No-drop (schwarze Dreiecke). Unten: Ingleharts und Welzels »Kulturkreis-Abweichungsfaktoren« lassen sich auf die Subjektprominenz reduzieren. Im Hintergrund die Kosinusfunktion: eine zyklische Entwicklung?

Quelle: Eigene Darstellung basierend auf Daten von Bossong (1998) sowie Inglehart und Welzel (2005, Internet-Anhang, S. 31; Kulturzonen ebd., S. 6).

vom Trend abweichende Lage der orthodoxen Ländergruppe (ORT) ist möglicherweise auf den Kommunismus, die erhöhte Lage der konfuzianischen Länder (CON) auf die kürzlich erfolgte Einführung des Kapitalismus‘ zurückzuführen, an die sich die Sprachstrukturen noch nicht anpassen konnten. Insgesamt lässt sich jedenfalls festhalten, dass man die Kulturkreis-Abweichungsfaktoren gut auf die durchschnittliche Subjektprominenz der betroffenen Länder reduzieren kann; ob dies plausibler ist als die Einzelberechnung der Werte eines jeden Landes, muss an dieser Stelle offenbleiben.

Abschließend stellt sich die Frage, ob die soeben diskutierten Ergebnisse womöglich durch Verzerrungen geprägt sind, die ihre Validität grundsätzlich in Frage stellen. Zum Beispiel könnte es sein, dass die Fragebögen, die vom WVS benutzt werden, aufgrund von Übersetzungsproblemen in verschiedenen Sprachen zu unterschiedlichen Ergebnissen führen. In einzelnen Fällen, z.B. bezüglich der Variable des generalisierten Vertrauens, sind solche Effekte tatsächlich bekannt geworden;⁵⁹ auch ist bekannt, dass in verschiedenen Sprachen unterschiedliche kommunikative Stile gepflegt werden, so dass z.B. Französischsprecher (auch Mehrsprachige, wenn sie französisch sprechen) eher polarisierende Positionen beziehen, während Englischsprecher (auch englisch sprechende Mehrsprachige) eher gemäßigte Positionen zum Ausdruck bringen.⁶⁰

Im Rahmen des hiesigen Forschungsdesigns können solche Probleme nicht gut behandelt werden.⁶¹ Betroffen sind davon aber auch nur die Selbstauskünfte der Befragten, d.h. die umfragebasierten Messwerte von Einstellungen und Werthaltungen und damit unsere erste Hypothese (4:1a). Die mutmaßliche Sozialkapitalwirkung des Individualismus‘, um die es später gehen wird, kann anhand von objektiven Indikatoren belegt werden; die Problematik der sprachverzerrten Selbstauskünfte wird dort also nicht entscheidend sein.

So kann bei allen Vorbehalten festgehalten werden, dass Hypothese (4:1a) ihren großen Lackmustest mit Bravour bestanden hat. Selbst wenn Übersetzungseffekte daran einen gewissen Anteil haben, erscheint es doch unwahrscheinlich, dass man das ganze Spektrum der SUPR5-Verteilung auf deren Einfluss zurückführen könn-

⁵⁹ Welzel, persönliche Kommunikation; vgl. zu dieser Problematik auch Pérez, 2009.

⁶⁰ Vgl. Peeters, 2000.

⁶¹ Siehe aber klassisch Ervin, 1964; zeitgenössisch Chen und Bond, 2010.

te. Die Dekontextualisierung des Satzsubjekts ist mit einer Tendenz zum Individualismus verbunden, Subjektprominenz entspricht kulturellem Individualismus: diese Erkenntnis ist nun gesichert, Kashima und Kashima (1998) schienen in dieser Hinsicht Recht zu haben.

b) Nominativ-Experiencer – Bestätigung der Theorie?

Die Korrelationen der Individualismusvariablen mit Bossongs Nominativ-Experiencern (NOMX) sind weniger stark ausgeprägt; unter Berücksichtigung von Kontrollvariablen verschwinden sie sogar ganz (vgl. Tab. A3, A4). Zwar weisen die Nominativ-Experiencer vordergründig eine beeindruckende Korrelation mit den *Self-Expression Values* auf, von der nur einige No-drop-Sprachen ausgenommen sind (Abb. 4.4 oben). Diese Korrelation verschwindet jedoch weitestgehend, wenn anstelle der *Self-Expression Values* ein anderer Individualismus-Maßstab herangezogen wird.

Der soeben festgestellte Zusammenhang zwischen Individualismus und Subjektprominenz betrifft also nur die morphosyntaktische Sonderstellung des Subjekts, die »Subjektivierung« oder »Dekontextualisierung« des Subjekts; ausschlaggebend ist zum Beispiel, dass das Subjekt in einer Sprache grundsätzlich als Agens im Nominativ konzipiert wird (2. Merkmal), auch wenn es in bestimmten Einzelfällen durchaus im Dativ stehen mag. Diese empirische Erkenntnis kann als Indiz dafür gewertet werden, dass tatsächlich die produktiven Strukturen der Sprache, nicht bloß die Häufigkeit einzelner Wörter psychisch mit denjenigen Aspekten der Mentalität zusammenhängen, die hier als »Individualismus« operationalisiert wurden.

Bossongs Variable ist also nicht dazu geeignet, zwischen verschiedenen Individualismusebenen zu differenzieren, wenn der Individualismus an den hier berücksichtigten Maßzahlen gemessen wird. Daraus allein kann freilich nicht geschlossen werden, die Nominativ-Experiencer hätten etwa gar nichts mit dem Individualismus zu tun: es könnte durchaus sein, dass sie einfach eine ganz andere, in Umfragedaten nicht sichtbare Individualismus-Dimension abbilden. Hinsichtlich der Hypothese (4:1b) wollen wir sie also weiterhin im Auge behalten.

c) Und No-drop – wieder nur Bestätigung?

Auch die Variable No-drop wollten wir vergleichend im Auge behalten. Hier stellt sich vor allem die Frage, ob die Überprüfung von Kashimas und Kashimas (1998)

Idee mit Hilfe der kontinuierlichen Variablen SUPR5 gegenüber No-drop zu neuen Erkenntnissen geführt hat. Werfen wir zunächst wieder einen Blick auf die Zahlen, beginnend mit den paarweisen Korrelationen (Tab. A3). Ähnlich wie SUPR10 und SUPR5² korreliert auch No-drop (EPP) stark mit allen Individualismusvariablen – jedoch nicht nur mit ihnen, sondern auch mit den *Secular-Rational Values*, was bei den anderen Sprachvariablen erwartungsgemäß nicht der Fall war. Die Korrelation mit den *Secular-Rational Values* verschwindet zwar, sobald Pro-Kopf-Einkommen und Kommunismus als Kontrollvariablen berücksichtigt werden (vgl. Tab. A4). Hier sinkt nun aber auch die Korrelation mit den Selbstverwirklichungs- und Emanzipationswerten auf ein deutlich geringeres Maß herab; insofern scheinen SUPR10 und SUPR5² tatsächlich besser als No-drop geeignet zu sein, die Subjektprominenz zu operationalisieren. Hätte man in Tabelle 4.1 nicht SUPR5², sondern No-drop verwendet, so würde die Maßzahl R^2 bei ähnlichen Korrelationskoeffizienten und Signifikanzniveaus jeweils deutlich geringer ausfallen. Die kontinuierliche Variable hat also tatsächlich einen gewissen Erkenntnisgewinn mit sich gebracht.

Die bereits diskutierten Diagramme (Abb. 4.3, 4.4) bestätigen ebenfalls, dass No-drop mit dem Individualismus und der Subjektprominenz zusammenhängt: im oberen Bereich aller Skalen überwiegt No-drop deutlich, Kashima und Kashima mussten ihre Theorie unmittelbar bestätigt sehen.⁶² Zusätzlich trug sicherlich auch Kashimas und Kashimas Verwendung von Hofstedes *Individualism* dazu bei, den Zusammenhang zu erkennen, denn die spanischsprachigen No-drop-Länder Südamerikas schneiden auf diesem Maßstab unterdurchschnittlich ab; sie bilden im oberen Schaubild der Abbildung 4.3 das Cluster im rechten unteren Quadranten.

Bei der Betrachtung der Diagramme fällt allerdings auf, dass die Spitzenplätze aller Skalen ausschließlich No-drop-Ländern vorbehalten sind.⁶³ Die Abbildungen lassen No-drop wie eine notwendige und hinreichende Bedingung für besonders

⁶² Zumal sie den Ausreißer Indonesisch, anders als Dryer (2013b), als Pro-drop-Sprache kodierten; Lettland fehlt in ihrem Sample, und Burkina Faso ist mit der Sprache Mosshi als Pro-drop kodiert (Kashima und Kashima, 1998, S. 479 ff.; vgl. kritisch Kap. 1, Anm. 23).

⁶³ *Embeddedness* (keine Abbildung; vgl. o. Anm. 35) weicht etwas von der Regel ab, indem die englischsprachigen Länder und Norwegen erst im Mittelfeld erscheinen. Auch hier belegen aber No-drop-Länder wie Schweden, Deutschland, Frankreich usw. die Spitzenplätze.

großen Individualismus und für Subjektprominenz erscheinen:⁶⁴ No-drop scheint einen besonders großen Individualismus zu ermöglichen. Wie erklärt sich das?

Es könnte einfach Zufall sein – etwa so, wie wir das schon im Einleitungskapitel befürchtet haben: Angenommen, No-drop wäre nur zufällig durch den Hergang der europäischen Sprachentwicklung zum Indikator für europäische Herkunft geworden.⁶⁵ Dass unter den höchsten Individualismus-Werten nur No-drop-Länder zu finden sind, wäre dann wohl einfach dem großen Individualismus der westlichen Länder geschuldet, die nun einmal europäischer Herkunft sind. Dies würde erklären, warum Licht et al. (2007) und nachfolgende Autoren feststellen mussten, dass die Verwendung von No-drop als Instrumentvariable »bessere« Ergebnisse brachte als die Verwendung der instrumentierten Individualismus-Variablen selbst:⁶⁶ mit Hilfe der Instrumentierung sollte eigentlich der Nachweis erbracht werden, dass der Individualismus zu »Good Governance« führe, tatsächlich aber wurden mit No-drop just die westlichen Länder selektiert, die nicht nur wegen ihrer kulturellen Veranlagung, sondern darüber hinaus auch noch wegen ihres sozioökonomischen Vorsprungs beim Individualismus führend sind.

Derselbe Effekt muss auch dafür verantwortlich sein, dass bei der Korrelation mit unseren Individualismusvariablen (s.o.) deutlich kleinere Korrelationskoeffizienten ermittelt wurden, sobald das Pro-Kopf-Einkommen kontrolliert wurde. Dass No-drop nur einen Teil und nicht, wie bei den *Secular-Rational Values*, seine gesamte Erklärungskraft verlor, muss indes als Indiz dafür gewertet werden, dass No-drop zum Teil auch eine traditionelle Individualismus-Komponente abbildet – gewissermaßen die »Abweichung« von dem Niveau, das das betreffende Land ohne sein kulturelles Erbe (durchschnittlich) erreicht hätte.

⁶⁴ Im Sinne des zweiten Kapitels lässt sich sagen, dass die No-drop-Länder insgesamt ein höheres »Niveau« erreicht haben als die anderen Länder.

⁶⁵ Diese Vermutung wirkt insofern noch plausibler, als es außerhalb Europas viele Länder mit No-drop-Sprachen gibt, die wegen fehlender Individualismus-Daten aus den Analysen dieses Kapitels ausscheiden. Insbesondere in Afrika weist der Weltatlas der Sprachstrukturen (Dryer, 2011b) zahlreiche Sprachen mit obligatorischen Subjektpronomen aus (vgl. Anhang, Tab. A1). Freilich muss bezweifelt werden, ob das Subjektpronomen in diesen Sprachen morphosyntaktisch denselben Status hat wie in den europäischen No-drop-Sprachen (vgl. Kap. 5, passim, Anm. 159).

⁶⁶ Licht et al., 2007, S. 673, Fn. 10; ebenso Klasing, 2008; ähnlich Tabellini, 2008a, S. 278 f..

Mit Hilfe der Variablen SUPR5 können wir also nur bestätigen, was anhand von No-drop bereits herausgefunden wurde: Subjektprominenz ist systematisch mit Individualismus verbunden. Wenden wir uns nun der zweiten Hypothese zu: Wie steht es um die Sozialkapitalwirkung des Individualismus? Wird sich No-drop auch hier wie eine notwendige oder hinreichende Bedingung auswirken?

Individualismus und Sozialkapital

Um diese Frage zu beantworten, müssen wir noch einmal vorgehen wie in den Abschnitten zuvor: zuerst müssen sowohl die »guten« individualistischen Verhaltensnormen als auch die »guten« Auswirkungen, die sie angeblich hervorrufen, operationalisiert werden. Daraufhin kann der Zusammenhang zwischen Individualismus, No-drop und Good Governance statistisch und visuell überprüft werden.

Tabellini (2008a) wählt zur Operationalisierung der »guten Verhaltensnormen« (*norms of good conduct*),⁶⁷ die er dem Individualismus zuschreibt, zwei Items aus dem WVS: das »generalisierte Vertrauen« sowie »Toleranz und Respekt«.⁶⁸ Aus diesen wird, obwohl sie gar nicht korreliert sind,⁶⁹ eine vermeintliche gemeinsame Hauptkomponente herausgefiltert: es handelt sich um die Maßzahl »Trust and Respect« (T&R), die wir bereits im Einleitungskapitel kennenlernten. Sie soll den moralischen Universalismus (*generalized morality*) abbilden.

Auch Inglehart und Welzel erklären, der Individualismus sei von „gemeinsinniger Natur“ und gehe mit Tugenden einher, die den »guten« demokratischen Bürger ausmachen (*virtues that make good democratic citizens*).⁷⁰ In deutlicher Analogie zur Sozialkapitalforschung schließen sie sowohl das brückenbildende Sozialkapital

⁶⁷ Tabellini, 2008a, S. 262.

⁶⁸ Vgl. Kap. 1, Anm. 44 u. begl. Text. Die zweite Variable basiert auf dem WVS-Item A035 ‚Important child qualities: tolerance and respect for other people‘.

⁶⁹ Korrelationskoeffizient $r = 0,11$ bei $N = 93$ Fällen. Tabellini stellt selber fest: „The two individual responses are uncorrelated, suggesting either that there is considerable measurement error or that they capture different aspects of the values we want to measure.“ Tabellini widmet diesem Problem noch einige Zeilen, gelangt aber zu keinem Lösungsvorschlag und zieht es schließlich vor, unvermittelt zur »empirischen Analyse« überzugehen (Tabellini, 2008a, S. 262)..

⁷⁰ „The Civic Nature of Self-Expression Values“ (Inglehart und Welzel, 2005, S. 141 ff.); zur Übersetzung vgl. Kap. 2, Anm. 58.

(*bridging ties*) als auch den Altruismus in ihr Individualismus-Konzept, die *Self-Expression Values*, mit ein:

„[...] the open mind, bridging ties, independent self-conceptions, individualism, and altruism. From the perspective of human development, these are all facets of a broader phenomenon that we describe as Self-Expression values.“ (Inglehart und Welzel, 2005, S. 143)

Eine Differenzierung zwischen Individualismus und Tugendhaftigkeit scheint sich vor diesem Hintergrund ganz zu erübrigen: Selbstverwirklichungswerte gelten pauschal als »gut«. Das Syndrom der *Self-Expression Values* steht theoretisch also auf einer Stufe mit Tabellinis *Trust and Respect*, was auch nicht unplausibel ist, da ja beide Konzepte zumindest empirisch auf eine gemeinsame Basisvariable, das generalisierte Vertrauen, zurückgreifen. In dieser Hinsicht unterscheiden sich die *Self-Expression Values* (SEV) von ihrem Nachfolgekonzept, den *Emancipative Values* (EV); es wird interessant sein, beide vergleichend in Erwägung zu ziehen.

Zur Operationalisierung der abhängigen Variablen, die sie mit „Integrität der Eliten“ (*elite integrity*) gleichsetzen, empfehlen Inglehart und Welzel das Maß *Control of Corruption* der Weltbank.⁷¹ Wir werden den Durchschnittswert aller verfügbaren Länderwerte im Zeitraum 1996 bis 2011 verwenden; ergänzend können wir im Anschluss an Licht et al. (2007) auch noch das Maß der Rechtsstaatlichkeit (*Rule of Law*) heranziehen, das ebenfalls von der Weltbank bereitgestellt wird.⁷² Während *Control of Corruption* auf das (Fehl-) Verhalten menschlicher Akteure abhebt, bezieht sich *Rule of Law* direkt auf die Performance von liberalen Institutionen; natürlich hängt beides eng miteinander zusammen. Wie Tabellini deutlich macht,⁷³ sind die beiden Maße so stark miteinander und mit vielen anderen, ähnlichen Maßen korreliert,⁷⁴ dass im Ergebnis – auch bei uns – keine nennenswerten Abweichungen auftreten; auf eine gesonderte Darstellung wird daher verzichtet.

⁷¹ „...the most comprehensive and methodologically most sound measure of law-abiding and honest elite behaviour“ (Inglehart und Welzel, 2005, S. 193).

⁷² Die offizielle Beschreibung dieser Variablen im Online-Datensatz der Weltbank verheißt, dass die Variable „[r]eflects perceptions of the extent to which agents have confidence in and abide by the rules of society, and in particular the quality of contract enforcement, property rights, the police, and the courts, as well as the likelihood of crime and violence.“

⁷³ Vgl. Kap. 1, Anm. 30 u. begl. Text.

⁷⁴ Korrelationskoeffizient $r = 0,95$ auf dem Signifikanzniveau $p < 0,01$ bei $N = 209$ Fällen.

Als Kontrollvariablen können (Tabellini folgend) z.B. die Primarschulbildung 1930 sowie die britische Herkunft des Rechtssystems herangezogen werden; diese Variablen scheinen jedoch überhaupt keine Rolle zu spielen, und dasselbe gilt auch für den Anteil des Dienstleistungssektors an den Erwerbstätigen, die kommunistische Herrschaft und viele weitere mögliche Kontrollvariablen. Ihre jeweilige Hinzunahme führt lediglich zu einer Verminderung der Anzahl der Fälle, weil in den jeweiligen Datensätzen nicht alle Länder enthalten sind; dabei erhöht sich oft der Anteil der erklärten Varianz (R^2), was aber wohl bloß auf die Veränderungen im Sample, nicht auf eine erhöhte Erklärungskraft des Modells zurückzuführen ist. In Tabelle 4.2 sind die Koeffizienten der Regressionen ohne Kontrollvariablen wiedergegeben; nur das Pro-Kopf-Einkommen verbleibt als unabhängige Variable in der Gleichung.

Anders als bei den zitierten Autoren wird das Pro-Kopf-Einkommen auch hier wieder logarithmiert;⁷⁵ dieselbe Bemerkung betrifft *Trust & Respect*. Ohne diese Maßnahme wären die Residuen der Regression deutlich verzerrt, d.h. eine fundamentale Annahme des Regressionsverfahrens (zufällige Verteilung der Residuen) wäre verletzt. Der reale Hintergrund dieses Problems ist, dass die Werte des Pro-Kopf-Einkommens wie auch die Werte der beiden WVS-Basis-Items international schief verteilt sind; in dieser Tatsache schlagen sich wohl die kumulativen Wachstumseffekte nieder, die im zweiten Kapitel diskutiert wurden.

Erklärt nun der Individualismus in den Operationalisierungen *Trust & Respect* (T&R), *Self-Expression* (SEV) oder den *Emancipative Values* (EV) die Varianz im Weltbank-Indikator *Control of Corruption*? Jawohl: Alle drei Konzepte sind signifikant mit der »Integrität« korreliert, und der Anteil der Varianz, der mit ihrer Hilfe jeweils erklärt werden kann, fällt in keinem Fall unter 72 Prozent.⁷⁶ Bemerkenswert ist nun allerdings, dass auch hier wieder deutlich die Unterscheidung zwischen No-drop- und Pro-drop-Ländern zu Buche schlägt, und zwar tatsächlich ganz im Sinne einer notwendigen Bedingung: mit Hilfe eines einfachen Interaktionsterms lässt sich zeigen, dass der Individualismus, gemessen am moralischen Universalismus

⁷⁵ Wenn das logarithmierte Pro-Kopf-Einkommen zusätzlich noch quadriert wird, werden in den Regressionen noch bessere Ergebnisse erzielt, jedoch ohne zusätzlichen Erkenntnisgewinn.

⁷⁶ Allerdings werden schon durch das logarithmierte Pro-Kopf-Einkommen über 65 Prozent erreicht (durch das quadrierte logarithmierte Pro-Kopf-Einkommen sogar 69 Prozent).

Tabelle 4.2. *Kulturelles Sozialkapital: No-drop als Interaktionsterm*

	<i>Control of Corruption</i>					
T&R ^a	0,15*	-0,06				
T&R ^a × No-drop		0,45***				
SEV			0,35***	0,15		
SEV × No-drop				0,31***		
EV					0,36***	0,24**
EV × No-drop						0,30***
Pro-Kopf-Einkommen ^b	0,77***	0,62***	0,61***	0,55***	0,58***	0,50***
N	90	78	88	76	90	77
Korrigiertes R ²	0,72	0,83	0,78	0,83	0,77	0,84

Bemerkungen: Standardisierte Korrelationskoeffizienten. *Signifikant auf dem Niveau 5 %, **signifikant auf dem Niveau 1 %, ***signifikant auf dem Niveau 1 %. Singapur als Ausreißer von allen Korrelationen ausgeschlossen.

^a Hauptkomponente der WVS-Items A165 und A035 (aggregierte Durchschnittswerte auf Länderebene der WVS-Wellen 1 bis 5 soweit verfügbar), logarithmiert und standardisiert.

^b Durchschnittliches Pro-Kopf-Einkommen der Jahre 1996 bis 2011, logarithmiert.

oder an den Selbstverwirklichungswerten, nur in den No-drop-Ländern einen positiven Einfluss hat! In den Pro-drop-Ländern wechselt der Koeffizient von T&R sogar das Vorzeichen, was bei einem Wert nahe null und fehlender Signifikanz freilich kaum der Rede wert ist; übrigens zeigen die oben erwähnten Kontrollvariablen bei separater Regression für No-drop- und Pro-drop-Länder wiederum keinerlei Wirkung. Erst wenn zur Messung des Individualismus‘ die Emanzipationswerte (EV) herangezogen werden, hat der Individualismus auch in den Pro-drop-Ländern einen positiven Einfluss. In den No-drop-Ländern jedoch erscheint sein Einfluss, soweit die Korrelationskoeffizienten nicht durch Multikollinearität mit dem Pro-Kopf-Einkommen verzerrt sind, mehr als doppelt so groß!

Nun ist aufgrund des signifikanten Interaktionsterms kaum zu entscheiden, ob No-drop tatsächlich im Verbund mit dem Individualismus eine stärkere Wirkung verursacht, oder ob No-drop vielmehr einen eigenen Einfluss ausübt, der bloß im Interaktionsterm aufscheint, weil No-drop durch keinen eigenen Term abgebildet ist. Die umseitigen Abbildungen 4.5 und 4.6 (oben) lassen eher letzteres vermuten: mit wenigen Ausnahmen (Indonesien im unteren, Israel und Frankreich im oberen Bereich) scheinen die Punkte der No-drop-Länder systematisch höher zu liegen als

Tabelle 4.3. *Kulturelles Sozialkapital: No-drop als Niveauunterschied*

	Control of Corruption					
No-drop	0,33***	0,24***	0,25***			
T&R ^a	0,02					
SEV		0,26**				
EV			0,29***	0,36**	0,29**	0,34***
SUPR5 ²				0,09		
NOMX					0,07	
Generalisiertes Vertrauen						0,09
Pro-Kopf-Einkommen ^b	0,66***	0,55***	0,51***	0,53***	0,64***	0,56***
N	78	76	77	67	53	84
Korrigiertes R ²	0,80	0,82	0,83	0,77	0,80	0,78

Bemerkungen: Standardisierte Korrelationskoeffizienten. *Signifikant auf dem Niveau 5 %, **signifikant auf dem Niveau 1 %, ***signifikant auf dem Niveau 1 %. Singapur als Ausreißer von allen Regressionen ausgeschlossen.

^a Hauptkomponente der WVS-Items A165 und A035 (aggregierte Durchschnittswerte auf Länderebene der WVS-Wellen 1 bis 5 soweit verfügbar), logarithmiert und standardisiert.

^b Durchschnittliches Pro-Kopf-Einkommen der Jahre 1996 bis 2011, logarithmiert.

die Punkte der Pro-drop-Länder (Ausnahme Singapur)⁷⁷. In Tabelle 4.3 ist No-drop deswegen als eigenständiger Faktor aufgeführt, was bei den *Emancipative Values* (gegenüber Tabelle 4.2) prompt zu einer Erhöhung des Signifikanzniveaus führt. Wird das logarithmierte Pro-Kopf-Einkommen quadriert,⁷⁸ so steigt der Anteil der erklärten Varianz weiter auf $R^2 = 0,85$ an.

No-drop scheint also einen »Niveauunterschied« im Sinne des zweiten Kapitels zu bewirken, indem es einen Einfluss ausübt, der sich nicht auf die Emanzipationswerte, aber auch nicht auf den sozioökonomischen Entwicklungsvorsprung der westlichen Länder reduzieren lässt (soweit dieser durch das Pro-Kopf-Einkommen und/oder durch die Emanzipationswerte erfasst wird). Interessanterweise lässt sich der Einfluss von No-drop aber nicht durch die anderen Sprachvariablen reproduzieren: SUPR5² und NOMX bleiben gänzlich ohne Wirkung – jedenfalls ohne eine Wirkung, die über die *Emancipative Values* hinausgehen würde. Ein zweistufiges

⁷⁷ Zu Singapur vgl. Kap. 1, Anm. 32. Der Fall wird von den Regressionen in Tab. 4.2 und 4.3 ausgeschlossen.

⁷⁸ Vgl. vorst. Anm. 75 f..

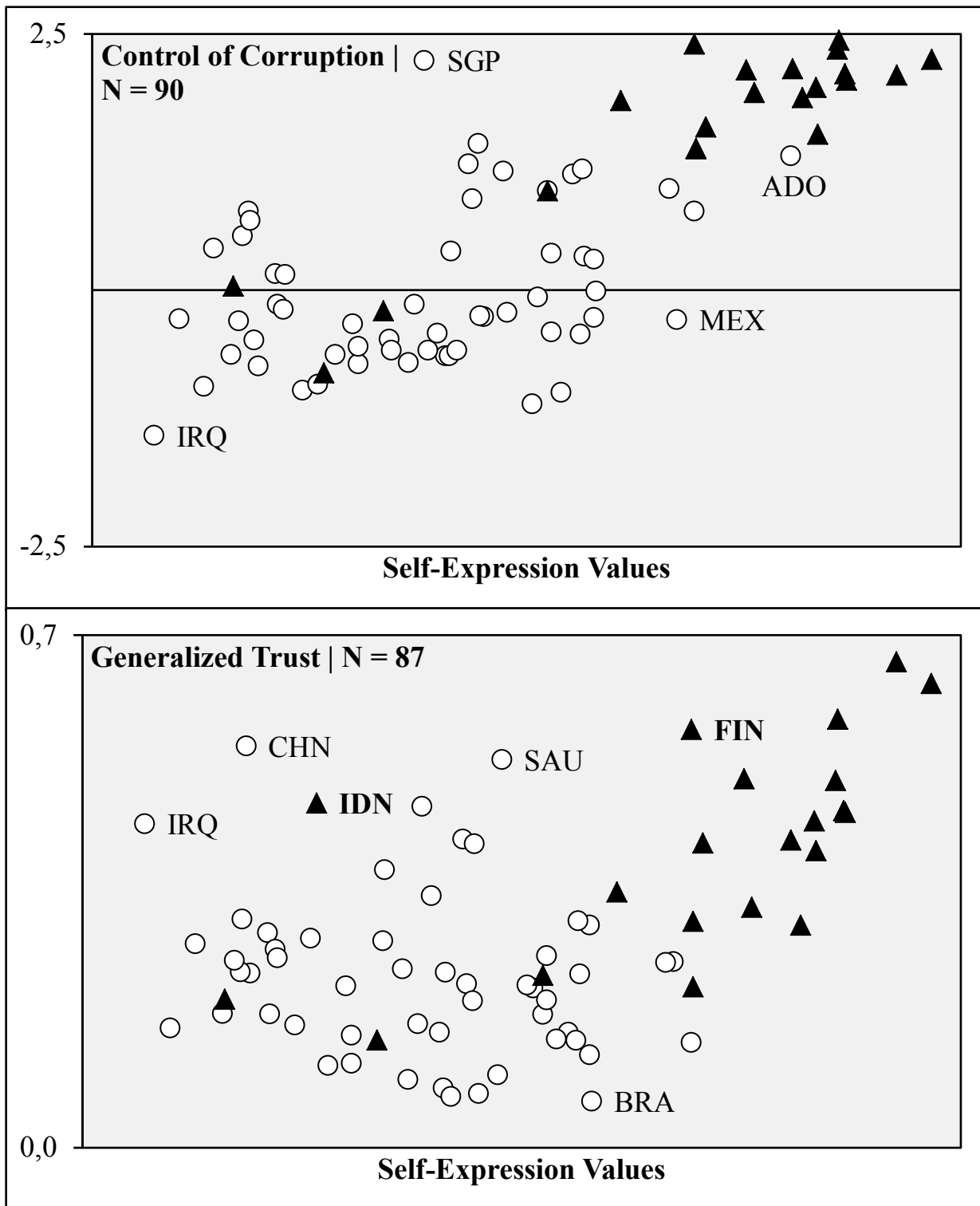


Abbildung 4.5. Oben: *Control of Corruption*, die »Integrität der Eliten« (Inglehart und Welzel), in Abhängigkeit von den Selbstverwirklichungswerten. No-drop scheint einen eigenen Einfluss auszuüben. Unten: In den No-drop-Ländern gehen stärkere Selbstverwirklichungswerte mit größerem Vertrauen einher.

Quelle: Eigene Darstellung basierend auf Weltbank- und WVS-Daten.

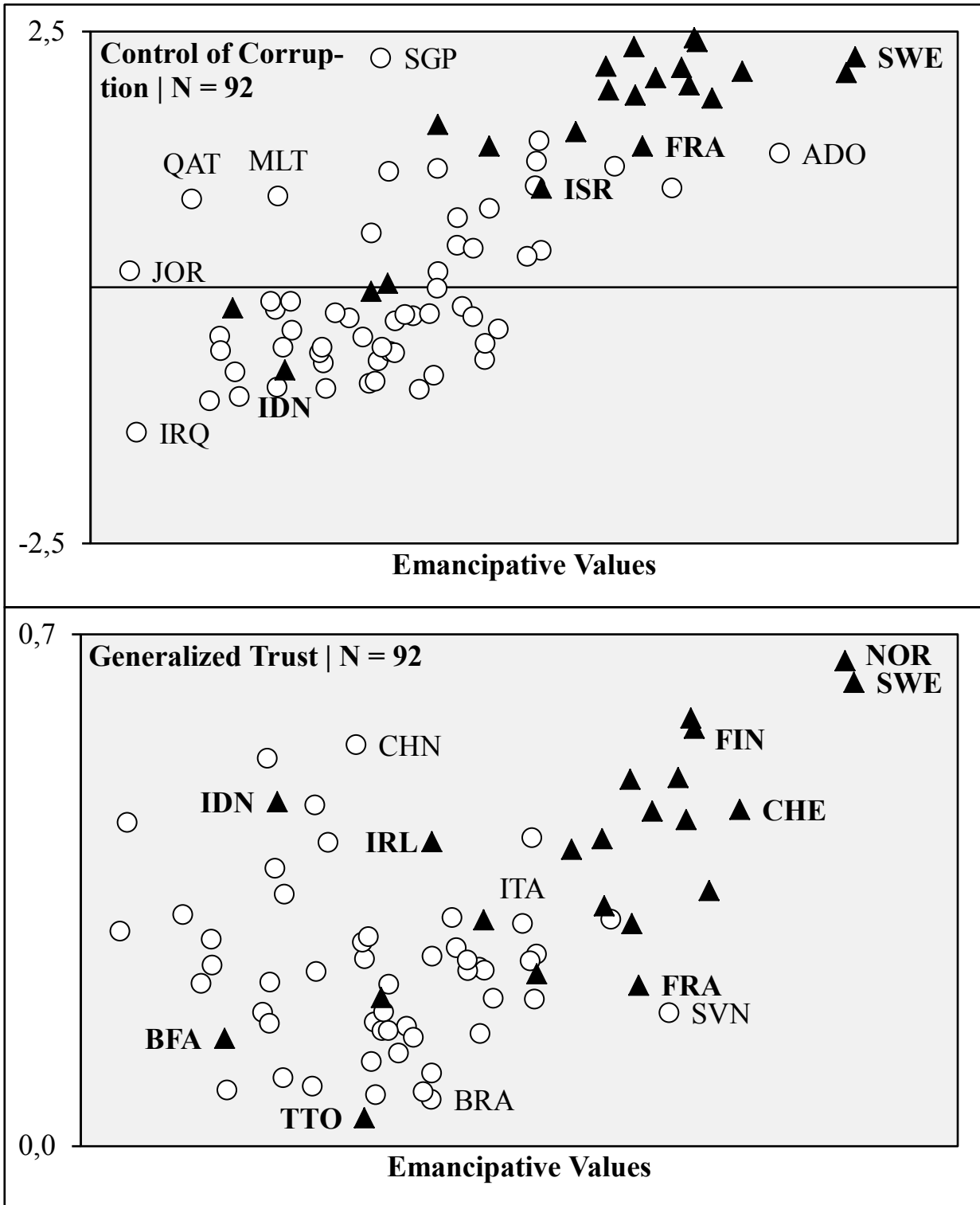


Abbildung 4.6. Oben: *Control of Corruption*, die »Integrität der Eliten« (Inglehart und Welzel), in Abhängigkeit von den Emanzipationswerten. No-drop scheint einen eigenen Einfluss auszuüben. Unten: In den No-drop-Ländern gehen stärkere Emanzipationswert-haltungen mit größerem Vertrauen einher.

Quelle: Eigene Darstellung basierend auf Weltbank- und WVS-Daten; Länderwerte der *Emancipative Values* von Christian Welzel (persönliche Kommunikation).

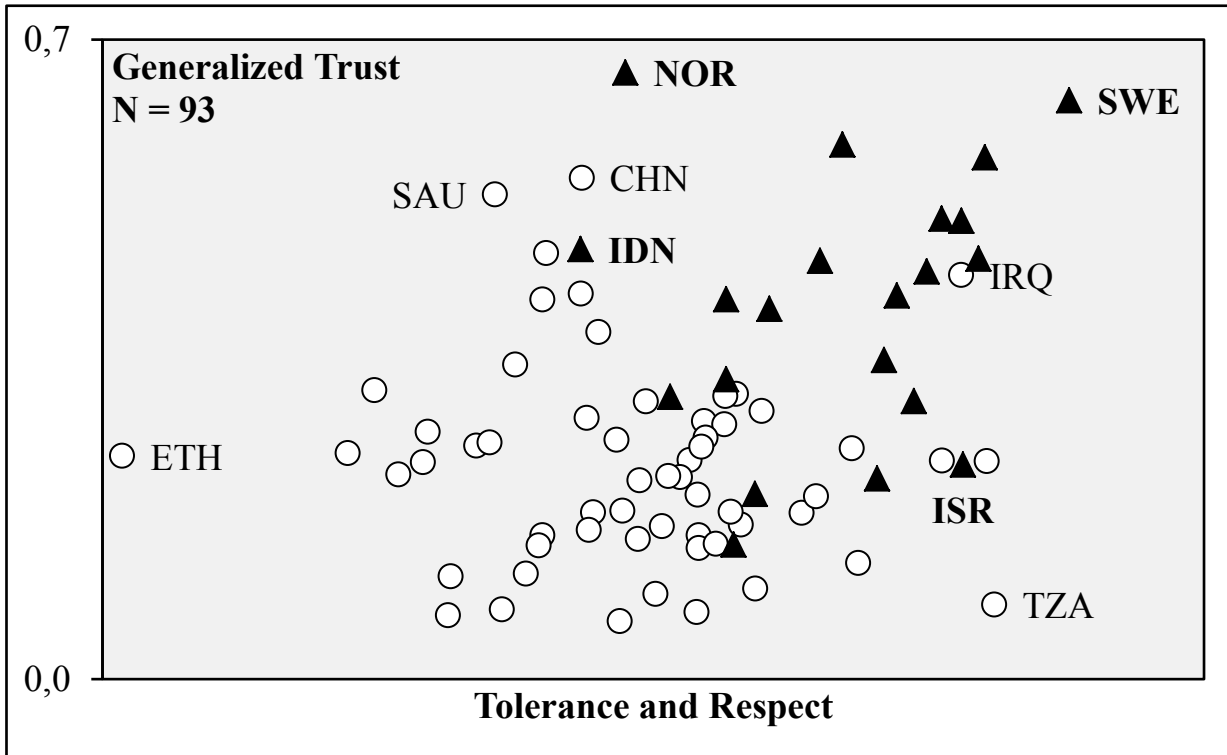


Abbildung 4.7. Die vermeintliche Hauptkomponente der WVS-Items A165 und A035, die Tabellini als Operationalisierung »guter« Verhaltensnormen vorschlägt, wird größtenteils durch No-drop hervorgerufen.

Quelle: Eigene Darstellung basierend auf WVS-Daten der Wellen 1 bis 5.

Regressionsverfahren, wie es die zitierten Studien anwenden, bestätigt dagegen den indirekten Einfluss dieser Sprachvariablen auf das Sozialkapital vermittelt durch den Individualismus. Wir gehen nicht näher auf diesen Aspekt ein, da er keinen großen Erkenntnisgewinn mit sich bringt.

Bedenkt man die Nichtsignifikanz von T&R in Tabelle 4.3 sowie von T&R und SEV (Pro-drop) in Tabelle 4.2, so kann man vermuten, dass der No-drop-Effekt mit dem »generalisierten Vertrauen« zusammenhängt, von dem diese Variablen bekanntlich abhängig sind, EV jedoch nicht. Die unteren Schaubilder der Abbildungen 4.5 und 4.6 scheinen diese Intuition zu bestätigen: in den No-drop-Ländern sind die *Emancipative Values* mit dem generalisierten Vertrauen korreliert, auffälligste Ausnahme ist das einzige islamische No-drop-Land Indonesien. Die Punkte der Pro-drop-Länder bilden dagegen eine diffuse Wolke ohne erkennbare Orientierung oder verbleiben im untersten Bereich der Korrelation.

Erstaunlicherweise bleibt die Hinzunahme des generalisierten Vertrauens in eine entsprechende Regression jedoch ohne Wirkung (vgl. Tab. 4.3, letzte Spalte). Ähn-

lich wie im vorigen Abschnitt (c) macht es also auch hier den Anschein, als hätte No-drop tatsächlich eine eigene, positive Auswirkung – diesmal nicht auf den Individualismus, sondern auf das Sozialkapital. Um den Effekt zu veranschaulichen, ist in der umseitigen Abbildung 4.7 noch einmal Tabellinis Indikator T&R abgebildet, allerdings aufgespalten in die beiden Einzelvariablen, aus denen er zusammengesetzt ist. Legt man die beiden Items einzeln auf die Achsen eines Streudiagramms, so bilden nicht nur die Pro-drop-Punkte, sondern auch die No-drop-Punkte eine diffuse Wolke, in der verwandte Länder wie Norwegen und Schweden weit voneinander abrücken. Innerhalb beider Wolken kann man mit etwas Wohlwollen eine Clusterbildung entlang der 45°-Diagonalen erkennen; vor allem aber fällt auf, dass die No-drop-Wolke gegenüber der Pro-drop-Wolke deutlich nach oben rechts verschoben ist. Dass No-drop zur Instrumentierung dieser Hauptkomponente besser geeignet war als die Hauptkomponente selbst, liegt auf der Hand: die Hauptkomponente scheint kaum etwas anderes zum Ausdruck zu bringen als den Effekt von No-drop – jedenfalls wirkt No-drop genau in ihre Richtung, selbst wenn man das 45°-Cluster als Korrelation anerkennen und die zahlreichen abweichenden Fälle oberhalb und unterhalb der 45°-Diagonalen auf andere Faktoren, einschließlich Übersetzungsproblemen, zurückführen will (was nicht unplausibel erscheint).

Fassen wir diese Ergebnisse und die des vorigen Abschnitts zusammen, so können wir feststellen: No-drop ermöglicht großen Individualismus und leistet darüber hinaus noch einen zusätzlichen positiven Beitrag zum Sozialkapital. Zwar scheint No-drop für Good Governance nicht unbedingt notwendig zu sein, wenn man den Abbildungen 4.5, 4.6 Glauben schenken darf: es gibt durchaus auch Pro-drop-Länder, die bei *Control of Corruption* relativ hohe Werte erzielen, und unter ihnen befinden sich neben mehrsprachigen Ländern wie Malta, Singapur und Andorra auch einige spanischsprachige Länder, die unfraglich zur Kategorie Pro-drop zählen. Dennoch ist deutlich geworden, dass No-drop unter sonst gleichen Bedingungen eine bessere institutionelle Performance verursacht. Die zentrale Frage des Einleitungskapitels ist also zu bejahen – was unweigerlich zur Anschlussfrage führt: *Warum* macht No-drop die Menschen zu »besseren« Individualisten?

Resümee

Im zweiten Kapitel dieser Arbeit wurde das kulturelle Sozialkapital als Habitus definiert: als »Haltung«, die den individuellen menschlichen Akteur dazu motiviert, sich auf scheinbar irrationale Weise vertrauensvoll, kooperativ und altruistisch zu verhalten. Es wurde spekuliert, dass ein solches »gutes« Verhalten auf die Verinnerlichung von geeigneten Verhaltensnormen zurückgeht, die konzeptuell nicht mit bloßen Werthaltungen gleichgesetzt werden dürfen: entscheidend ist nicht, ob ein Individuum laut eigener Auskunft (d.h. nach eigenem Dafürhalten) diese oder jene Werte für richtig »hält«, sondern ob es *sich* in seinem wirklichen Verhalten an diese Werte hält. Gesellschaftlich ist Stabilität und Prosperität gewährleistet, wenn ein ausreichend großer Teil der Mitglieder der Gesellschaft – idealerweise sogar alle, möglichst unabhängig von der individuellen Biographie und Erziehung – im Rahmen ihrer Sozialisierung »gute« Verhaltensnormen verinnerlichen. Übrigens funktioniert diese Verinnerlichung in individualistischen Gesellschaften besser als in anderen Gesellschaften; so die Beobachtung des zweiten Kapitels, die wir soeben genauer analysiert und bestätigt haben.

Angesichts der auffälligen Tatsache, dass in den besonders individualistischen nordwesteuropäischen und angelsächsischen Ländern durchweg No-drop-Sprachen gesprochen werden, stellte sich nun die Frage, ob die No-drop-Grammatik selbst zum Individualismus und dadurch zum »guten« Funktionieren dieser Gesellschaften beiträgt. Gerade die liberalen Regimes dieser Länder sind auf ein »gutes«, normgerechtes Verhalten ihrer Bürger in besonderer Weise angewiesen; wenn die No-drop-Grammatik den Individualismus und damit letztlich »gute« Verhaltensweisen begünstigt, dann müsste man diese Grammatik selbst als kulturelles Sozialkapital betrachten.

Der vermutete Zusammenhang zwischen No-drop und Individualismus wurde nicht nur empirisch, sondern auch sachlich begründet. In Anlehnung an Kashima und Kashima (1998) trafen wir die Annahme, dass die »Dekontextualisierung« des obligatorischen Subjekts, d.h. seine herausgehobene Stellung im Satz, mit einer besonders intensiven Wahrnehmung der eigenen Person verbunden sei; die stärkere Polarisierung zwischen Ich und Nicht-Ich verstärke möglicherweise die Verinnerlichung von sozialen Verhaltensnormen. Um diesen Zusammenhang zu überprüfen,

wurde im dritten Kapitel ein alternatives Maß der Subjekt-Dekontextualisierung entwickelt: der Index SUPR5, der in einer gegebenen Sprache den privilegierten Status des Satzsubjekts und seine Subjektivierung, die »Subjekt-Prädikation«, in einer Maßzahl zwischen null und eins erfasst.

Mit Hilfe dieser Variablen haben wir nun anhand von sechs verschiedenen, der Literatur entnommenen Individualismus-Konzepten bestätigt, dass die Dekontextualisierung des Satzsubjekts tatsächlich mit einer kulturellen Tendenz zum Individualismus einhergeht. Dies betrifft vor allem die Unterschiede zwischen verschiedenen Kulturkreisen, weniger die Varianz innerhalb von einzelnen Kulturkreisen; dies dürfte jedoch einfach daran liegen, dass die Sprachen eines Kulturkreises sich in ihrer Grundstruktur oft sehr ähneln, soweit nicht ohnehin in mehreren Ländern dieselben Sprachen gesprochen werden (z.B. Englisch, Arabisch, Spanisch).

Zumindest in bezug auf die »Kulturkreise« ist die Hypothese der sprachlichen Relativität also bestätigt: Subjektprominenz »entspricht« Individualismus. Wenn sich dieser Individualismus nun positiv im Sinne des Sozialkapitals auswirkt, so wie es z.B. Licht et al. (2007), Tabellini (2008a) und Inglehart und Welzel (2005) unterstellen: Welchen Anteil hat daran die Grammatik?

Überraschenderweise haben die Analysen dieses Kapitels nun ergeben, dass nur No-drop einen solchen Einfluss hat, der neben dem notorisch höheren Individualismus und Entwicklungsniveau der No-drop-Länder zusätzlich ins Gewicht fällt. Die Variable No-drop scheint also ganz unbeschadet ihrer Korrelation mit den beiden anderen Sprachvariablen und vielen sozioökonomischen Messgrößen einen zusätzlichen Einfluss zu repräsentieren, der sich im Sinne des Sozialkapitals positiv auswirkt. Offenbar haben wir es mit zwei verschiedenen Dingen zu tun: einerseits mit der Subjektprominenz, andererseits mit No-drop. Die Subjektprominenz zeugt, wie wir sahen, von einer kulturellen Tendenz zum *Individualismus*, und dieser mag sich auch durchaus positiv im Sinne des Sozialkapitals auswirken; an einer ganz und gar optimistischen Bewertung können angesichts der Ergebnisse, die in Tabelle 4.2 wiedergegeben sind, freilich Zweifel angemeldet werden – es kommt darauf an, ob die *Emancipative Values* wirklich ein besseres, valideres Individualismus-Maß darstellen als die *Self-Expression Values*. Welzel (2013) gibt selbst zu bedenken, dass sein neues Konzept nicht als eindimensionale »latente« Variable zu verstehen ist; es ist also durchaus möglich, dass in den »Emanzipationswerten« neben dem Individualismus noch etwas anderes mitschwingt, das durch No-drop viel genauer

und zutreffender zu identifizieren und zu analysieren ist als durch die Auswahl dieser oder jener Survey-Items. Was ist dieses andere?

SUBJEKTIVISMUS

Das Subjekt im Diskurs

Die Aufhebung des Subjekts

Die Wirkungsweise von No-drop erschließt sich nicht aufgrund von statistischen Analysen. Um zu einer sachgemäßen Interpretation der beobachteten Fakten zu gelangen, muss das Phänomen viel tiefer durchdrungen werden, als dies in der Literatur und auch in dieser Arbeit bisher geschehen ist. Der Schlüssel zum Verständnis wird in der Erkenntnis bestehen, dass das No-drop-Subjekt keineswegs nur im einzelnen Satz eine mehr oder weniger »prominente« Funktion innehat: entscheidend ist vielmehr, dass das Subjekt der No-drop-Sprachen über den Satz hinausweist und diesen dadurch im Diskurs verankert. Im vorliegenden Kapitel werden die sprachlichen Aspekte dieser Verankerung vorgestellt; im folgenden Kapitel erfolgt dann ihre psychologische und politisch-ökonomische Interpretation.

Ein erstes Verdachtsmoment, das auf die neue No-drop-Interpretation hindeutet, findet sich in der Frage der Redundanz, die gegen Ende des dritten Kapitels mehrfach angeklungen ist. In den Verdacht der Redundanz geriet zum Beispiel das Relativpronomen: es erschien überflüssig wie ein Ballast, den manche Sprachen mit sich führen, obwohl er zur Erfüllung ihrer kommunikativen Funktion wenig beiträgt.¹ Verzichtbar erschien auch die Kopula: tatsächlich kommen viele alte Sprachen wie das Russische, aber auch junge Kreolsprachen europäischer Herkunft gut ohne sie aus.² Ebenso obsolet, gewissermaßen doppelt merkwürdig, wirkte schließ-

¹ „We know that languages drag along with them a certain amount of ›unnecessary‹ historical baggage.“ (Trudgill, 2011, S. 162)

² McWhorter, 2011, S. 34 f..

lich auch die Mehrfachmarkierung der Person durch Subjektpronomen und Verbalflexion, die den »Strict-agreement«-Sprachen eigen ist.³

Es erscheint verlockend, in redundanten Sprachstrukturen einfach repetitive Informationsstrukturen zu erblicken, die die Effizienz der Kommunikation steigern und sich in dieser Funktion bewährt haben:⁴ ursprünglich wurden die redundanten Elemente wohl von mehr und mehr Sprechern bewusst oder unbewusst verdoppelt, um zu verdeutlichen, von wem oder was jeweils die Rede war. Wurde so z.B. die Verdeutlichung des Subjekts durch redundanten Pronomengebrauch zur Gewohnheit, so konnte sie schließlich auch leicht zur obligatorischen Regel werden. Aber unter welchen Bedingungen wird es zu einer solchen Regularisierung oder »Grammatikalisierung« von Redundanz kommen, und welche Konsequenzen ergeben sich daraus? Ist es nicht so, „dass redundantem Gebrauch eine geringere Beachtung entspricht“,⁵ und dass „jede Verwendung über Bedarf hinaus [...] eine Entwertung des betreffenden Morphems“ darstellt? Dies aber würde bedeuten, dass No-drop möglicherweise ganz anders interpretiert werden müsste, als wir es bisher unterstellt haben: wenn das Subjektpronomen in einer Sprache obligatorisch wird, ist ja die Möglichkeit der Betonung der Person aus der Sprache getilgt,⁶ weil das obligatorisch gewordene Subjekt etwaigen „Ausdrucksbedürfnissen des Sprechers gerade nicht entgegenkommt“.⁷ Vollzieht eine Sprache diesen Schritt der Grammatikalisierung, so kann man vielleicht davon ausgehen, dass die Betonung des Subjekts *zuvor* hochfrequent war: wahrscheinlich versuchten viele Sprecher oft, redundante Pronomen zur Betonung der Person einzusetzen.⁸ Zum Zeitpunkt der Grammatikalisierung wurde die Doppelung aber nicht mehr als Betonung aufgefasst, denn es

³ Nicht jedoch den festlandskandinavischen No-drop-Sprachen (vgl. Kap. 3, 5. Merkmal).

⁴ So z.B. Trudgill, 2011, S. 113 f.; konkret in bezug auf No-drop Axel, 2005, S. 38 f..

⁵ Dausen, 2004, S. 59.

⁶ Die z.B. im Italienischen noch gegeben ist; vgl. Kap. 1, Bsp. (1:2).

⁷ Dausen, 2004, S. 63. Auch John Haiman erklärt, „obligatory pronouns prove their grammaticalized status as clichés in failing to do the one thing they are supposed to do, which is to mark agreement. Like nearly meaningless conventions anywhere, their presence is dictated not by the speaker’s meaning or by considerations of personal style, but by the etiquette of grammar“ (Haiman, 1991, S. 155).

⁸ Dadurch eröffnet sich umgekehrt auch die Möglichkeit, durch gezieltes Weglassen des Pronomens den Eindruck der besonderen Bescheidenheit zu erwecken. Und tatsächlich: kein Geringerer als Martin Luther machte von dieser Strategie Gebrauch (vgl. u. Anm. 123 u. begl. Text).

kam zum inflationären, zunehmend »schematischen«, regelmäßigen Gebrauch: zur Grammatikalisierung.⁹

Steht No-drop also gar nicht eigentlich für Individualismus, sondern für einen vormaligen, überwundenen Individualismus? Wir werden in der Tat zu einem solchen Schluss kommen: das obligatorisch gewordene No-drop-Subjekt ist im dreifachen Sinne ein »aufgehobenes« Subjekt. Es ist seiner ursprünglichen Wirkung enthoben, wurde aber trotzdem noch aufgehoben (erhalten) und auf ein höheres Niveau gehoben, wo es eine neue, anders gelagerte Wirkung entfalten kann.¹⁰ Dieser Aufhebung des Subjekts in der Sprache entspricht auch kulturell eine Aufhebung der Subjektivität – sozusagen eine »Renaissance«, einer Wiedergeburt der menschlichen Individualität auf einer höheren Bewusstseinssebene.

Es liegt auf der Hand, dass ein Querschnittsvergleich auf Länderebene nicht geeignet ist, diesen kulturhistorischen Quantensprung nachzuvollziehen. Wir werden nicht umhinkommen, eine diachronische Analyse anzustrengen; besonderes Augenmerk verdient dabei ein Land, das im Grenzbereich des nordwesteuropäischen No-drop-Gebiets liegt: Italien. Im folgenden werden zunächst einige Hintergrundinformationen eingeführt, die die besondere Relevanz dieses Falls untermauern; in den weiteren Abschnitten des Kapitels wird die Entwicklung des No-drop-Subjekts anhand der Dialekte Norditaliens in vier idealtypischen Phasen nachvollzogen. Ergänzende Vergleiche mit anderen Sprachen dürfen natürlich nicht fehlen.

No-drop in Italien?

Der unter Sozialwissenschaftlern weithin bekannte Gegensatz zwischen Nord- und Süditalien (der, wie wir sehen werden, im Gegensatz zwischen den nord- und süditalienischen Dialekten eine Entsprechung findet) ist im zweiten Kapitel dieser Arbeit schon mehrfach erwähnt worden. Durch die Studien Banfields, Putnams, Almonds und Verbas (1963) und vieler anderer ist Italien zu einem überaus beliebten Gegenstand der Sozialkapitalforschung geworden. Nicht nur die eklatanten Unter-

⁹ Dausen, 2004, S. 59; so oder so ähnlich beschreiben viele Sprachhistoriker den grundlegenden Mechanismus der Grammatikalisierung (vgl. z.B. König, 2007, S. 51 und die dort angegebene Literatur).

¹⁰ Hegels dialektische Auslegung des Begriffs »Aufhebung« im Sinne von lat. *tollere, conservare, elevare* hatte auch auf Karl Marx einen prägenden Einfluss (vgl. Alidoust Azarbaijani, 2010).

schiede zwischen den nördlichen und den südlichen Regionen, sondern auch die Varianz innerhalb dieser beiden Hemisphären wurden thematisiert; gerade hierbei ist oft der Eindruck entstanden, dass bestimmte Mechanismen und Maßnahmen in bezug auf das Sozialkapital nur im Norden funktionieren – etwa so, als wäre dort eine »notwendige Bedingung« erfüllt, die im Süden nicht gegeben ist.¹¹

Als Ursachen des Nord-Süd-Kontrasts werden von vielen Autoren »kulturelle« Faktoren genannt,¹² während andere Forscher den Schwerpunkt auf »strukturelle« Aspekte legen;¹³ gelegentlich werden, wie bereits bei Putnam (1993), Verbindungen zwischen beiden Ansätzen hergestellt.¹⁴ Das Spektrum der Phänomene, die dabei miteinander in Bezug gesetzt werden, reicht von Unternehmertum, Finanzmarktorganisation, Arbeitslosigkeit und organisierter Kriminalität über Gesundheit und Lebenszufriedenheit bis hin zu Wahlbeteiligung und politischer Verantwortlichkeit (*accountability*).¹⁵ Eine neue Dimension erreichte die Debatte mit Richard Lynns kontroverser These, die Diskrepanz zwischen Nord und Süd könne durch unterschiedliche Intelligenzquotienten erklärt werden, die letztlich auf genetische Unterschiede zurückzuführen seien.¹⁶

Politisch und ökonomisch reicht die Problematik der italienischen Disparität, insbesondere in Form der »Südfrage« (*questione meridionale*), bis zur Gründung des vereinigten Italiens 1861 zurück.¹⁷ Untrennbar ist sie mit der Tatsache verbunden, dass unter dem Dach des italienischen Staates eine Vielzahl von lokalen und regionalen Identitäten zusammengekommen sind, die bis heute nicht zur nationalen Einheit gefunden haben und durch die 1970 erfolgte Föderalismusreform (die zu Putnams Studie den Anlass gab) zum Teil sogar noch verstärkt wurden.¹⁸ Die

¹¹ Vgl. z.B. Solt, 2004; Ballarino und Schadee, 2005; Guiso, Sapienza und Zingales, 2008c; Mauro und Pigliaru, 2011; im Grundsatz bereits Putnam, 1993, S. 85 f., 98.

¹² So z.B. von Galassi, 2011; de Blasio und Nuzzo, 2009; Tabellini, 2008a; Guiso, Sapienza und Zingales, 2008a, 2008b, 2008c; McLaren und Baird, 2006.

¹³ So z.B. Sabatini, 2005; Mauro und Pigliaru, 2011.

¹⁴ So z.B. durch di Liberto und Sideri, 2011.

¹⁵ Vgl. zu diesen Themen jeweils z.B. Chiesi, 2007; Guiso, Sapienza und Zingales, 2008b; Andriani, 2010; Peri, 2004; Fiorillo und Sabatini, 2011; Guiso und Pinotti, 2013; Nannicini, Tabellini und Troiano, 2013.

¹⁶ Lynn, 2010a, 2010b, 2012. Die wissenschaftliche Validität der Methoden und Standpunkte Lynns ist umstritten; in den zitierten Beiträgen nimmt er zu einigen Gegenpositionen Stellung.

¹⁷ Caciagli, 2012, S. 180 f..

¹⁸ Grasse, 2012, S. 229.

vielzitierte Bemerkung des Turiner Schriftstellers Massimo d’Azeglio, Italien sei nun hergestellt, man müsse aber noch die Italiener erschaffen,¹⁹ ist von ungebrochener Aktualität. Infolge der finanziellen Belastung durch Aufbauprogramme zugunsten des Südens,²⁰ die aus ökonomischer Sicht durchaus nicht ganz erfolglos waren,²¹ ist es im Veneto und im Po-Becken – von Aktivisten als »Padanien« bezeichnet – zum offenen Separatismus gekommen; selbst von einer padanischen »Rasse« ist schon die Rede gewesen.²² Parteipolitisch spiegelt sich die Problematik im Erfolg der Lega Nord wider,²³ die schon kurz nach ihrer Gründung in den 1990er Jahren hervorragende Ergebnisse erzielen konnte und heute für sich in Anspruch nehmen darf, die älteste noch existierende Großpartei Italiens zu sein.²⁴ Im Frühjahr 2013 wurde gar schon ein inoffizielles Referendum über die Unabhängigkeit des Veneto initiiert, das laut Angaben der Veranstalter große Zustimmung aus der Bevölkerung erfuhr.²⁵ So heißt es, aus der »Südfrage« sei zunehmend auch eine »Nordfrage« geworden;²⁶ wir werden diese Einschätzung im folgenden Kapitel auf überraschende Weise bestätigen können.

Die norditalienischen Dialekte (NIDs) haben in diesem Abgrenzungsprozess des Nordens keine allzu große Rolle gespielt, was vermutlich daran liegt, dass der Anteil der Dialektsprecher bedingt durch die militärisch und ökonomisch motivierten Migrationsströme des zwanzigsten Jahrhunderts und durch die Einführung der elektronischen Massenmedien stark zurückgegangen ist.²⁷ Immerhin sind die NIDs in ihrer Gesamtheit gelegentlich schon als »padanische Sprache« bezeichnet wor-

¹⁹ Das legendäre Diktum wird in unterschiedlichen Versionen zitiert; es stammt aus den 1891 publizierten autobiographischen Aufzeichnungen d’Azeglios, die unter www.letteraturaitaliana.net/pdf/Volume_8/t207.pdf zur Verfügung stehen (siehe dort S. 5).

²⁰ Wagner, 2012, S. 39.

²¹ Vgl. Giannone, 2000.

²² Pallaver, 2012, S. 270.

²³ Deren vollständiger Name lautet bezeichnenderweise *Lega Nord per l’indipendenza della Padania* ‚Liga Nord für die Unabhängigkeit Padaniens‘.

²⁴ *Corriere della Sera*, 15. April 2009 (online unter http://www.corriere.it/politica/09_aprile_15/carroccio_record_venticinque_anni_stella_3b56d52c-2981-11de-8317-00144f02aabc.shtml, besucht am 9. Juni 2014).

²⁵ Vgl. www.sueddeutsche.de/politik/1.1919488 (besucht am 9. Juni 2014).

²⁶ Pallaver, 2012, S. 267 f..

²⁷ Detaillierte Angaben zur Dialektnutzung macht ISTAT, 2007.

den; auch hat es Versuche einer überregionalen Standardisierung gegeben,²⁸ die darum bemüht waren, eine im Spätmittelalter tatsächlich vorhandene Regionalsprachlichkeit (*koiné padana*)²⁹ wiederzubeleben.

Aus sprachwissenschaftlicher Sicht handelt es sich bei den sogenannten NIDs nicht etwa um nördliche Dialekte des Italienischen, sondern um »Dialekte« des Romanischen, also romanische Sprachen, im Norden Italiens. Sie sind aus dem Lateinischen, nicht aus dem Italienischen hervorgegangen, und verfügen zum Teil über beachtliche Schrifttraditionen.³⁰ Der *Ethnologue* listet Friaulisch, Ladinisch, Lombardisch, Piemontesisch, Okzitanisch, Arpitanisch (Frankoprovenzalisch) und Venetisch als eigenständige Sprachen auf, die jeweils mehrere Dialekte umfassen; Emilianisch und Romagnol gelten als ausgestorben (*dormant*),³¹ eine Aussage, die sich freilich auf die alte Reinform dieser Varietäten bezieht, nicht auf das dialektal gefärbte Substandarditalienisch, das heutige Muttersprachler als ihren »Dialekt« empfinden. Anders als das Italienische werden die genannten Varietäten zum gallo-romanischen Zweig der romanischen Sprachfamilie gezählt; über die Einordnung des Venetischen bestehen unterschiedliche Auffassungen, doch zählt es unfraglich ebenfalls zu den NIDs.³²

Das Italienische fußt selbst auf einem der zahlreichen italienischen »Dialekte«, nämlich dem toskanischen, der in der hoch angesehenen Florentiner Literatur des 13. Jahrhunderts besonders zur Blüte kam. Im Vergleich zu anderen Dialekten gilt das florentinische Toskanisch als konservativ, weil es sich vergleichsweise wenig vom Lateinischen entfernt hat,³³ schon die Grammatik des Altflorentinischen war regelmäßiger als die der anderen Dialekte.³⁴ Paradoxe Weise konnte sich das Altflorentinische gerade wegen seines klassischen Charakters als Modell für die moderne Standardsprache durchsetzen – dies aber auch erst im Rahmen einer jahrhundertelangen Debatte, der »*Questione della lingua*«, die sich von Dantes *De vulgari elo-*

²⁸ Hull, 1982, 1987; Meneghin, 2010, 2011.

²⁹ Vgl. Blasco Ferrer, 1990.

³⁰ Berruto, 2005, S. 82.

³¹ Lewis et al., 2013.

³² Der Vollständigkeit halber sei angemerkt, dass neben den genannten romanischen Varietäten noch einige weitere Sprachen auf italienischem Boden beheimatet sind, darunter (im Norden) Deutsch, Bairisch, Zimbrisch, Mócheno, Walser und Slovenisch (vgl. Lewis et al. 2013).

³³ Loporcaro, 2009.

³⁴ Benincà, 2010, S. 61.

quentia (1303–1305) bis zu Manzonis *I promessi sposi* (1827, revidiert auf florentinisch 1840–1842) hinzog.

In der Zwischenzeit hat sich das Florentinische natürlich weiterentwickelt. Als einzige süditalienische Mundart ist es, ähnlich wie die NIDs und das Französische, durch eine No-drop-Phase gegangen (vgl. u.), von der heute noch die obligatorischen Subjektklitika zeugen (vgl. (5:1) im Kontrast zu (5:2)). Für die italienische Literatur- und Gerichtssprache blieb jedoch das Altflorentinische maßgeblich, das nur einer kleinen Bildungselite zugänglich war; auch die Einführung der Schulpflicht änderte nichts daran, dass der überwiegende Großteil der Bevölkerung zu dieser Nationalsprache lange Zeit keinen Zugang hatte.³⁵ So erklärt sich die dominante Stellung der Dialekte im Alltag bis weit ins 20. Jahrhundert hinein.

(5:1) *Florentinisch*

- a. *(La) viene
sie kommt
,Sie kommt.‘

- b. Maria *(la) viene
Maria sie kommt
,Maria kommt.‘

(5:2) *Italienisch*

- a. Viene
kommt
,Er/sie/es kommt.‘

- b. Maria viene
Maria kommt
,Maria kommt.‘ (Aussage über Maria)³⁶

³⁵ Vgl. de Mauro, 2011 [1963].

³⁶ Falls *Maria* nicht Topik ist, wird der Satz eher *Viene Maria* lauten (vgl. Tortora, 2001).

Tabelle 5.1. *Verbdeklination in einigen NIDs (Deutsch zum Vergleich)*

Deutsch	Toskanisch ^a	Lombardisch	Emilianisch	Venetisch	Ligurisch
<i>Ich</i> + -e	(e) + -o	<i>i</i> + -i	<i>a</i> + -Ø	Ø + -o	Ø + -u
<i>Du</i> + -st	<i>tu</i> + -i	<i>ti</i> + -i	<i>t</i> + -Ø	<i>ti</i> + -i	<i>ti</i> + -i
<i>Er</i> + -t	<i>è</i> + -a	<i>l</i> + -a	<i>l</i> + -a	<i>el</i> + -a	<i>u</i> + -a
<i>Wir</i> + -en	<i>si</i> + -a	<i>i</i> + -úma	<i>a</i> + -úm	Ø + -émo	Ø + -ámu
<i>Ihr</i> + -t	<i>vu</i> + -áte	<i>i</i> + -i	<i>a</i> + -é	Ø + -é	Ø + -é
<i>Sie</i> + -en	<i>a</i> + -ano	<i>i</i> + -an	<i>i</i> + -an	<i>i</i> + -a	<i>i</i> + -a

Bemerkungen: Es sind jeweils nur die männlichen Formen wiedergegeben.

^a Die Verallgemeinerung der florentinischen Verhältnisse auf die Toskana, wie sie hier suggeriert wird, ist problematisch. Tatsächlich sind die Subjektklitika vor allem in den Provinzen Florenz und Massa-Carrara anzutreffen (vgl. Manzini und Savoia, 2005, sowie die im *Atlante Sintattico d'Italia* unter www.asis-cnr.unipd.it verfügbaren Datensätze).

Quelle: Daten von Blasco Ferrer, 1990, S. 61.

Im modernen Florentinischen ist, wie Beispiel (5:1b) zeigt, ein Subjektklitikum auch dann obligatorisch zu setzen, wenn ein nominales Subjekt im Satz vorhanden ist. Insofern unterscheiden sich die Klitika des Florentinischen und der anderen NIDs von »echten« Subjektpronomen, die zum nominellen Subjekt komplementär sind (vgl. z.B. (5:3)). Auch in koordinierten Sätzen vom Typ ‚Er kommt und geht‘ muss, anders als z.B. im Französischen (*Il va et vient*),³⁷ bei jedem einzelnen Verb ein Pronomen gesetzt werden; weitere, ähnliche Befunde kommen hinzu.

(5:3) *Standardfranzösisch*

{ Marie / elle } vient

{ Maria / sie } kommt

‚Maria kommt.‘ / ‚Sie kommt.‘

³⁷ In gewissen Substandardvarietäten hat sich freilich auch das Französische zur Klitisierung hin entwickelt (*Il va et *(il) vient*) und ist in dieser Entwicklung insofern noch über die NIDs hinausgegangen, als das klitische *il* für die dritte Person beider Geschlechter stehen kann:

(i) *Français avancé*

Marie il vient

Maria 3SG kommt

‚Maria kommt.‘

Anders als ein »echtes« Pronomen erscheint das Klitikum daher wie ein bloßes Personenmerkmal, das dem Verb anstelle einer Deklinationendung vorangestellt ist.³⁸ Für diese Interpretation spricht unter anderem auch die Tatsache, dass viele NIDs eine komplementäre Verteilung von Klitika und Verbdeklination aufweisen:³⁹ just die Verbformen, die nicht eindeutig durch die Deklination identifiziert sind, werden im Ligurischen, Emilianischen und Venetischen durch ein Klitikum ergänzt (vgl. Tab. 5.1). Nur im Lombardischen verbleibt trotzdem noch eine Ambiguität zwischen der zweiten und, nach romanistischer Zählweise, fünften Person (1SG, 2PL).

Aufgrund dieser und ähnlicher Evidenz werden die heutigen NIDs, anders als das Französische,⁴⁰ in der Regel (wieder) als Pro-drop-Sprachen analysiert.⁴¹ Die Subjektpronomen des Französischen gelten im Satz als ganze »Phrasen«, die norditalienischen Klitika dagegen nur als »Köpfe« von Phrasen.⁴² Dennoch ist es offensichtlich, dass die oberitalienischen Subjektklitika *e*, *ti*, *l* usf. mit den französischen Subjektpronomen *je*, *tu*, *il* eng verwandt sind: es handelt sich letztlich um verschiedene Entwicklungsstufen des No-drop-Phänomens, das von Sprachwissenschaftlern oft als zyklisches Phänomen beschrieben wird.⁴³

Martin Haspelmath (1998) hat die Existenz der Subjektklitika in den NIDs zum Anlass genommen, Norditalien mit zum Kerngebiet des europäischen Sprachbunds zu zählen.⁴⁴ Außer den NIDs zählen seiner Ansicht nach nur noch Deutsch, Französisch und Niederländisch zum SAE-Kernbereich; die anderen europäischen

³⁸ Vanelli, 1987, S. 189.

³⁹ Renzi und Vanelli, 1983.

⁴⁰ Vgl. Bsp. (5:3). Das »fortgeschrittene« Französische (vgl. Anm. 37) muss freilich ebenfalls als Pro-drop-Sprache gelten.

⁴¹ So z.B. bereits durch Rizzi (1986), Vanelli (1987) und Vassere (1993).

⁴² Cardinaletti und Starke, 1999, S. 167 f., mit weiteren Literaturhinweisen. Übrigens gelten die französischen Pronomen, wenn sie in der invertierten Frageform ans Verb angehängt werden, bereits wieder als Klitika.

⁴³ Vgl. Kap. 1, Anm. 8, 10. Auf die einzelnen Entwicklungsstufen werden wir im folgenden näher eingehen – jedoch nicht in dem herkömmlichen Sinne, wie der No-drop-Zyklus in der sprachwissenschaftlichen Literatur oft dargestellt wird, sondern unter Berücksichtigung der diskurssemantischen Funktion des Subjekts, die in den einschlägigen Darstellungen in der Regel gar nicht berücksichtigt wird.

⁴⁴ Haspelmath, persönliche Kommunikation; Haspelmath, 1998, S. 273; ebenso König und Haspelmath, 1999, S. 113. Auch Blasco Ferrer (1990, S. 70) betont die Verwandtschaft.

Sprachen weisen nicht ganz so viele SAE-Merkmale auf.⁴⁵ Auch Johan van der Auwera (1998) glaubt in den genannten drei Sprachen den Kern des europäischen Sprachbunds zu erkennen.⁴⁶ Aber entspricht die grammatikalische Verwandtschaft zwischen dem Deutschen, Niederländischen, Französischen und den NIDs einer tieferen kulturellen Verwandtschaft, die im Hinblick auf das kulturelle Sozialkapital von Belang sein könnte?

Dieser Gedanke liegt tatsächlich nahe und soll im folgenden auch bestätigt werden. Nicht umsonst hat van der Auwera (ebd.) vorgeschlagen, den SAE-Kernbereich als »Charlemagne-Sprachbund« zu bezeichnen, da die betroffenen Gebiete in ihrer Gesamtheit einst unter der Herrschaft Karls des Großen standen;⁴⁷ diese Verbindung habe sicherlich zu den soziolinguistischen Verhältnissen beigetragen, die zum Sprachkontakt und zum Sprachbund führten. Konkret nennt van der Auwera den fränkisch-germanischen Einfluss, den Einfluss der Kirche und des Kirchenlateins sowie die Zunahme von Kolonisierung und Handel (gen Osten) zur Zeit Karls des Großen;⁴⁸ es liegt auf der Hand, dass diese Einflüsse nicht nur die Konvergenz der Sprachstrukturen betrafen.

Im Mittelalter entwickelten sich darüber hinaus noch weitere Gemeinsamkeiten: zusammen mit den oberitalienischen Stadtrepubliken bildeten die Kultur- und Handelszentren der Nord- und Ostseeküste, der Niederlande, Flanderns, Elsass-Lothringens und der Schweiz einen ganz Europa durchziehenden »Gürtel« von aufstrebenden Städten (*trade-route belt*),⁴⁹ deren Kaufleute enge Beziehungen pflegten und gemeinsame Usancen entwickelten. Zur Beilegung etwaiger Streitig-

⁴⁵ Wie wir im dritten Kapitel sahen, verzichteten z.B. die festlandskandinavischen Sprachen auf die redundante Markierung der Person am Verb (vgl. Kap. 3, 3. Merkmal). In seinem ausführlichen SAE-Beschrieb reduziert Haspelmath (2001, S. 1505) den »Kernbereich« auf nurmehr Deutsch und Französisch; die NIDs sind von seiner Analyse allerdings ausgenommen.

⁴⁶ Van der Auwera, 1998, S. 823.

⁴⁷ Im Jahr 774 konnte Karl der Große auch Mittelitalien (ohne Benevento) ins Reich integrieren; die räumlichen Ausdehnungen von Reich und Sprachbund sind also nicht ganz kongruent, zumal das Veneto außerhalb des Reiches blieb (vgl. Wickham, 2005, S. 35). Institutionell hatten die großflächigen Herzogtümer des Südens, die schon dreißig Jahre zuvor unter lombardische Oberherrschaft gekommen waren (Lombardia Minor), mit den fragmentierten, ständig umkämpften und um regionale Vorherrschaft ringenden Städten und Kommunen des Nordens (Lombardia Maior) allerdings nie viel gemeinsam.

⁴⁸ Van der Auwera, 1998, S. 823 ff..

⁴⁹ Rokkan, 1999, S. 159 ff..

keiten nahmen sie nicht etwa die örtlichen Gerichte oder das Römische Recht in Anspruch, das im Mittelalter in Vergessenheit geraten war und sich ab dem 12. Jahrhundert (zuerst in Norditalien) wieder ausbreitete; vielmehr zogen sie es vor, grenzüberschreitende Institutionen unter ihresgleichen zu errichten.⁵⁰

Auch vor karolingischer Zeit hatte es schon bedeutende Einflüsse und Gemeinsamkeiten gegeben, die sich etwa im Sinne eines germanischen Substrats vielleicht noch wesentlich prägender auswirkten als die fränkische Herrschaft.⁵¹ Um das Jahr 568 hatten die Langobarden, ein ostgermanisches Volk, von Norditalien Besitz ergriffen; Mischehen zwischen ihnen und der einheimischen Bevölkerung wurden im achten Jahrhundert legalisiert, als die Langobarden allerdings aufgrund ihres Erbrechts schon vielfach verarmt und vom arianischen zum römischen Christentum übergetreten waren.⁵² Ihre Sprache, wohl ein oberdeutscher Dialekt, verschwand spätestens um die Jahrtausendwende; das germanisch-langobardische Recht blieb jedoch noch bis ins zwölfte Jahrhundert in Kraft. Es kann durchaus sein, dass diese Rechtstradition für das kulturelle Sozialkapital Norditaliens prägend werden sollte. Gerade die Normen der Gegenseitigkeit, auf die die heutige Sozialkapitalforschung so viel Wert legt, standen im germanischen Recht sehr im Vordergrund – freilich nicht als informelle, sondern als verbindlich geregelte, gesetzliche Normen. Jedem Delikt wurde ein genau bestimmtes Strafmaß zugeordnet, es wurden Pfand- und Ausgleichszahlungen festgelegt, und im Rechtsinstitut des »Launegilds« (etwa ‚Lohngeld‘) war sogar festgeschrieben, dass jeder Gabe, auch jedem Geschenk, eine formal gleichwertige Gegengabe entsprechen musste; in Ermangelung einer solchen würde die Schenkung für nichtig erklärt.⁵³

Schon die interpersonale, keinem abstrakten Staatskonstrukt verpflichtete Verankerung des germanischen Rechts in den »horizontalen« Beziehungen zwischen

⁵⁰ Nedrebø, 2012.

⁵¹ Der Einfluss der fränkischen Herrschaft ist ohnehin zu relativieren; vgl. o. Anm. 47.

⁵² Vgl. Cardini und Montesano, 2006; Menghin, 1985.

⁵³ Vgl. z.B. Val de Lièvre, 1877. Ironischerweise haben sich diese Bräuche gerade in den süditalienischen Provinzen der Lombardia Minor bis ins ausgehende 20. Jh. halten können, obwohl die ethnisch-lombardische Durchdringung hier nicht so groß war – das Gebiet war nur formell unter lombardischer Herrschaft. Aus den Marken wird berichtet, dass ältere Menschen noch heute auf symbolischen Gegengaben bestehen; auf das Sozialkapital hat dieses Brauchtum offenbar keine positive Wirkung, der entscheidende Schritt der Verinnerlichung der Normen hat nicht stattgefunden. Warum nicht?

formal gleichen, freien, ja sogar waffentragenden Stammesgenossen erinnert stark an heutige Vorstellungen vom Sozialkapital. Schon um die Mitte des achten Jahrhunderts nahmen praktisch alle Einwohner der norditalienischen Städte als freie Bürger Aufgaben der Verteidigung und Selbstverwaltung wahr;⁵⁴ die Regierungsweise der späteren Kommunen ist, frei nach Abraham Lincoln, als »government of the merchants, by the merchants, for the merchants« beschrieben worden.⁵⁵

So fällt es insgesamt nicht schwer, zwischen den germanischen Traditionen und den liberalen, sozialkapitalgestützten Regimes der heutigen Zeit eine gewisse Kontinuität zu erkennen – man denke etwa an die waffentragenden US-Amerikaner, ihr Fallrecht und ihre direktdemokratischen Institutionen unterhalb der föderalen Ebene. Umso dringender ist allerdings zu klären, wie aus den juristisch geregelten, im Stammesverband »extern« sanktionierten Schuldverhältnissen der Germanen jene informellen Reziprozitätsnormen werden konnten, die wir im zweiten Kapitel als »interne Sanktionsmechanismen« (Coleman)⁵⁶ und als »Erwartungshaltung« des Individuums gegenüber sich selbst charakterisiert haben. Worauf gründet die scheinbar irrationale Haltung, die ein freies, womöglich sogar waffentragendes Individuum dazu veranlasst, anderen Menschen mit »generalisiertem Vertrauen« zu begegnen und mit »Gefälligkeiten ohne Fälligkeiten« in Vorleistung zu treten? Offenbar sind die betreffenden Normen und das Vertrauen *internalisiert* worden.⁵⁷ Wann und wie ist es dazu gekommen?

Gemäß der Theorie, die im folgenden vorgestellt wird, vollzog sich die Internalisierung in zwei Schritten, die in einem idealtypischen Sinne als Anfang und Ende des Mittelalters gelten können. Jeder dieser Schritte wurde von einem Sprachwandel begleitet, dessen Resultat – No-drop – wesentlich mit der Internalisierung von Reziprozitätsnormen und Vertrauen zusammenhängt. Die verbleibenden Abschnitte dieses Kapitels zeichnen die sprachliche Entwicklung nach.

⁵⁴ Lopez, 1976, S. 66 f..

⁵⁵ Ebd..

⁵⁶ Coleman, 1987.

⁵⁷ Solow, 2000 (vgl. den Wortlaut des Zitats in Kap. 2, Anm. 69).

Vom Satzsubjekt zum Diskurssubjekt

Die Geschichte der nordwesteuropäischen No-drop-Grammatik kann analytisch in vier idealtypische Phasen eingeteilt werden:⁵⁸ eine antike, eine mittelalterliche, eine Renaissance-Phase sowie schließlich eine moderne Phase. Die Definition solcher Idealtypen ist natürlich immer problematisch; es ist davon auszugehen, dass die sprachlichen Innovationen, die von einer Phase zur nächsten führten, sich wellenförmig ausbreiteten – bedingt etwa durch die Urbanisierung, demographische Schocks und ähnliche soziolinguistische Faktoren, die den Sprachwandel beschleunigten oder verlangsamten.⁵⁹ Zwischen den einzelnen Phasen hat es also zweifellos zahlreiche Überlappungen und Interferenzen gegeben,⁶⁰ eine präzise historische Datierung dürfte kaum möglich sein. Das gilt insbesondere für die germanischen Sprachen, die, wie wir sehen werden, schon früh gewisse No-drop-Phänomene aufwiesen; ob z.B. das Althochdeutsche (AHD) noch als Pro-drop-Sprache gelten kann, ist umstritten,⁶¹ während andererseits behauptet wird, die Auslassung des Subjekts bzw. die „Bezeichnung der Person allein durch das finite Verb“ sei selbst im Mittelhochdeutschen noch möglich gewesen.⁶² In der Geschichte der romanischen Sprachen bilden die vier Phasen jedoch eine mehr oder weniger konsistente historische Abfolge; zu deren Analyse sind vor allem diejenigen »Dialekte« gut geeignet, die von der staatlichen Sprachstandardisierung verschont blieben – darunter neben den NIDs insbesondere auch das Brasilianische im Vergleich zum Europäischen Portugiesischen. Anhand dieser Sprachen wollen wir nun zunächst einmal die beiden ersten Idealtypen betrachten.

1. Antike

In der klassischen Phase der Sprachentwicklung, die hier als »Antike« bezeichnet wird, ist klar von einer Pro-drop-Grammatik auszugehen. Das Subjektpronomen konnte und musste ausgelassen werden, sofern es nicht besonders betont werden

⁵⁸ In Anlehnung an Vanellis (1987) historische Betrachtung der NIDs; vgl. auch Poletto, 2006.

⁵⁹ Allgemein hierzu Vandekerckhove, 2010; Trudgill, 2011.

⁶⁰ Eben deswegen ist hier von Phasen, nicht von Stadien oder Schritten die Rede.

⁶¹ Schrodts, 2004, S. 76.

⁶² Paul, 2007, S. 317.

sollte. Dies entspricht in etwa den Verhältnissen, die heute noch im Italienischen zu beobachten und an einem Nebensatz leicht zu verdeutlichen sind: in der Regel fehlt, wie im Beispiel (5:4a), das Subjektpronomen. Seine Einfügung in (5:4b) führt zu einer abweichenden Interpretation des Satzes: das Pronomen wird als besonders betont empfunden.

(5:4) *Standarditalienisch*

- a. ____ Disse che ____ comprò un computer
 sagte dass kaufte einen Computer
 ‚Er_i/sie_i hat gesagt, dass er_i/sie_i einen Computer gekauft hat.‘
- b. ____ Disse che lui comprò un computer
 sagt dass er kaufte einen Computer
 ‚Er_i/sie_i hat gesagt, dass ER_j einen Computer gekauft hat.‘

Im heutigen Italienischen bezieht sich so ein offenes, betontes Pronomen typischerweise auf eine Person, die im vorangegangenen Diskurs *nicht* Topik war. Hier wird bereits deutlich, dass die sprachliche Funktion des Subjekts keineswegs, wie im dritten Kapitel angenommen, nur den einzelnen Satz betrifft: sie korrespondiert mit der Topik-Kontinuität bzw. -Diskontinuität im Diskurs. Die im dritten Kapitel zitierte »Kernbereichsdefinition« des Subjekts stellte ja bereits fest, dass das Subjekt typischerweise als Topik fungiert;⁶³ es geht hier nun aber um die Frage, ob das Subjekt als bekanntes oder aber als neues, »unerwartetes« Topik verstanden wird. Es geht um Topik-Kontinuität oder Topik-Wechsel; diese Frage bezieht sich, anders als die »Kernbereichsdefinition«, nicht auf den einzelnen Satz.

Schon im Lateinischen, dem Vorgänger der romanischen Sprachen, kam es nun zur zunehmenden Verbreitung von offenen Subjektpronomen, wohl weil mit ihrer Hilfe nicht nur Topik-Wechsel, sondern auch persönliche Ansichten und Beziehungen besonders expressiv betont werden konnten.⁶⁴ Man darf vermuten, dass diesem Trend ein gewisser »Individualismus« zugrundelag; hierfür spricht jedenfalls im Althochdeutschen sowie im Altenglischen die Tatsache, dass die Pronomen

⁶³ Järventausta, 2003, S. 781.

⁶⁴ Barme, 2001, S. 87 mit weiteren Literaturhinweisen.

zuerst in der ersten und zweiten Person Verbreitung fanden,⁶⁵ in denen sie kaum als »unerwartetes« Topik (wie in (5:4b)) interpretiert werden können.

Im Althochdeutschen (AHD) stieg die Frequenz offener Subjekte im Hauptsatz allein im Verlauf des neunten Jahrhunderts von unter fünfzig auf über achtzig Prozent, bereits um die Jahrtausendwende wurde die Hundertprozentmarke fast erreicht;⁶⁶ im Altfranzösischen enthielten im zwölften Jahrhundert weniger als vierzig Prozent aller finiten Sätze, die kein nominales Subjekt aufwiesen, ein Subjektpronomen, um 1500 erreichte der Prozentsatz achtzig, im achtzehnten Jahrhundert schließlich hundert Prozent.⁶⁷ Übrigens waren die letzten germanischen Sprachinseln im französischen Gebiet längst erloschen, als dieser Trend aufkam; die Hypothese einer direkten Übertragung der No-drop-Grammatik vom Deutschen auf das Französische ist also aus historisch-chronologischen Gründen unmittelbar zu verwerfen – übrigens gilt dasselbe analog auch für die NIDs und das Frankoprovenzalische.⁶⁸

Interessanterweise ist auch im Brasilianischen Portugiesischen (BP) im zwanzigsten Jahrhundert eine Proliferation offener Subjekte beobachtet worden, die allerdings durch einen ganz anderen, nämlich soziolinguistisch und lexikalisch gelagerten Vorgang ausgelöst wurde. Die als abwertend empfundene Verbformen der zweiten Person wurden abgeschafft bzw. durch Höflichkeitsformen ersetzt, die grammatikalisch mit der dritten Person identisch waren. Diesen Synkretismus mögen die Sprecher wohl als missverständlich, unklar oder ungewohnt empfunden haben; jedenfalls begannen sie, das pronominale Subjekt im Satz als offenes Pronomen zu realisieren. So kam es in den 1930er Jahren zu einem sprunghaften Anstieg der Frequenz des Pronomens der zweiten Person, das die Ambiguität auflöst; das Pronomen wurde zwar nicht obligatorisch im Sinne einer bindenden Grammatikregel, sein Vorhandensein verbreitete sich aber rasch von ca. dreißig auf nahezu achtzig Prozent der relevanten Sätze.⁶⁹

⁶⁵ Vgl. Fleischer, 2011, S. 200 f.; van Gelderen, 2000, S. 137.

⁶⁶ Fleischer, 2011, S. 200. Die Daten beziehen sich auf Textdokumente unterschiedlicher Register und Regionen; eine genaue Terminierung des Sprachwandels ist nicht möglich.

⁶⁷ Kaiser, 2009, S. 136.

⁶⁸ Kristol, 2009, S. 56.

⁶⁹ Duarte, 1993, 2000; Barbosa et al., 2005; Kaiser, 2009.

Bemerkenswert ist nun, dass in der Folge ein Sprachwandel einsetzte, der über die bloße Auflösung der Ambiguität weit hinausging. In den nachfolgenden Jahrzehnten stieg der Pronomengebrauch nämlich auch in der ersten und dritten Person von ca. dreißig auf über achtzig bzw. vierzig Prozent an,⁷⁰ obwohl hier zumeist gar keine Missverständlichkeit gegeben wäre!

Angesichts der oben (Tab. 5.1) belegten Tatsache, dass innerhalb einer Sprache bei verschiedenen Personen durchaus unterschiedliche Strukturen mit oder ohne Pronomen vorkommen können,⁷¹ ist diese Übertragung des offenen Pronomengebrauchs von der zweiten auf die anderen Personen kaum allein als strukturelle Vereinheitlichung des Deklinationsparadigmas zu verstehen. Plausibler erscheint die Vermutung, dass die Brasilianer in der neuen 2SG-Form (mit Pronomen) ein Muster gefunden haben, das ihren Ausdrucksbedürfnissen insgesamt besser als das alte »entsprach«, und dass sie dieses Muster intuitiv auf die anderen Personen, insbesondere auf die Ich-Form (1SG), übertragen haben. Auch an diesem Prozess mag ein zunehmender »Individualismus« ursächlich beteiligt gewesen sein; im vorigen Kapitel ist ja sehr deutlich geworden, dass zwischen ihm und dem Satzsubjekt eine enge Wechselwirkung besteht,⁷² und die Proliferation offener Subjektpronomen im BP sollte diesbezüglich keine Ausnahme bilden.

2. Mittelalter

Noch innerhalb der antiken Phase war es also zur zunehmenden Verbreitung von Subjektpronomen gekommen; der Sprachgebrauch hatte sich verändert. Dies kann aber noch nicht als Wandel der Sprache (*langue*), als »Reanalyse« der Grammatik durch die Muttersprachler, gewertet werden. Eine solche Reanalyse fand jetzt aber statt: sie markiert den Anbruch des Mittelalters.

Betrachten wir zunächst noch einmal den Wandel, der sich aktuell im BP vollzieht. Anders, als wir es soeben im Italienischen sahen (vgl. (5:4b)), und anders als im Europäischen Portugiesischen ((5:5a)), wird ein offenes Nebensatzsubjekt im BP nicht mehr als neues, »unerwartetes« Subjekt, sondern als korreferentiell mit dem Subjekt des Hauptsatzes interpretiert ((5:5b)):⁷³

⁷⁰ Vgl. ebd..

⁷¹ Dies gilt nicht nur für die romanischen Sprachen; vgl. Kap. 3, Anm. 58.

⁷² Vgl. auch die Proliferation der Ich-Form in der US-Literatur des 20. Jh. (Kap. 1, Anm. 38).

⁷³ Das Beispiel stammt von Barbosa, 2011.

- (5:5) a. *Europäisches Portugiesisch*
 O João disse que ele comprou um computador.
 der Johannes sagte dass er kaufte einen Computer
 ‚Johannes_i hat gesagt, dass ER_j einen Computer gekauft hat.‘
- b. *Brasilianisches Portugiesisch*
 O João disse que (ele) comprou um computador.
 der Johannes sagte dass er kaufte einen Computer
 ‚Johannes_i hat gesagt, dass er_i einen Computer gekauft hat.‘

Im brasilianischen Nebensatz ist das Pronomen zwar noch nicht obligatorisch geworden in dem Sinne, dass der Satz ohne das Pronomen ungrammatisch wäre. Dennoch können wir feststellen, dass die Grammatik sich verändert hat – nicht in bezug auf den einzelnen Gliedsatz, wohl aber in bezug auf das gesamte Satzgefüge. Zwar hat sich der Satzbau als solcher nicht verändert, er wird aber anders interpretiert: das Pronomen im Nebensatz, das vormals einen Topik-Wechsel anzeigte, tut dies nun nicht mehr. In bezug auf den einzelnen Satz ist sein grammatikalischer Status (wahrscheinlich) derselbe geblieben, in bezug auf den Diskurs hat er sich jedoch verändert.

Ein ähnlicher Wandel erfasste im Mittelalter auch die Sprachen des SAE-Kerngebiets. Zwar können hierüber keine Muttersprachler mehr Auskunft geben,⁷⁴ so dass nicht mehr definitiv geklärt werden kann, wie eine bestimmte Konstruktion damals verstanden wurde oder welcher Satzbau nach mittelalterlicher Grammatik als »richtig«, »falsch« oder gar »obligatorisch« gelten musste.⁷⁵ Dennoch ist davon auszugehen, dass das Subjektpronomen im Nebensatz ähnlich grammatikalisiert wurde wie heute im BP. Im Deutschen enthielten bereits um 800, also deutlich vor der Verbreitung des offenen Subjekts im Hauptsatz (s.o.), ca. neunzig Prozent der

⁷⁴ Im Sinne der »internen Sprache« oder »Sprachkompetenz« eines Muttersprachlers, die nach Noam Chomsky als eigentlicher Forschungsgegenstand der modernen Syntaxtheorie gilt (vgl. König, 2007, S. 46 f.).

⁷⁵ Soweit diese Kategorien überhaupt auf die damaligen, noch nicht standardisierten Dialekte anwendbar sind; streng genommen kann hier noch gar nicht von Grammatik, sondern nur von Sprachstrukturen die Rede sein.

relevanten Nebensätze ein Subjektpronomen;⁷⁶ offenbar wurde das offene Subjekt im Nebensatz bald zur Regel, denn bereits zur Jahrtausendwende sind keine Ausnahmen mehr bekannt.⁷⁷ Etwa zweihundert Jahre später gingen dann auch die romanischen Charlemagne-Sprachen dazu über, im Nebensatz durchweg ein offenes Subjekt zu realisieren;⁷⁸ insofern waren diese Sprachen, wie übrigens auch das heutige levantinische Arabisch,⁷⁹ dem heutigen BP bereits einen Schritt voraus. Im Hauptsatz bestand die Möglichkeit der Subjektauslassung jedoch noch fort; die betreffenden Sprachen müssen also in dieser Phase (ca. 1200–1400), ebenso wie das heutige BP und Arabisch, weiterhin als Pro-drop-Sprachen gelten.⁸⁰

Die Subjektauslassung war im mittelalterlichen Hauptsatz also weiterhin möglich; sie unterlag aber neuen Regeln, deren Erläuterung in Vorbereitung auf die kommende Argumentation von entscheidender Bedeutung ist.⁸¹ Entscheidend wurde der Umstand, dass (im Hauptsatz) nun auch in den romanischen Sprachen die Verb-zweit-Ordnung (V2) Einzug hielt,⁸² die sich im Althochdeutschen schon lange durchgesetzt hatte.⁸³ Das Verb eines finiten (Deklarativ-) Hauptsatzes stand fortan an zweiter Stelle, die satzinitiale Position wurde durch ein anderes Satzglied be-

⁷⁶ Fleischer, 2011, S. 200.

⁷⁷ Dagegen finden sich im Hauptsatz noch bis ins Frühneuhochdeutsche hinein Belege für die Subjektauslassung (vgl. Ebert, 1993, S. 345), bei denen es sich tatsächlich um Pro-drop, nicht etwa Topik-drop o.ä. handelt (Volodina und Weiß, i.E.).

⁷⁸ Beispiele aus verschiedenen romanischen Sprachen und NIDs bieten Vanelli (1987), Vanelli et al. (2007 [1986]) sowie Salvi (2001).

⁷⁹ In den arabischen »Dialekten« der Levante, d.h. vor allem in Syrien und im Libanon, sind kltische Subjektpronomen in beigeordneten *dass*-Sätzen obligatorisch geworden (Kenstowicz, 1989). Im Sinne der hiesigen Typologie kommt dies einem Eintritt ins Mittelalter gleich; die anderen Dialekte des Arabischen sind noch im »antiken« Stadium.

⁸⁰ Vgl. Vanelli, 1987; Salvi, 2001; Poletto, 2006.

⁸¹ Die folgenden Ausführungen folgen der im Grundsatz unverändert gültigen Analyse Laura Vanellis (1987).

⁸² Laut Kaiser (2002) handelt es sich zumindest im Französischen nicht um eine strukturelle V2-Ordnung (die durch Bildung einer Komplementiererphrase CP und »Bewegung« des Verbs in deren Kopfposition zustande käme), sondern bloß um scheinbare V2-Effekte (die dadurch zustande kommen, dass der Inflektionsphrase IP ein Element vorangestellt wird). Dies könnte übrigens die Erklärung dafür sein, warum sich V2 in den romanischen Sprachen nicht dauerhaft durchsetzen konnte (s.u.). Unsere Argumentation im Hinblick auf die diskurssemantische Funktion des Subjekts unter V2-Bedingungen wird dadurch aber nicht in Frage gestellt.

⁸³ Im AHD waren V1-Sätze anfangs noch möglich, diese wurden aber zunehmend durch das satzeinleitende Adverb *tho* ‚da‘ ergänzt (Hinterhölzl und Petrova, 2011).

setzt.⁸⁴ Anders als in den heutigen V2-Sprachen (z.B. Deutsch) war es einem Sprecher allerdings nicht ganz freigestellt, mit welcher Konstituente er den Satz begann: die satzinitiale Position fungierte als Topik-Position, das erste (»topikalisierte«) Satzglied schloss inhaltlich an den vorherigen Kontext an.⁸⁵ Wir haben es bei der V2-Ordnung des Mittelalters also wiederum mit einem Phänomen zu tun, das nicht nur den einzelnen Satz betrifft, sondern aus dem Diskurs heraus zu verstehen ist: es hängt mit der Topik-Kontinuität zusammen,⁸⁶ und davon ist nun indirekt auch die No-drop-Eigenschaft betroffen.

Zwei verschiedene Satztypen kommen in Betracht. Handelte es sich bei der satzinitialen Konstituente des Hauptsatzes um ein offenes Subjekt, so kam dieses Subjekt (trivialerweise) vor dem Verb zu stehen (SVX), und die Frage seiner Auslassung erübrigt sich. Stand am Satzanfang jedoch eine andere Konstituente, etwa ein Satzadverb oder eine Negationspartikel, so brachte es die V2-Regel mit sich, dass das Verb bzw. die finite Verbform »links« von der strukturellen Position des Subjekts landete.⁸⁷ Das Verb hatte also, wenn man den Satz von oben nach unten liest, eine »höhere«, vor dem Subjekt gelegene Position inne (XVS). Empirisch ist nun vielfach belegt, dass die Subjektposition in diesem und nur diesem Fall leer bleiben, das Subjekt also nach alter Pro-drop-Manier ausgelassen werden konnte (XV(S)). Syntaxtheoretisch wird dies damit begründet, dass das Subjekt in solchen Sätzen bereits an »höherer« Stelle zum Ausdruck gekommen war – nämlich in Form der Deklinationseendung des finiten Verbs, das ja »oberhalb« oder »links« vom Subjekt stand;⁸⁸ anders als in den heutigen NIDs, im heutigen Englisch usw. waren damals noch in allen Personen spezifische Endungen vorhanden, die die Person des Sub-

⁸⁴ Vgl. Kap. 3, Bsp. (3:1); ausführlich zu V2 Holmberg, i.E..

⁸⁵ Vanelli, 1987, S. 196; zum AHD Hinterhölzl und Petrova, 2011. In den heutigen V2-Sprachen, etwa im Deutschen, spielt die Satzgliedreihenfolge für die Informationsstruktur eine untergeordnete Rolle; statt ihrer werden prosodische Mittel (steigender bzw. fallender Wortakzent) eingesetzt, um Topik und Fokus der Satzaussage kenntlich zu machen.

⁸⁶ Im AHD (Hinterhölzl und Petrova, 2011) und im Altenglischen (Fuß, 2003) wurde die V2-Ordnung schon früh dahingehend reanalysiert, dass am Satzanfang nicht nur Topiks, sondern auch Satzadverbien (*scene-setting adverbs*) wie *tho* ‚da‘ oder *her* ‚heuer‘ stehen konnten, die an den vorigen Diskurs anschlossen. Im letzteren Fall war ausnahmsweise eine V3-Ordnung möglich, die im Englischen und in den NIDs (Poletto, 2000, S. 98 ff.) bis heute erhalten geblieben ist, dem Deutschen jedoch in der frühneuhochdeutschen Periode verloren ging (Axel, 2004).

⁸⁷ Abweichend zu den germanischen Sprachen vgl. vorst. Anm. 83.

⁸⁸ So bereits Vanelli, 1987.

jekts identifizierten.⁸⁹ Diese Endungen hatten offenbar »pronominalen« Charakter: standen sie im Satz oberhalb der Subjektposition – d.h. wenn die Subjektposition, wie es in der Syntaxtheorie heißt, vom finiten Verb »regiert« wurde – so war dort ein Nullsubjekt »lizensiert« und kein offenes Pronomen erforderlich.

Im Nebensatz konnte dieser Fall nicht eintreten: das Verb konnte hier niemals vor die Subjektposition gelangen, weil ein Nebensatz nicht der V2-Ordnung unterlag. Letzteres leuchtet unmittelbar ein, denn naturgemäß wird ein Nebensatz nicht durch eine Topik-Konstituente (oder ein Satzadverb)⁹⁰ in den Diskurs eingebettet, sondern durch die nebensatzeinleitende Konjunktion, die ihn mit dem Hauptsatz verbindet. Eine diskursorientierte V2-Ordnung wäre im Nebensatz ganz unsinnig gewesen;⁹¹ statt ihrer wurde im Nebensatz eine andere Ordnung grammatikalisiert, nämlich (in den romanischen Sprachen) SVO.⁹² Folglich landete das Subjekt im Nebensatz stets vor dem finiten Verb, wo es sozusagen jedesmal seiner Auslassung zuvorkam; wohl deswegen wurde es im Nebensatz stets offen realisiert.

Diese Argumentation impliziert, dass die Sprecher der betreffenden Sprachen das Bedürfnis hatten, in jedem Satz möglichst frühzeitig klarzustellen, wer oder was das Satzsubjekt war – sei es durch ein nominales Subjekt, ein Pronomen am Satz-anfang oder bloß durch die Deklinationseendung des Verbs.⁹³ Leider lässt sich über dieses Bedürfnis aus heutiger Perspektive nichts Genaueres mehr sagen; eine gewisse Parallele zum brasilianischen Bedürfnis nach Explizitheit des Subjekts ist dennoch augenfällig (s.o. »Antike«). Jedenfalls gab es dieses Bedürfnis anscheinend nur im

⁸⁹ Bzw. sie waren zu diesem Zeitpunkt (im Lombardischen) bereits *wieder* vorhanden, weil die Sprache die weggefallenen lateinischen Endungen bereits durch neue Endungen ersetzt hatte (Spiess, 1956, S. 23), und zwar im Rahmen eines No-drop-Zyklus im herkömmlichen Sinne (vgl. Kap. 1, Anm. 8, 10), der mit dem hier zu erörternden, soziokulturell relevanten Aufkommen der No-drop-Eigenschaft in Nordwesteuropa allerdings wenig zu tun hat. Auch im AHD und in weiteren Sprachen waren die Verbalparadigmen noch nicht so weit abgebaut, dass von einer Substitution durch Pronomen auszugehen wäre (vgl. Axel, 2005, S. 38; Fleischer, 2011, S. 208 f.; Corbett, 2006, S. 98).

⁹⁰ Vgl. o. Anm. 86.

⁹¹ Erst später wurde V2 in den germanischen Sprachen dahingehend verallgemeinert, dass die satzinitiale Konstituente nicht mehr zwingend als Topik verstanden wurde (Hinterhölzl und Petrova, 2011, S. 194). So erklärt sich, dass die V2-Ordnung in manchen Sprachen (Isländisch, Jiddisch) auch auf Nebensätze übertragen werden konnte.

⁹² Im Englischen ebenfalls SVO, im Deutschen SOV.

⁹³ Ein solches Bedürfnis konstatieren bereits Franzén (1939, zit. nach Spiess, 1956, S. 4) in bezug auf das Französische sowie Spiess (1956, S. 23, 121) in bezug auf das Lombardische.

Charlemagne-Gebiet, denn im Süden Italiens und in den iberischen Sprachen blieb die Auslassung des Subjekts in Haupt- und Nebensätzen aller Art möglich.⁹⁴ Auch die Charlemagne-Sprachen müssen aber in der Phase des Mittelalters noch als Pro-drop-Sprachen gelten: kraft der pronominalen Deklination sendung verfügten sie, im Grundsatz unverändert, über die Möglichkeit der Subjektauslassung – bloß machten sie in beigeordneten Nebensätzen, sowie in V2-Hauptsätzen mit topikalisiertem Subjekt, keinen Gebrauch mehr davon. Die Grammatik des Satzbaus war durch eine Art »Diskursgrammatik« ergänzt worden.

Zwischenfazit: Subjekt und Topik-Kontinuität

Bevor wir auf die nächste Phase zu sprechen kommen, wollen wir uns kurz vor Augen führen, wie sich der Übergang von der Antike ins Mittelalter auf die inhaltliche Bedeutung des Subjekts auswirken musste. Die entscheidende Veränderung wird beim Vergleich der Beispiele (5:4b) und (5:5b) deutlich: ein offenes Subjektpronomen wird im brasilianischen Nebensatz nicht mehr als »unerwartetes« Subjekt *j*, sondern als mit dem Matrixsubjekt (oder mit einem anderen naheliegenden Referenten, dessen Personenmerkmale mit denen des Pronomens übereinstimmen) korreferentielles Subjekt *i* interpretiert.⁹⁵ Dasselbe muss umso mehr für die mittelalterlichen Charlemagne-Sprachen gelten, als das Pronomen dort ja gar nicht mehr ausgelassen werden konnte.

Dadurch musste nun aber genau der Effekt eintreten, den wir in der Einleitung dieses Kapitels bereits umrissen haben:⁹⁶ zumindest im Nebensatz wurde das Subjektpronomen inhaltlich bedeutungslos. Es war obligatorisch geworden, so dass es der Sprache nicht mehr als Wahl- und Ausdrucksmöglichkeit zur Verfügung stand: zwischen »naheliegenden« und »unerwarteten« Subjekten konnte (syntaktisch)⁹⁷ nicht mehr differenziert werden.

⁹⁴ Vanelli, 1987, S. 196.

⁹⁵ Würde z.B. im Nebensatz des Beispiels (5:4b) nicht *ele* ‚er‘, sondern *ela* ‚sie‘ stehen, so würde sich dieses Pronomen natürlich nicht auf das Matrixsubjekt Johannes, sondern auf einen weiblichen Referenten beziehen, der z.B. im Satz zuvor als Topik etabliert wurde; jedenfalls auf den nächstgelegenen und »naheliegenden«, nicht aber auf einen »unerwarteten« Referenten.

⁹⁶ Vgl. o. Anm. 9 u. begl. Text.

⁹⁷ Statt dessen prosodisch; vgl. o. Anm. 85.

Statt dessen konnte *und musste* das Subjektpronomen jetzt freilich etwas anderes zum Ausdruck bringen. Es war zwar pragmatisch bedeutungslos, dadurch aber semantisch nicht unbedingt wirkungslos geworden. Im Gegenteil: seine Redundanz mit den Deklinationsendungen, die zu dieser Zeit noch ganz intakt waren,⁹⁸ setzte sozusagen einen sprachlichen Überschuss frei, der wie freigewordenes Kapital für eine neue Investition, für eine neue Verwendung, zur Verfügung stand. Diese neue Verwendung war die *explizit gewordene* Bezugnahme auf das korreferentielle Subjekt *i*.⁹⁹ Sowohl im Nebensatz als auch an satzinitialer Position (die ja als Topik-Position diente) bezog sich das offene Subjektpronomen im Mittelalter stets auf einen vorgenannten Referenten: im Nebensatz auf das Matrixsubjekt *i* oder einen anderen naheliegenden Referenten,¹⁰⁰ im Hauptsatz auf das vorangegangene Diskurstopik. In beiden Fällen wurde das Pronomen zum Bindeglied, das die Kontinuität des betreffenden Referenten explizit zum Ausdruck brachte. Im einzelnen Satz mag ein solches Element redundant erscheinen, weil die Personenmerkmale, denen es Ausdruck verleiht, zusätzlich auch in der Endung des Verbs zum Ausdruck kommen; betrachtet man aber seine neue, verbindende Funktion über den Satz hinaus, die die Deklinationsendung nie hatte, so wird deutlich, dass das Pronomen in dieser Funktion keineswegs redundant, sondern bloß explizit ist. Bei der Betrachtung eines einzelnen Satzes, wie sie z.B. in Kapitel 3 vorgenommen wurde, ist das natürlich kaum zu sehen.

Wenn das Subjekt in Topik-Position obligatorisch wurde, haben wir es also mit einer Grammatikalisierung der Topik-Kontinuität zu tun: aus dem Satzsubjekt war überall dort, wo es offen realisiert wurde, ein »Diskurssubjekt« geworden. Wie ein Anker verband es den Subjektreferenten *i* im Satz mit einem korreferentiellen, in vorigen Sätzen (oder Halbsätzen) etablierten Referenten *i*. Auch die Satzaussage, die Prädikation über *i*, wurde dadurch im Gesamtdiskurs verankert. Der einzelne Satz stand nicht mehr isoliert da, sondern konnte sich mit den vorigen Sätzen zu einem grammatikalisch organisierten Ganzen verbinden.¹⁰¹ Innerhalb eines Satzgefüges (Haupt- und Nebensatz) wurde diese organisierte Verbindung im Mittelalter

⁹⁸ Vgl. o. Anm. 89.

⁹⁹ Die weitere Argumentation wird zeigen, wie sehr diese Investition sich rentieren sollte!

¹⁰⁰ Vgl. o. Anm. 95.

¹⁰¹ Noch heute verkörpert das No-drop-Pronomen im deutschen Deklarativsatz die Prämisse der Prädikation, der Subjektreferent existiere (Truckenbrodt, 2006, S. 263).

bereits obligatorisch; unter mehreren aufeinanderfolgenden Hauptsätzen blieb sie dagegen noch optional bzw. fand nur dann statt, wenn mit dem Subjekt die Topik-Position besetzt wurde.¹⁰² Diese Einschränkung wurde jedoch schon bald aufgegeben – nämlich in der nächsten Phase, der »Renaissance«.

Vom Diskurssubjekt zum No-drop-Subjekt

Wir können und wollen hier noch nicht über die Gründe spekulieren, die zu den sprachlichen Innovationen des Mittelalters geführt hatten;¹⁰³ jedenfalls hatte der Sprachwandel zur Folge, dass ganze »Diskurse«, d.h. Textabschnitte, Reden oder Dialoge über mehrere Sätze hinweg, vermittels der Topik-Kontinuität explizit zu einem linearen Ganzen zusammengefügt werden *konnten*. Nach wenigen Jahrhunderten wurde die Phase des Mittelalters aber schon wieder durch die nächste abgelöst: es begann die Renaissance, in der (in den romanischen Sprachen) die diskursorientierte V2-Ordnung des Hauptsatzes wieder verschwand.¹⁰⁴ Statt ihrer wurde die SVO-Ordnung verallgemeinert,¹⁰⁵ was im fünfzehnten Jahrhundert dazu führte, dass nunmehr alle Sätze ein offenes Subjektpronomen enthalten *mussten*.¹⁰⁶ Auch das Englische verlor um 1400 seine noch verbliebenen V2-Effekte;¹⁰⁷ etwa gleichzeitig wurde auch dort das No-drop-Subjekt grammatikalisiert.¹⁰⁸

3. Renaissance

Wir erreichen also die Phase der No-drop-Grammatik. Wiederum wollen wir, statt über die Gründe des neuerlichen Sprachwandels zu spekulieren, der Beschreibung

¹⁰² In bezug auf das Englische muss diese Feststellung später noch korrigiert bzw. ergänzt werden (vgl. Fuß, 2003, zitiert im abschließenden Exkurs dieses Kapitels).

¹⁰³ Ideengeschichtlich lassen sich in der Linearisierung des diesseitigen Zeitbegriffs, im christlichen Mystizismus und in den Reformbewegungen des Mittelalters durchaus Parallelen zur Diskursintegration erkennen.

¹⁰⁴ In den festlandgermanischen und skandinavischen Sprachen blieb die V2-Ordnung zwar erhalten, auch hier hatte sie aber ihre diskursstrukturierende Funktion verloren und war statt dessen als Deklarativmarkierung reanalysiert worden (Hinterhölzl und Petrova, 2011; vgl. auch Bayer, 2004; Brandner, 2004; Truckenbrodt, 2006).

¹⁰⁵ Vanelli et al., 2007.

¹⁰⁶ Vanelli, 1987, S. 197; Blasco Ferrer, 1990, S. 63.

¹⁰⁷ Fuß, 2003.

¹⁰⁸ Ebd. sowie van Kemenade, 1997; Häberli, 1999, 2002.

der sprachlichen Verhältnisse den Vorrang geben. Zur Veranschaulichung kann auch diesmal wieder eine lebende Sprache dienen, nämlich das Französische. An die Stelle des früheren Nullsubjekts, umseitig nochmals illustriert am Italienischen (Bsp. (5:4b), hier wiederholt als (5:6a)), muss jetzt auch im (SVO-) Hauptsatz ein Pronomen treten ((5:6b)):

(5:6) a. *Italienisch*

____ Disse che ____ comprò un computer
 sagte dass er kaufte einen Computer
 ‚Er_i hat gesagt, dass er_i einen Computer gekauft hat.‘

b. *Standardfranzösisch*¹⁰⁹

Il dit qu’ il acheta un ordinateur
 er sagte dass er kaufte einen Computer
 ‚Er_i hat gesagt, dass er_i einen Computer gekauft hat.‘

Dieses Pronomen ist nun freilich nicht mehr nur Referenzpunkt des nachfolgenden Nebensatzsubjekts, wie es die Koindizierung unter (5:6b) anzeigt. Vielmehr bezieht es sich seinerseits bereits auf einen Referenten *i*, der im vorherigen Diskurs etabliert worden ist; hilfsweise kann dieser Referent auch am Anfang oder Ende desselben Satzes außerhalb der eigentlichen Satzstruktur beim Namen genannt werden (sog. Links- bzw. Rechtsdislokation)¹¹⁰ oder sogar in einem späteren Satz nachgeliefert werden. Alternativ besteht auch die Möglichkeit, dass der Subjektreferent gar nicht im Diskurs, sprachlich, sondern durch außersprachliche Mittel, etwa Blicke oder Gesten, »deiktisch« referenziert wird. Auch dann muss er aber zusätzlich noch durch das offene Pronomen *explizit* im Satz repräsentiert werden.

Was ist von dieser obligatorischen Explizitheit zu halten? Drei Gedankengänge bieten sich an. Zum einen kann man – genau wie Kashima und Kashima (1998) – das offene Subjektpronomen als »dekontextualisiertes« Subjekt betrachten, dessen

¹⁰⁹ Um die Parallelen und Unterschiede zu den anderen romanischen Sprachen möglichst deutlich zu machen, wird das Beispiel in der literarischen Zeitform des *passé simple* wiedergegeben. In der gesprochenen Sprache würde der Satz *Il a dit qu’il a acheté un ordinateur* lauten, was in bezug auf das Subjektpronomen keinen Unterschied macht.

¹¹⁰ Ein Beispiel: *Il est formidable, ce vin* ‚Der ist toll, dieser Wein‘ (Rechtsdislokation).

Explizitheit eine individualistische Wirkung haben dürfte; diese Interpretation resultiert aus seiner Eigenschaft als Satzsubjekt, und in diesem Sinne haben wir Nodrop im dritten Kapitel in den Index der Subjektprominenz (SUPR5) mit eingerechnet.

In Anbetracht der expliziten Bezugnahme auf *i* könnte man andererseits auch zu dem Schluss kommen, in der Renaissance sei der Diskurs noch umfassender als zuvor zu einer gleichsam universellen Gesamtheit integriert worden. Diese Interpretation bezieht sich auf das Diskurssubjekt, und sie wirkt überaus plausibel: ein Moment der universellen Integration unter individualistischem Vorzeichen scheint doch bestens in die Zeit der humanistischen Renaissance zu passen.¹¹¹

Drittens dürfen wir aber auch diesmal nicht übersehen, dass das offene Subjekt zumindest pragmatisch gar keine Bedeutung mehr haben konnte, denn es wurde ja jetzt nicht mehr nur im Falle eines Topiks, sondern pauschal, »schematisch«, in jeden Satz eingefügt, der sonst kein Subjekt enthalten hätte. Es konnte also nicht mehr als Mittel verwendet werden, um dem Satz eine bestimmte Bedeutung zu verleihen – und sei es auch nur als Topik in satzinitialer Topik-Position, um die Topik-Kontinuität zu explizieren: die Topik-Position als solche gab es ja nicht mehr. So ging das Diskurssubjekt, dessen Entstehung wir (im Mittelalter) gerade erst beobachtet haben, in der Renaissance – d.h. je nach Sprache etwa ab 1400 – bereits seiner »Aufhebung« entgegen.¹¹² Zurück blieb ein gleichermaßen obligatorisches wie obsoletes, redundantes morphosyntaktisches Element: scheinbar totes Kapital. Es verwundert nicht, dass die festlandskandinavischen Sprachen im Gegenzug die Deklinationseendungen aufgaben, so dass sie heute nicht mehr zu den »strict-agreement«-Sprachen zählen.¹¹³

¹¹¹ 1417 wurde das Abendländische Schisma überwunden, rund hundert Jahre später umsegelte Magellan die Welt. Um 1509 machte Nikolaus Kopernikus sein heliozentrisches Weltbild im kleinen Kreis publik, 1543 erschienen seine Thesen in Buchform; ebenfalls im 16. Jh. entstand der berühmte St.Galler Globus, auf dem sowohl die Strukturen der Erde (soweit bekannt) als auch die Sternbilder des Himmels verzeichnet sind. Parallel zu diesem holistischen Moment traten die Reformatoren Calvin, Zwingli und Luther auf den Plan, das Verhältnis zwischen Gott und Mensch wurde neu austariert; der St.Galler Humanist und Reformator Joachim von Watt, genannt Vadianus, darf in dieser Reihe natürlich nicht unerwähnt bleiben.

¹¹² Vanelli (1987, S. 186 f.) datiert das Einsetzen des Sprachwandels in den NIDs auf das Quattrocento; ab etwa 1500 sieht sie das neue System als „konsolidiert“ und „stabilisiert“ an.

¹¹³ Vgl. Kap. 3, Merkmale 3 und 5; auch im Deutschen wurden die Deklinationseendungen phonetisch stark reduziert.

Wie zur Bestätigung dieser These – Subjekt redundant, Pronomen obsolet – setzte in den NIDs denn auch sogleich eine Schwächung des Subjektpronomens ein: erst verloren die Subjektpronomen ihre phonetische, bedingt dadurch später auch ihre syntaktische Eigenständigkeit.¹¹⁴ Sie wurden »klitisiert« und nahmen schon ab dem sechzehnten Jahrhundert in etwa die Formen an, die in Tabelle 5.1 wiedergegeben sind.¹¹⁵ Hier fällt zwar auf, dass die Pronomen der dritten Person, die für die Diskurs-verankernde Bezugnahme auf *i* besonders wichtig sind, in allen NIDs erhalten blieben; ihre Ankerfunktion war (diskurssemantisch) wohl doch noch nicht ganz abgeschafft, auch wenn sie dem Sprecher nicht mehr (pragmatisch) als Ausdrucksmittel zur Verfügung stand.¹¹⁶ Die Pronomen der Personen 1SG, 1PL, 2PL aber wurden auf ein »invariantes« vokalisches Element reduziert, das nurnmehr wie ein »Auftakt- oder Stützvokal« darauf hinwies, dass nach ihm das Verb folgen würde.¹¹⁷ In zahlreichen Dialekten verschwanden die Subjektklitika in diesen Personen sogar ganz; allein das Florentinische differenziert, ähnlich wie das Französische (sowie natürlich die germanischen Sprachen), nach wie vor zwischen allen Personen, wobei das Pronomen der ersten Person als optional gilt (vgl. Tab. 5.1).

In der Renaissance waren die Pronomen also bereits auf dem Rückzug, und zwar vor allem im Hinblick auf die Phonetik; dennoch unterschieden sie sich noch sehr deutlich von den heutigen Klitika, und zwar vor allem im Hinblick auf die Syntax. Zum Beispiel kamen sie nicht zum Einsatz, wenn der Satz außer ihnen noch ein nominales Subjekt enthielt: das obige Beispiel (5:1b), unten wiederholt als (5:7a), wäre also zum damaligen Zeitpunkt noch ungrammatisch gewesen.¹¹⁸ Statt dessen hätte ein Satz nach dem Muster von (5:3), hier wiederholt als (5:7b), gebildet werden müssen.¹¹⁹ Auch in koordinierten Sätzen entfiel das Pronomen entgegen

¹¹⁴ Vanelli, 1987, S. 197.

¹¹⁵ A.a.O., S. 188.

¹¹⁶ Auch der Erhalt des Schluss-*s'* im Englischen 3SG-Präsens erhält vor diesem Hintergrund eine zusätzliche Plausibilität, die mit Ariels »Accessibility Theory« (siehe Kap. 3, Anm. 74–76 u. begl. Text) gar nicht im Widerspruch steht.

¹¹⁷ Spiess, 1956, S. 56, 119.

¹¹⁸ Bzw. *Maria* wäre als linksdisloziertes Subjekt aufgefasst worden, was anscheinend schon damals, genau wie im heutigen Französischen, zur Hervorhebung des Subjekts (»*mise en relief*«) diente (vgl. Spiess, 1956, S. 54, unter Bezugnahme auf Blinkenberg, 1928). Man könnte dies durchaus auch als Mittel der »Dekontextualisierung« bezeichnen.

¹¹⁹ Vanelli, 1987, S. 191 f..

der heutigen Regel (s.o.); weitere Kontraste, etwa die Negation betreffend, kommen hinzu.¹²⁰

- (5:7) a. *Florentinisch*
 Maria la viene
 Maria sie kommt
 ‚Maria kommt.‘
- b. *Standardfranzösisch*
 { Marie / elle } vient
 { Maria / sie } kommt
 ‚Maria kommt.‘ / ‚Sie kommt.‘

Wir haben es in der Renaissance also noch mit einem intakten, »echten« Subjektpronomen zu tun – und doch muss diese Phase bereits als Zeit des Übergangs gelten, in der die »Aufhebung« des Diskurssubjekts zumindest vorbereitet, wenn nicht schon eingeleitet wurde. So entbehrt es nicht einer gewissen Ironie, dass gerade in dieser Übergangsphase die Standardisierung der europäischen Sprachen einsetzte. Die Erfindung der beweglichen Lettern durch den Mainzer Kaufmannssohn Johannes Gensfleisch, später Gutenberg genannt, führte im Buchdruck zu einer Effizienzsteigerung, deren kulturhistorische Folgen mit dem Wort »revolutionär« kaum angemessen beschrieben sind. Durch die frühkapitalistische Kommerzialisierung der Druckerkunst (*print capitalism*)¹²¹ verbreiteten sich Flugblätter, Zeitungen und Bücher, vor allem die Bibel in den protestantischen Ländern, über weite Landstriche und Bevölkerungsteile – und mit ihnen auch eine zunehmend vereinheitlichte Schriftsprache. Martin Luthers Bibelübersetzung, die ab 1522 in hohen Auflagen gedruckt wurde, gilt als wichtiger Beitrag zur Vereinheitlichung der deutschen Hochsprache;¹²² Luther wird übrigens nachgesagt, dass er in der Ich-Form gerne vom Topik-drop Gebrauch machte, offenbar um mit der Auslassung des Prono-

¹²⁰ A.a.O., S. 192 ff.; vgl. auch o. Anm. 38 u. begl. Text.

¹²¹ Anderson, 1991.

¹²² Vgl. z.B. Besch, 2000. In der Schweiz war noch bis 1665 eine Übersetzung in Gebrauch, die auf Zwingli zurückging und dem Alemannischen näherstand.

mens besondere Demut zum Ausdruck zu bringen.¹²³ Implizit setzt dieses Stilmittel freilich voraus, dass das offene No-drop-Subjekt bereits als Normalfall galt; mit diesem Empfinden gehörte Luther wohl, ähnlich wie 500 Jahre zuvor Notker III. Labeo,¹²⁴ zu den fortschrittlichen Deutschsprechern, er fiel damit aber keineswegs ganz aus dem Rahmen der Sprachgeschichte.¹²⁵ Im Niederländischen waren unter bestimmten Umständen noch bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein Nullsubjekte möglich, danach sind auch hier nur noch Null-Topiks belegt.¹²⁶

Luther war es auch, der sich mit Nachdruck für die Einführung der allgemeinen Schulpflicht einsetzte – ein weiterer Faktor der Sprachstandardisierung. Zwar verzögerte sich die Einführung der Schulpflicht in den meisten Ländern noch bis ins siebzehnte oder achtzehnte Jahrhundert, in Frankreich und Italien sogar länger; Bibelübersetzungen und Schulpflicht konnten im Einflussbereich der katholischen Kirche nicht dieselbe Rolle spielen wie in den reformierten Ländern. Dennoch ging der Trend der Sprachstandardisierung auch an den romanischen Sprachen nicht vorbei. Gerade im Französischen wurde der weitere Fortgang des Sprachwandels wohl nicht nur durch die Erhebung des Französischen zur Amtssprache (1539) und die landesweite Verbreitung von Druckerzeugnissen, sondern auch durch den Einfluss der präskriptiven Grammatik behindert. Wie die englische war auch die französische Sprachphilosophie der Neuzeit davon überzeugt, dass ihre Sprache aufgrund der »linearen« SVO-Ordnung besonders »logisch«, anderen Sprachen also überlegen sei.¹²⁷ Bereits 1492 hatte Antonio de Nebrija – ein Mathematiker! – mit der *Gramática de la lengua castellana* die erste Grammatik einer modernen europäischen Sprache überhaupt herausgebracht; in Frankreich sollte die Sprachstandardisierung 1635 mit der Gründung bzw. Verstaatlichung der Académie française durch Ludwig XIII. ihren Höhepunkt erleben.¹²⁸ Im siebzehnten Jahrhundert be-

¹²³ Held, 1903, S. 128, zit. nach Fleischer, 2011, S. 196.

¹²⁴ Vgl. Kap. 3, Anm. 94–96 u. begl. Text.

¹²⁵ Vgl. o. Anm. 77.

¹²⁶ Ackema und Neeleman, 2007.

¹²⁷ Vgl. Leavitt, 2011, S. 27.

¹²⁸ Einige Jahre vor der Akkreditierung hatte Ludwig XIII. einen Reisebericht aus Amerika erhalten, dessen Autor Samuel de Champlain hoffte, mit der französischen Sprache möchten die missionierten Völker der Neuen Welt zugleich auch »französisches Herz und Gemüt« annehmen (*qu'avec la langue Française ils consoivent aussi un cœur, & courage françois*). Quelle: http://www.heritage.nf.ca/law/lab6/labvol6_2966.html (Zugriff am 17. Juli 2014).

gann man, Sprachminderheiten gezielt durch Assimilation ins französische Königreich zu integrieren;¹²⁹ bis heute ist die Wahrung der nationalen Integrität mit Hilfe der Sprache in Frankreich ein wichtiges Politikum geblieben, einige vom Aussterben bedrohte Sprachminderheiten kämpfen vergeblich um Anerkennung. Doch haben wir damit – und mit dem charakterischen Nebeneinander von Standard und Substandard, Schriftsprache und Mundart, »Grammatik« und Sprachwandel – bereits die nächste Phase erreicht: die »Moderne«.

4. Moderne

Wie nicht anders zu erwarten, wurde das obligatorische Subjekt in der Moderne vollends grammatikalisiert – und musste damit, wenn man von einer ideologisch-präskriptiven Aufrechterhaltung der »linearen« Ordnung einmal absieht, völlig bedeutungslos werden. Dass diese Feststellung auch und gerade auf die dritte Person zutrifft, die für die Funktion des »Diskurssubjekts« so wichtig war, zeigt sich am deutlichsten am Phänomen der sogenannten Dummy- oder Expletiv-Subjekte: im Lombardischen wurden sie um 1700 obligatorisch,¹³⁰ in anderen romanischen No-drop-Sprachen dürfte ihre Grammatikalisierung ungefähr in dieselbe Zeit fallen.¹³¹

Aufgabe der Dummy-Subjekte ist es, die Subjektposition im Satz zu besetzen, wenn semantisch kein Subjektreferent vorhanden ist, in der Syntaxtheorie werden sie deswegen als »nichtreferentielle« Pronomen bezeichnet.¹³² Eine einheitliche Terminologie gibt es allerdings nicht; dies ist sicherlich den verschiedenen Erklärungszielen und Theorieansätzen geschuldet, hat aber auch mit dem Umstand zu tun, dass durch die fortschreitende Analyse verschiedener Sprachen, insbesondere der »partiellen« Pro-drop-Sprachen, immer mehr Einzelphänomene und Variationen bekannt geworden sind,¹³³ die sich zwar oberflächlich ähneln, im Detail aber von

¹²⁹ Babel, 2007.

¹³⁰ Spiess, 1956, S. 99.

¹³¹ In den germanischen Sprachen waren sie schon lange vorhanden (vgl. u. Anm. 139).

¹³² Rizzi, 1986, S. 528. Chomsky (1993 [1981]) differenziert weiter zwischen »nicht-argumentalen« und »quasi-argumentalen« Expletivsubjekten.

¹³³ Vgl. Holmberg, 2009, und die weiteren Beiträge in demselben Band. Auch das Deutsche wird oft als partielle Pro-drop-Sprache beschrieben, weil das Expletivsubjekt beim unpersönlichen Passiv nur vor dem V2-Verb im Vorfeld des Satzes (vgl. (5:8c)) steht, im Mittelfeld jedoch entfällt: *Gelacht werden darf (*es) nicht.*

sehr unterschiedlicher Qualität sein können. Allein im Deutschen können z.B. fünf Phänomene unterschieden werden, die das 3SG-Expletivpronomen *es* erfordern: unpersönliche Verben mit einem oder zwei Argumenten ((5:8a–b)), das unpersönliche Passiv ((5:8c)), korrelierte Nebensätze ((5:8d)) und das sogenannte Vorfeld-*es* ((5:8e)).

(5:8) *Deutsch* (Abraham, 1993, S. 118)

- a. Es schneit; Es ist kalt
- b. Es graut ihm/ihn vor dir
- c. Es darf gelacht werden; Es füttern sich Löwen nicht ohne Risiko
- d. Es überrascht dich, dass...
- e. Es ritten drei Reiter zum Tor hinaus

Nun ist das Deutsche hier insofern ein Sonderfall, als der Hauptsatz – wie oben erläutert – keiner festen Satzgliedreihenfolge, sondern der V2-Regel folgt.¹³⁴ In den drei letztgenannten Beispielen ((5:8c–e)) füllt das expletive *es* also nicht eigentlich die Subjektposition, sondern das satzinitiale »Vorfeld« des V2-Satzes;¹³⁵ wird das Vorfeld durch eine andere Konstituente besetzt, so muss das *es* entfallen.¹³⁶ Im folgenden Beispiel tritt gleich ein ganzer Nebensatz an die satzinitiale Stelle:

(5:9) *Deutsch*

- a. Es_i versteht sich von selbst [dass...]_i
- b. [Dass...] versteht (*es) sich von selbst

Wo im Deutschen die »Vorfeld«- oder (ehemalige) Topik-Position des V2-Satzes zu besetzen ist, ist in anderen Charlemagne-Sprachen die satzinitiale Subjektposition zu besetzen; insofern besteht im Sprachbund eine enge Verwandtschaft.

¹³⁴ Vgl. Anm. 85, 86, 91.

¹³⁵ Die Vorfeldbesetzung kann in vielen Sprachen, insbesondere den skandinavischen, als historischer Vorläufer der heutigen Expletivsubjekte gelten (Silva-Villar, 1996). Im Deutschen kann die satzinitiale Position auch heute noch durch das expletive Satzadverb *da* gefüllt werden; die Verwandtschaft zum englischen *there* ist augenfällig.

¹³⁶ Bei zweiwertigen unpersönlichen Verben wie (5:8b) kann das Expletivum manchmal auch im Mittelfeld auftreten: *Ihm graut (es) vor dir*. Grund hierfür ist vermutlich, dass der Satz sonst kein Nominativ-Subjekt mehr enthalten würde (vgl. Kap. 3, Anm. 12–17 u. begl. Text).

Der Beispielsatz (5:9a) kann zwar nicht wortwörtlich in andere Sprachen übersetzt werden, dennoch greifen alle No-drop-Sprachen Nordwesteuropas auf äquivalente Konstruktionen mit Expletivum zurück:

- (5:10) a. *Französisch*
Il_i va de soi [que...]_i
es geht von sich dass
- b. *Niederländisch*
Het_i spreekt voor zich [dat...]_i
es spricht für sich dass
- c. *Englisch*
It_i goes without saying [that...]_i
es geht ohne Sagen dass
- d. *Schwedisch*
Det_i säger sig självt [att...]_i
es sagt sich selbst that

Außerhalb der No-drop-Zone fehlt das Expletivum:

- (5:11) a. *Italienisch*
Va de se [che...]
geht von sich that
- b. *Spanisch*
É superfluo dizer [que...]
ist überflüssig sagen dass
- c. *Finnisch*
On itsestään selvää [että...]
ist von selbst evident dass

d. *Tschechisch*

Je samozřejmě [že...]
ist selbstverständlich dass

Die soeben aufgeführten Beispiele veranschaulichen deutlich den Kontrast zwischen den modernen Pro-drop- und No-drop-Sprachen: die No-drop-Sprachen erfordern ein Expletivum – sei es in Topik- oder Subjektposition –, die Pro-drop-Sprachen nicht. Aber inwiefern ist das Expletivsubjekt der No-drop-Sprachen nun »aufgehoben« und bedeutungslos? Man könnte einwenden, das Expletivum sei auf dieselbe Weise mit dem Nebensatz [*dass...*]_i koindiziert, wie die korreferentiellen Pronomen der Renaissance mit einem Subjektreferenten koindiziert waren. Das Pronomen scheint nach wie vor als Diskurssubjekt zu fungieren.

Dieser Einwand ist berechtigt: das Diskurssubjekt wurde nicht abgeschafft. Es wurde aber »aufgehoben« und verallgemeinert; das sieht man besonders deutlich an den unpersönlichen Verben, auf die sich der Einwand nicht übertragen lässt. Typisch sind z.B. die Verben der Witterung (vgl. (5:12a–d) sowie oben (5:8a)). Alle No-drop-Sprachen zeigen auch hier obligatorisch ein Expletivum,¹³⁷ das sich auf keinen Referenten bezieht und auch mit keinem anderen Element koindiziert ist:

(5:12) a. *Deutsch*
Es regnet

b. *Englisch*
It rains

c. *Niederländisch*
Det regner

¹³⁷ Im Finnischen kann das Expletivum entfallen: *Sataa (vet-tä)* ‚Es regnet (Wasser)‘ (Eriksen et al., 2012, S. 394). Oft wird das Wetterphänomen aber durch Kopula mit ein einem lokativen Element verbunden (a.a.O., S. 390), was der Funktion des Expletivsubjekts in den No-drop-Sprachen letztlich sehr nahekommt (vgl. u.).

- d. *Französisch*
Il pleut

In den Pro-drop-Sprachen, etwa im Italienischen und im Portugiesischen, fehlt dieses Expletivum:

- (5:13) a. *Italienisch*
_____ Piove

- b. *Portugiesisch*
_____ Chove

In den modernen NIDs (etwa seit 1700) ist das Expletivum jedoch vorhanden. Die folgenden Beispiele sind dem *Atlante Sintassico d'Italia* (ASIt) entnommen:¹³⁸

- (5:14) a. *Piemontesisch (ASIt)*
A pieuv

- b. *Emilianisch (ASIt)*
A piov

- c. *Trentinisch (ASIt)*
El piove

In den germanischen Sprachen gab es das unpersönliche Expletivsubjekt freilich schon viel früher – zu einer Zeit, als die germanischen Sprachen noch gar keine No-drop-Sprachen waren;¹³⁹ ein Beispiel aus dem AHD fanden wir bereits bei Notker III., die frühesten Belege sind sogar noch älter.¹⁴⁰ Auch aus dem Lettischen wird

¹³⁸ Online im Internet unter <http://asit.maldura.unipd.it> (Zugriff am 22. Juni 2014). Eine weitere, sehr umfangreiche Sammlung von Belegen dieser und anderer NID-Subjektklitika findet sich in Manzini und Savoia, 2005, Kap. 2.

¹³⁹ Vgl. zum AHD z.B. Schrodtt, 2004, S. 73 ff..

¹⁴⁰ Vgl. Kap. 3, Bsp. (3:2) resp. Abb. 3.1.

berichtet, dass in der Substandardsprache ein Wetter-Expletivum soeben im Entstehen begriffen ist, obwohl das Lettische noch als Pro-drop-Sprache zu beurteilen ist.¹⁴¹ Zwischen den einzelnen No-drop-Sprachen hat es in bezug auf das Expletivsubjekt also eine Art Phasenverschiebung gegeben, die bei der Interpretation des No-drop-Subjekts wohl zu berücksichtigen ist. Um was genau handelt es sich nun bei diesem No-drop-Subjekt der Moderne: ein redundantes Satzsubjekt, ein verallgemeinertes Diskurssubjekt – oder noch eine andere, dritte Art von »aufgehobenem« Subjekt?

Exkurs: Die These dieser Arbeit aus sprachwissenschaftlicher Sicht

Angesichts der vermeintlichen Redundanz und Bedeutungslosigkeit des modernen Subjekts ist es nicht verwunderlich, dass sich die Sprachwissenschaft mit der Interpretation des No-drop-Subjekts traditionell schwergetan hat.¹⁴² Syntaxtheoretisch ist sein Vorhandensein auf das als universell angesehene »Erweiterte Projektionsprinzip« (EPP) zurückgeführt worden:¹⁴³ ein formales Postulat, das letztlich nichts anderes beinhaltet als die Behauptung, jeder Satz in jeder natürlichen Sprache müsse nun einmal ein Subjekt enthalten. Im Falle der No-drop-Sprachen, so die Hypothese, wird das Subjekt *offen* realisiert, weil in diesen Sprachen – aus welchen Gründen auch immer – ein gewisser »Nullsubjektparameter« negativ gesetzt ist, so dass das »Pronomenvermeidungsprinzip« (*Avoid Pronoun Principle*) nicht zum Zuge kommen könne.¹⁴⁴ Zwar hat die Erforschung der »partiellen« Pro-drop-

¹⁴¹ „Expletive meteorological subjects are gradually expanding in some varieties of Latvian, [...] however, without turning Latvian into a non pro-drop language.“ (Wälchli, 2011, S. 331)

¹⁴² Besonders schwer macht es sich die Generative Grammatik, wenn sie ihren Forschungsgegenstand – die Sprache – per Definition auf »Sätze« beschränkt, so dass das Subjekt nur als Satzsubjekt, nicht als Diskurssubjekt in Erscheinung treten kann: „From now on I will consider a language to be a set [...] of sentences, each finite in length and constructed out of a finite set of elements.“ (Chomsky, 2002 [1957], S. 13)

¹⁴³ Das EPP (*Extended Projection Principle*) wird in seinen unterschiedlichen Theorieversionen auf Noam Chomsky (1993 [1981], 1982, 1995) zurückgeführt; in der jüngeren Literatur wird es auch als Subjektkriterium (*subject criterion*) bezeichnet (vgl. z.B. Rizzi und Shlonsky, 2006), während die Bezeichnung »EPP« gelegentlich als abstrakter Oberbegriff für syntaktische Phänomene ähnlicher Art verwendet wird.

¹⁴⁴ Chomsky, 1993 [1981], S. 276, 282. Wie sinnvoll es ist, erst ein EPP zu definieren, dem dann ein »APP« entgegengesetzt werden muss, soll hier nicht zur Debatte stehen. Einen hilfreichen Einstieg in die Literatur bietet Camacho (2013), der freilich an der entscheidenden Stelle, nämlich am Übergang vom Satz- zum Diskurstopik, ebenso scheitert wie alle generativen Theorien

Sprachen inzwischen ergeben, dass das Subjekt, insbesondere das Expletivsubjekt, in verschiedenen Sprachen sehr unterschiedlichen Bedingungen unterliegt.¹⁴⁵ Die zahlreichen Sonderfälle und Ausnahmen, die beim Sprachvergleich zum Vorschein gekommen sind, haben aber nur selten dazu Anlass gegeben, die vermeintlich universelle Regel des EPP grundsätzlich in Frage zu stellen.¹⁴⁶

Nach intensiven Forschungsbemühungen ist die Generative Grammatik immerhin zur Erkenntnis gekommen, dass das EPP möglicherweise doch nicht nur eine formale Syntaxregel ist, sondern irgendwie mit diskurssemantischen Funktionen, etwa einer »Ereignisverankerung« (*event anchoring*) oder der »Diskurstopikalität« (*discourse topicality*) zu tun haben könnte.¹⁴⁷ Luigi Rizzi (2006) erkennt dem EPP eine Topik-Qualität zu, will das EPP jedoch nicht auf diese reduzieren; Mara Frascarelli (2007) versucht, dem »Subjektkriterium« ein »Topik-Kriterium« zur Seite zu stellen, um die Verteilung von Nullsubjekten sprachvergleichend mit den relevanten Aspekten der Informationsstruktur in Verbindung zu bringen.

Unsere obige, aus dem Sprachwandel abgeleitete These vom Diskurssubjekt scheint in diesen Fortschritten der Syntaxtheorie eine erfreuliche Bestätigung zu finden; allerdings würde dies bedeuten, dass das EPP von ganz anderer Qualität ist als das *Wetter-es*. Das letztere kann wohl kaum eine diskurssemantische Funktion im Sinne der Korreferentialität mit einem Subjektreferenten haben: eine Frage wie *Was regnet?* ergibt keinen Sinn. Damit bleibt die Herkunft des *Wetter-es* aber ungeklärt – und zwar nicht nur in den alten germanischen Sprachen, sondern vor allem auch in den romanischen Sprachen der »Moderne«.¹⁴⁸ Wenn das EPP eine dis-

vor ihm (vgl. a.a.O., S. 159). Eine gewisse Ratlosigkeit gibt auch Svenonius (2002, S. 22) zu erkennen; Fuß (2003) bekennt sich offen zum spekulativen Charakter seiner Ausführungen, und auch Cardinaletti (2004) vermeidet ausdrücklich den Versuch „to understand the nature of the EPP-feature“ (a.a.O., S. 151). Etwas aufschlussreicher im Hinblick auf die diskurspragmatischen (nicht diskurssemantischen) Bedingungen von No-drop sind die Arbeiten von C.-T. James Huang (1984), Yan Huang (1995) und James Cole (2009).

¹⁴⁵ Vgl. z.B. die Beiträge in Biberauer et al., 2010.

¹⁴⁶ Gelegentlich sind natürlich Zweifel aufgekommen: vgl. z.B. Grohmann et al., 2000; Fuß, 2003; Epstein und Seely, 2006. In bezug auf die No-drop-Sprachen ist die Existenz des EPP aber nicht umstritten, nur über seine Funktionsweise gibt es eine Theoriedebatte (vgl. z.B. Manzini und Savoia, 2002; Cardinaletti, 2004; Rizzi und Shlonsky, 2006, 2007; Biberauer et al., 2010).

¹⁴⁷ Vgl. Svenonius, 2003, S. 22, sowie die einzelnen Beiträge in dem von Svenonius herausgegebenen Band.

¹⁴⁸ Modern im Sinne der obigen Typologie.

kurssemantische Funktion hat, die sich auf das Diskurssubjekt des Mittelalters zurückführen lässt: Wieso sollte seine Grammatikalisierung um 1700 in den NIDs zugleich auch zur Entstehung eines *Wetter-es*‘ geführt haben? Die Antwort und These der vorliegenden Studie lautet, dass das »aufgehobene« No-drop-Subjekt der Moderne eine Synthese von beiden Phänomenen ist, durch die sowohl das Diskurssubjekt als auch das unpersönliche Subjekt im dialektischen Sinne transzendiert worden sind. Mit anderen Worten: Mit der Einführung des EPP in der Moderne wurde die semantische Funktion des *Wetter-es*‘ in modifizierter, »aufgehobener« Form auf alle finiten Sätze übertragen.

Worin aber besteht diese semantische Funktion? Um dieser Frage nachzugehen, empfiehlt sich zunächst ein Exkurs in die Kognitive Grammatik, die sich ebenfalls mit dem *es* bzw. seinem englischen Pendant, dem *it*, auseinandergesetzt hat. Im Gegensatz zu manchen Theorien der Formallinguistik geht die Kognitive Grammatik davon aus, dass sprachliche Zeichen stets irgendeine Bedeutung haben müssen; Lexeme, die ausschließlich dazu dienen, einem rein formalen Kriterium wie dem EPP Genüge zu tun, kann es demnach nicht geben. Natürlich muss es sich bei der »Bedeutung« eines Lexems nicht zwangsläufig um eine pragmatisch nutzbare Bedeutung handeln, die dem Sprecher wahlweise zur Verfügung steht, um diese oder jene Aussage zu tätigen; es mag sich im Gegenteil durchaus um eine semantische Wirkung handeln, die durch die Sprachstruktur obligatorisch bedingt und dem Sprecher gar nicht bewusst ist. Was ist nun die Bedeutung oder Wirkung des unpersönlichen Pronomens?

Nach Ronald Langacker (2009), dem Hauptvertreter der Kognitiven Grammatik, hat das *it* tatsächlich eine fassbare, wenn auch abstrakte Bedeutung: es umreißt das »relevante Feld« der Satzaussage, d.h. den Bewusstseinshorizont des Sprechers (*scope of awareness*) bzw. derjenigen Person, die als Urheber der Satzaussage gilt. Behauptet z.B. ein Sprecher, es regne, so bezieht sich das Wort *es* nach Langacker nicht auf »ein Regnendes« – nicht auf ein »aktives« Subjekt –, sondern auf die Subjektivität des Sprechers, der der Wahrnehmung des Reg(n)ens unterworfen ist. Die Expletivkonstruktion *Es regnet* müsste demnach quasi als Kurzform für (5:15) gelesen werden:¹⁴⁹

¹⁴⁹ Aufgrund einer parallelen Überlegung bezeichnen Mühlhäusler and Harré (1990) das Expletivum *there* (s.u.) als »Nullpronomen« (*zero pronoun form*) der ersten Person (a.a.O., S. 94).

(5:15) *Das Expletivsubjekt als Markierung der Sprechersubjektivität*

_____ Es regnet
 ‚[Mir scheint]_i es_i regnet.‘

Für die Interpretation des Expletivums als Ausdruck der »unterworfenen« Subjektivität spricht auch die Tatsache, dass das expletive *iz* bzw. *ez* ‚es‘ bereits im Alt- und Mittelhochdeutschen nicht nur im Zusammenhang mit Zeit und Wetter, d.h. mit äußerlichen Wahrnehmungen, sondern auch mit „Verben der Bezeichnung von körperlichen oder geistigen Zuständen“ – etwa im Sinne von *Es graut mir* – verwendet wurde.¹⁵⁰

In bezug auf das heutige *it* weist Langacker jedoch darauf hin, dass es sich bei der Perspektive, die durch das Expletivum ausgedrückt wird, oft um eine »generalisierte« Perspektive handelt.¹⁵¹ Tritt der Satz *Es regnet* in einem Roman auf, so wird die subjektive Wahrnehmung des Regens zwar der Perspektive zugeschrieben, aus der der Roman geschrieben ist; dies kann z.B. die Perspektive eines allwissenden Erzählers sein. Zugleich aber darf man davon ausgehen, dass die Protagonisten des Romans derselben subjektiven Erfahrung unterworfen sind – und auch der Leser könnte das Regnen sicherlich wahrnehmen, wenn er Teil des Geschehens wäre.

Dies gibt allerdings zu denken. Ist eine »generalisierte« Perspektive überhaupt noch subjektiv; ist sie nicht vielmehr – dem Anspruch nach – objektiv? Wenn ein Sprecher sagt, es regne, dann ist wohl kaum davon auszugehen, dass er seine Feststellung bescheiden als »subjektive« Meinung markieren möchte – und so wird der Satz auch tatsächlich nicht verstanden. *Es regnet* heißt nicht ‚Ich glaube, es regnet‘, sondern ‚Es regnet‘. In diesem Fall aber wäre das sprachliche Zeichen, das Expletivsubjekt, wirklich obsolet.¹⁵²

¹⁵⁰ Schrodtt, 2004, S. 75; zum Mittelhochdeutschen Paul, 2007, S. 318.

¹⁵¹ „...profiles the relevant field, i.e. the conceptualizer’s scope of awareness. The conceptualizer may be identified as the speaker or some other specific individual, but [...] it tends to be a generalized conceptualizer.“ (Langacker, 2009, S. 139)

¹⁵² Auch auf V2 als Deklarativmarkierung kann dieses *es* nicht reduziert werden, denn ein Satz wie *Gestern hat __ geregnet* ist ungrammatisch: das *es* besetzt also tatsächlich die Subjektposition.

Ein zweites Problem in Langackers Theorie ist, dass mit ihr (laut Langacker) nur das Expletivsubjekt *it*, nicht jedoch das expletive *there* zu erklären ist.¹⁵³ Das ist erstaunlich, denn gerade am Wort *there* ‚da‘ wird doch unmittelbar deutlich, dass Langacker mit seiner Analyse grundsätzlich richtig liegt: viel deutlicher als das *it* deutet das *there*, gleichsam wie mit dem Zeigefinger, auf das »Feld« hin, dessen Horizont als Anwendungsbereich der Aussage gilt. In einem Satz wie *There is a draught* ‚Es zieht‘ (wörtlich: ‚Da ist ein Zug‘) wird explizit ein bestimmter Orts- und Zeitpunkt angedeutet, für den die Aussage gültig zu sein beansprucht; auch hier ist diese Gültigkeit der Aussage – dem Anspruch nach – von der subjektiven Perspektive des Betrachters unabhängig.¹⁵⁴

Beide Expletiva scheinen im heutigen Sprachgebrauch jedenfalls ein »Feld« zu umreißen,¹⁵⁵ eine Perspektive, von der aus die jeweilige Aussage getätigt wird. Ist dies nun einfach bloß der lexikalische Wortsinn von *it* und *there*, oder lässt sich die Bedeutung des »Feldes« auch auf das Subjekterfordernis, das moderne EPP, verallgemeinern? Tatsächlich sind einige Ergebnisse der Generativen Grammatik nicht weit von dieser Interpretation entfernt. So geht z.B. Fuß (2003) davon aus, das EPP sei wohl doch nicht universell in allen Sprachen, sondern nur in den No-drop-Sprachen gegeben; semantisch sei es (im Englischen) etwa im Sinne einer zeitlichen Einordnung der Aussage (*temporal setting of the utterance*) zu verstehen. Als Eigenschaft der strukturellen Position, in der das finite Verb steht (d.h. bei Fuß: als Eigenschaft der Tempusphrase), rufe das EPP-Merkmal gleichsam nach einem Anker, der die Zeitform des finiten Verbs im Universum des Diskurses verorte; diesen Anker finde es im Subjekt, das deswegen offen realisiert werden müsse.¹⁵⁶ Als Beleg

¹⁵³ Langacker, 2009, S. 147.

¹⁵⁴ Insofern ist Mühlhäusler und Harré (1990) zu widersprechen, die im *there* ein Nullpronomen der ersten Person, ja sogar die »unmarkierte« Form der ersten Person (*the unmarked first person*), erblicken (a.a.O., S. 94). In einer Fußnote stellen sie bereits selber fest: „Ironically, this is [...] the strongest empirical statement form for a given content“ (ebd., Fn. 4). Wir werden auf diese wichtige Feststellung im nächsten Kapitel zurückkommen.

¹⁵⁵ Langackers Begriff des Feldes, wie er hier aufgegriffen wird, sollte nicht mit dem Feldbegriff der Soziologie verwechselt werden; vgl. Kap. 6, Anm. 42.

¹⁵⁶ Natürlich spricht Fuß nicht von »Anker« und »Universum«, sondern formuliert seine Ausführungen im Duktus der Formallinguistik. Vereinfachend gesagt: In den No-drop-Sprachen (hier Englisch) gebe es eine funktionale Phrase der Satzstruktur (nach Fuß die »Tempusphrase« TP), die mit einem EPP-Merkmal, d.h. hier mit einer »Tempus-Variablen« (*a tense variable in*

für diese Interpretation des Subjekts führt Fuß u.a. die Beobachtung an, dass das Subjekt schon im Altenglischen, d.h. nach der hiesigen Terminologie schon in der »mittelalterlichen« Pro-drop-Phase, in bestimmten Sätzen auch außerhalb der satz-initialen Topik-Position obligatorisch war – und zwar genau dann, wenn diese ein »*scene-setting adverb*« enthielt. Das heißt: War das »Feld« topikalisiert, so konnte die finite Deklinationsendung des Verbs, abweichend von der sonstigen Regel, kein Nullsubjekt lizensieren. Zu unserer obigen Analyse der mittelalterlichen Grammatik ist in bezug auf das Englische also hinzuzufügen, dass es dem Sprecher schon in dieser frühen Phase nicht ganz freigestellt war, ob er das Diskurssubjekt verwenden wollte oder nicht: er musste es genau dann verwenden, wenn ein subjektives »Feld« ausgedrückt werden sollte. Offenbar wurden das »Feld«- und das Diskurssubjekt im Englischen schon viel früher miteinander synthetisiert als in anderen Sprachen.

Im Lichte einer vergleichenden Analyse englischer und italienischer Sätze formuliert schließlich Cardinaletti (2004) die Vermutung, das EPP besitze in der Satzstruktur sogar eine eigene Phrase: nicht die Tempusphrase, sondern eine eigens zu diesem Zweck bestehende »EPP-Phrase« (EPPP) müsse in den No-drop-Sprachen offen besetzt werden – sei es von einem nominalen Subjekt, einem Expletivsubjekt oder einem »Lokativ-Argument«, das eine räumliche Orientierung des Satzinhalts zum Sprecher hin (aus dessen Perspektive) anzeige.¹⁵⁷

So lässt sich zusammenfassend sagen, dass das EPP in verschiedenen Sprachen jeweils bestimmte Aspekte der raumzeitlichen Perspektive zu spezifizieren scheint, aus der die betreffende Satzaussage getroffen wird; durch das Subjekt wird diese Perspektive selbst mitgeteilt – sei es die des Sprechers oder eine »generalisierte« Perspektive. Wenn diese Funktion des offenen Subjekts nun in der Renaissance auf alle Sätze verallgemeinert wurde, dann musste dies inhaltlich gleichsam zur Folge haben, dass in jedem Text, in jeder Rede, in jedem Dialog nach einer solchen, intersubjektiv teilbaren, »universellen« und gemeinsamen Perspektive gesucht wurde. Infolge der Grammatikalisierung des Diskurssubjekts war dies keine pragmatische

T) versehen sei und deswegen – damit die »Variable« nicht undefiniert bleibt – von einem geeigneten D-Element (Pronomen, Nominal- bzw. Determiniererphrase) besetzt werden müsse.

¹⁵⁷ Im wesentlichen aufbauend auf Tortora, 1997. Auch im Deutschen kann in vielen Fällen statt dem expletiven *es* ein ebenso expletives *da* zum Einsatz kommen – ein Umstand, der in einschlägigen syntaxtheoretischen Untersuchungen leider kaum Beachtung findet; wir werden diesen Aspekt im folgenden Kapitel vertiefen.

Option der Grammatik mehr, sondern die unvermeidliche, »zwingende« Wirkung des offenen Subjekts.

Wieder lässt sich nicht leugnen, dass ein solches Moment der fraglichen Epoche genau zu entsprechen scheint: geradezu zwanghaft erscheint doch, bei allem Respekt, die mit göttlichem Zorn und oft unmenschlichen Mitteln betriebene intersubjektive Wahrheitssuche der Renaissance.¹⁵⁸ Was aber hat es zu bedeuten, wenn diese Ära schon nach wenigen Jahrhunderten wieder zuende ging – soweit sie nicht ohnehin schon ihr eigenes Ende in sich barg, da das Diskurssubjekt ja bereits grammatikalisiert, die Subjektpronomen in den NIDs sogar schon (phonetisch) klitisiert wurden? Was hat es zu bedeuten, wenn das Subjektpronomen zumindest in manchen Dialekten, in bestimmten Personen, auf ein invariantes Klitikum *a* oder *i* reduziert wurde, das formal zwar immer noch das EPP-Kriterium erfüllt,¹⁵⁹ inhaltlich aber außer dieser Formalität gar nichts Konkretes mehr zum Ausdruck bringt?

Die These dieser Arbeit ist, dass das EPP der heutigen Sprachen – aus historischen Gründen sehr variantenreich – nurmehr ein Relikt der obligatorischen intersubjektiven Diskursintegration ist. Noch während der Renaissance erfolgte ein kulturhistorischer Quantensprung – eine Kopernikanische Wende,¹⁶⁰ die sich anhand der sprachlichen Evidenz, die in diesem Kapitel angeführt wurde, gut belegen lässt. Noch heute zeugt das EPP, das aus dieser Phase hervorgegangen ist, von dieser großen Transformation. Im nächsten Kapitel werden wir sogar noch weiter gehen und argumentieren: No-drop bezeugt nicht nur den Anbruch der Moderne in der Renaissance, No-drop hat in diesem Prozess selbst eine tragende Rolle gespielt und stellt als sprachliches »Kapital« auch heute noch eine zentrale Stütze der Moderne

¹⁵⁸ Althergebrachte Lehren, etwa die Realpräsenz Christi in der Eucharistie, wurden mit einem neuartigen Wahrheitsanspruch in Frage gestellt: das Kriterium der intersubjektiven Nachvollziehbarkeit trat mit dem Wortlaut des Dogmas in Konkurrenz und sorgte sowohl unter den Reformern als auch unter den Papsttreuen (Konzil von Trient) für Diskussionsbedarf. In der bildenden Kunst machte sich der neue Wahrheitsanspruch bemerkbar, indem besonders naturgetreue Darstellungen angestrebt wurden; dem St. Galler Reformator Vadian wird nachgesagt, dass er auf naturgetreue Portraits den größten Wert legte, obschon dies ästhetisch nicht immer zu seinem Vorteil gereichte (Kurth, 2012).

¹⁵⁹ So die Analyse Manzinis und Savoias (2001, 2005); es gibt allerdings auch andere Versuche, die Existenz der Subjektklitika formallinguistisch begründen (vgl. z.B. Gorja, 2004).

¹⁶⁰ Vgl. o. Anm. III sowie Kap. 6, Anm. 117.

dar. Genau deswegen konnte und musste das EPP in den betreffenden Sprachen bis heute beibehalten werden – und sei es auch nur in Form eines plumpen *a* oder *i*.

Wie das? Warum kam es im Verlauf der Renaissance nur zur »Aufhebung«, nicht zur Abschaffung des No-drop-Subjekts? Welche kulturellen Implikationen hatte diese »Aufhebung«, und welche Wirkung hat das No-drop-Subjekt heute?¹⁶¹ Unter Sprachwissenschaftlern wird gelegentlich die Ansicht vertreten, man dürfe nicht den Anspruch haben, die Ursachen des Sprachwandels kennen zu wollen; Ziel und Aufgabe der Sprachwissenschaft könne es nur sein, die Bedingungen herauszuarbeiten, unter denen ein bestimmter Wandel möglich ist.¹⁶² Genau dies haben wir im vorliegenden Kapitel getan, indem wir das »Diskurssubjekt« beschrieben und seinen Werdegang bis zur Synthese mit dem unpersönlichen Expletivum, bis zur Grammatikalisierung als »No-drop-Subjekt«, nachgezeichnet haben. Allerdings haben wir damit noch viel mehr herausgearbeitet als nur die Bedingungen des Sprachwandels: geht man davon aus, dass Sprache und Mentalität untrennbar ineinander »verschränkt« sind,¹⁶³ so haben wir mit den Bedingungen des Sprachwandels zugleich auch die Bedingungen jener großen kulturellen Transformation aufgezeigt, die in der Renaissance ihren Anfang nahm und später im Nationalismus, auch in der Nationalökonomie, und im Erfolg der »westlichen« Nationen zur Blüte kommen sollte.

Resümee

Im ersten Teil dieser Arbeit wurde deutlich, dass »No-drop« einen eigenen, vom Individualismus und von sozioökonomischen Pfadabhängigkeiten unabhängigen, positiven Einfluss im Sinne des Sozialkapitals zu haben scheint. Da stellte sich natürlich die Frage, wie dieser positive Einfluss wohl beschaffen sein mag. Kann es sein, dass ein Sprachstrukturmerkmal – und obendrein ein redundantes, in man-

¹⁶¹ Wir haben die Antwort mit Langacker bereits angedeutet (vgl. o. Anm. 151): in der Moderne gilt die Perspektive des Subjekts als »generalisiert« und wird daher als objektiv aufgefasst. Sie gibt nicht mehr das Verständnis wieder, das der Sprecher von einer Sache hat, sondern steht für die Perspektive des Verstandes, dessen Urteil als universell und objektiv angesehen wird.

¹⁶² So z.B. Weerman, 1989, S. 6; analog auch Dausen, 2004, S. 58, passim. Konkret denkt Dausen übrigens an die „Redundanz“ der indogermanischen Sprachen in bezug auf Subjektpronomen und Personenmarkierung.

¹⁶³ Vgl. die einleitenden Ausführungen des 4. Kapitels.

chen Dialekten schon wieder zurückgebautes Merkmal – eine solche Wirkung hat? Wie kann das sein?

Um diese Frage zu beantworten, wollten wir in diesem Kapitel zunächst einmal analysieren, wo No-drop überhaupt herrührt und was No-drop eigentlich ist. Wir haben also, nachdem anhand von Norditalien noch einmal die mögliche Relevanz des No-drop-Merkmals herausgestrichen wurde, die historische Entstehung und Entwicklung dieses Sprachstrukturmerkmals nachvollzogen. Dabei ist deutlich geworden, dass No-drop ein sehr komplexes Phänomen ist, dessen Ursprünge sich auf (mindestens) zwei verschiedene sprachlich-inhaltliche Funktionen des Subjekts zurückführen lassen; übrigens zwei Funktionen, die mit dem privilegierten Status eines »dekontextualisierten« Satzsubjekts gar nichts zu tun haben.

Zum einen hat es schon in den ältesten bekannten Stadien der germanischen Sprachen Expletivsubjekte gegeben, die offenbar dazu dienten, den Bewusstseins-horizont oder das relevante »Feld« zu repräsentieren, über das die jeweilige Satz-aussage getroffen wurde. Notkers Beispielsatz *Sôz régenôt...* ‚So es regnet...‘ (Kap. 3, Bsp. (3:2)) beschreibt ein Regnen, das sich an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten (hier hypothetischen) Zeit ereignet; jedermann würde, wenn er zu dieser Zeit am »bewussten« Ort wäre, »subjektiv« dasselbe Regnen wahrnehmen. In diesem Sinne verkörpert das Expletivsubjekt *-z ,es‘* (schon hier nur als Klitikum realisiert) einen »generalisierten« subjektiven Standpunkt; es erlaubt Sprecher und Hörer, geistig den Standpunkt einzunehmen, an dem das jeweils wahrnehmende Subjekt seiner Wahrnehmung »unterworfen« ist.¹⁶⁴

Die zweite Bedeutungsdimension, die dem heutigen No-drop-Subjekt ursprünglich zugrundeliegt, ist seine Eigenschaft als »Diskurssubjekt«. Diese hat sich erst im Mittelalter herausgebildet; unter dem »Mittelalter« ist hierbei kein chronologisch zu datierendes Zeitalter, sondern eine idealtypische Phase der Sprachentwicklung zu verstehen. In den germanischen Sprachen begann diese Phase schon im ersten Jahrtausend christlicher Zeitrechnung, in den romanischen Sprachen erst mit Anbruch des dreizehnten Jahrhunderts.

Die sprachliche Innovation dieses Mittelalters bestand darin, dass das offene Subjekt – nominal oder pronominal – im Nebensatz und in der Topik-Position des

¹⁶⁴ Das heißt im alten germanischen Sinne: sich zu ver|stehen (engl. *under|stand*). Zur Etymologie vgl. Kap. 1, Anm. 48.

V2-Satzes obligatorisch wurde. Dadurch stand das offene Subjekt in diesen Fällen nicht mehr als pragmatisches Mittel der Hervorhebung zur Verfügung; statt dessen band es die betreffenden Sätze wie ein Anker an den umliegenden Diskurs – es war vom Satzsubjekt zum »Diskurssubjekt« geworden.

Das Ende des Mittelalters kann sprachübergreifend etwa auf das fünfzehnte Jahrhundert datiert werden. Es folgte die »Renaissance«, in der die V2-Ordnung des Hauptsatzes wieder aufgegeben wurde. Das offene Subjekt wurde jetzt in allen Sätzen obligatorisch; seine Ankerfunktion blieb dabei zwar erhalten, sie war jetzt aber trivialisiert, weil sie (ebenso wie die V2-Ordnung im Deutschen) wiederum keine pragmatische Wahlmöglichkeit mehr darstellte, sondern obligatorisch wurde. Folgerichtig kam es z.B. in den Dialekten Norditaliens (NIDs), die der bald einsetzenden Sprachstandardisierung entgingen, bald zur Klitisierung der Subjektpronomen; die modernen NIDs gelten längst wieder als Pro-drop-Sprachen.

Dennoch gehen manche Sprachwissenschaftler davon aus, dass auch in den NIDs ein »Subjektkriterium« (EPP) wirksam ist, das ein offenes No-drop-Subjekt verlangt; die noch verbliebenen Subjektklitika wären dann gar nichts anderes als die sprachliche Manifestation dieses erfüllten Kriteriums.¹⁶⁵ Über die wahre Natur des Subjektkriteriums ist man sich aber dennoch unschlüssig geblieben.¹⁶⁶

Nach wie vor rätselhaft erscheint schließlich auch die Tatsache, dass No-drop-Sprachen mit nennenswerter Sprecherzahl ausschließlich im SAE-Kerngebiet, dem sogenannten Charlemagne-Sprachbund, auftreten. Insbesondere die Expletiv- oder Dummy-Subjekte, die für No-drop charakteristisch sind, sind eine so spezifisch nordwesteuropäische Erscheinung, dass man im Weltatlas der Sprachstrukturen (WALS) und sogar in Martin Haspelmaths (2001) SAE-Beschrieb vergeblich nach ihnen sucht; nur ein verwandtes Phänomen, der verbinitiale Satzbau bei Ja-Nein-Fragen,¹⁶⁷ findet in beiden Katalogen Erwähnung. Von den 955 Sprachen des entsprechenden WALS-Samples kennen ganze dreizehn einen speziellen Satzbau für Fragesätze,¹⁶⁸ und neun dieser dreizehn stammen aus Europa – darunter Spanisch

¹⁶⁵ Vgl. o. Anm. 159.

¹⁶⁶ Vgl. Cardinaletti (2004), zit. o. Anm. 144.

¹⁶⁷ Die Verwandtschaft besteht darin, dass die Voranstellung des Verbs sozusagen ein Zwischenschritt auf dem Weg zur V2-Struktur ist; es handelt sich praktisch um V2-Sätze, deren Vorfeld unbesetzt bleibt, so dass sie als Interrogativsatz interpretiert werden.

¹⁶⁸ WALS (I16A = 4) ‚Interrogative word order‘ (Dryer, 2013c).

als einzige Pro-drop-Sprache; weitere germanische Sprachen wie Isländisch und Letzeburgisch könnten noch hinzugefügt werden.¹⁶⁹ Irgendwie scheinen die Sprachen des nordwesteuropäischen Kulturraums wirklich »anders« zu sein. Warum?

¹⁶⁹ Die vier Fälle außerhalb Europas sind Palauisch und Manggari (Ozeanien) sowie Warekena und Hup (Amazonas). Haspelmath (2001, S. 1501) nennt zu diesem Merkmal keine Zahlen.

Das Andere Subjekt

Sozialkapital im Dialekt?

Im vorigen Kapitel wurden zwei Behauptungen aufgestellt, die nun theoretisch und empirisch zu fundieren sind.

Die eine Behauptung betrifft das Phänomen No-drop, das fast ausschließlich in den nordwesteuropäischen Sprachen des Charlemagne-Sprachbunds vorkommt. Laut Syntaxtheorie ist No-drop durch einen »Nullsubjektparameter« zu erklären, der in diesen Sprachen offenbar »negativ« gesetzt ist; die Frage ist nun, ob es sich bei diesem Parameter bloß um ein formales Sprachstrukturmerkmal handelt, oder ob er inhaltlich eine Bedeutung hat, die über die Grammatik hinausweist.

Seine ursprüngliche Bedeutung kann das Subjekt als No-drop-Subjekt nicht mehr haben: seine »offene« Verwendung bietet dem Sprecher keine pragmatische Differenzierungsmöglichkeit mehr. Die satzübergreifende Korreferentialität des mittelalterlichen »Diskurssubjekts« ist durch die obligatorische Präsenz des Subjekts in allen finiten Sätzen gleichsam »aufgehoben« worden; dadurch ist auch die subjektive Perspektive, die das Expletivum *iz* ‚es‘ im AHD zum Ausdruck brachte, in den modernen No-drop-Sprachen »generalisiert«, d.h. gleichsam als »objektive« Perspektive reanalysiert worden. Aufgehoben heißt freilich nicht, dass das Subjekt etwa abgeschafft worden wäre: im Grunde sind die genannten Bedeutungen noch vorhanden, nur wurden sie zwischen 1400 und 1700 so miteinander kurzgeschlossen und gekreuzt, dass ihr jeweiliger ursprünglicher Sinn außer Kraft gesetzt und durch einen neuen, »höheren« Sinn überlagert wurde. Diesen neuen Sinn gilt es nun zu erläutern: das ist das Ziel des ersten Hauptabschnitts dieses Kapitels.

Die zweite Behauptung, die zu fundieren ist, betrifft die Auswirkungen, die die No-drop-Grammatik möglicherweise hervorruft. Im Ländervergleich hat sich gezeigt, dass No-drop einen »guten« Einfluss im Sinne des Sozialkapitals zu haben scheint. Lässt sich dieser Einfluss auch innerhalb eines Landes nachweisen? Ein Land, an dem sich dies überprüfen lässt, ist Italien. Wie wir bereits sahen, werden in Norditalien Dialekte gesprochen, die zumindest in einigen Personen klitische Subjektpronomen aufweisen und insofern ähnlichen Kriterien unterliegen wie die nordwesteuropäischen No-drop-Sprachen. Wenn No-drop einen Effekt hat, dann sollte dieser auch beim Vergleich zwischen den italienischen Regionen hervortreten. Analog zur Hypothese (4:1b) des vierten Kapitels können wir formulieren:

(6:1) *Hypothese*

No-drop hat gesellschaftlich positive Auswirkungen im Sinne des kulturellen Sozialkapitals.

Dem Fallbeispiel Italien wenden wir uns im zweiten Abschnitt dieses Kapitels zu. Abschließend wollen wir zudem noch ein weiteres Land betrachten, das für seine Dialektvariation bekannt ist, nämlich die Schweiz. In den schweizerdeutschen Mundarten ist eine ganze Reihe von Subjektauslassungsmöglichkeiten bekannt; so wurde dem Zürcher Dialekt bereits „Pro-drop in statu nascendi“ attestiert.¹ Allerdings sind die Nullsubjekte der einzelnen schweizerdeutschen Dialekte von sehr unterschiedlicher Qualität, und es wird sich die Frage stellen, wie ihr Vorhandensein im Hinblick auf das Sozialkapital zu werten ist.

Die Wirkung von No-drop: Sprachliche Relativität?

Wir kommen also zur Wirkungsweise von No-drop und damit zum Kernproblem dieser Studie, nämlich zur großen Frage der »sprachlichen Relativität«. Kann das grammatikalische Subjekterfordernis als solches, obwohl es keine semantische Bedeutung hat, einen Einfluss darauf haben, „wie die Welt [...] interpretiert wird“?² Wie wir sehen werden, hat ein Kind, das eine No-drop-Sprache lernt, tatsächlich

¹ Gallmann, 2008, S. 130.

² Vgl. die Definition der sprachlichen Relativität in Kap. 1, Anm. 14.

allen Grund dazu, dem EPP Bedeutung beizumessen; durch die Doppeldeutigkeit gewisser Sprachspiele »erhält« (im doppelten Wortsinn) das No-drop-Subjekt also doch eine Bedeutung – allerdings eine abstrakte Bedeutung, die sich nicht aus der semiotischen, sondern aus der sozialen Funktion der Sprache ergibt und deswegen nicht das Interpretieren der Welt, sondern das Interpretieren der eigenen Rolle in der Welt beeinflussen wird.

Welche sprachliche Relativität?

In der klassischen, vielfach zitierten Formulierung von Benjamin Lee Whorf lautet die Frage oder »Hypothese« der sprachlichen Relativität wie folgt:

„Are there traceable affinities between (a) cultural and behavioral norms and (b) large-scale linguistic patterns?“ (Whorf, 2012 [1956], S. 179)³

Whorf selbst, dessen Publikationen eine jahrzehntelange, bis heute anhaltende Kontroverse auslösen sollten,⁴ distanzierte sich zwar umgehend davon, so etwas wie eine »Korrelation« zwischen Kultur und Sprache behaupten zu wollen.⁵ Dennoch war er davon überzeugt, dass verschiedene Sprachen systematisch unterschiedliche Vorstellungen von der Welt vermitteln, und dass die Sprache deswegen einen großen Einfluss auf unreflektierte Denk- und Verhaltensweisen habe.

Zur Begründung wurde von Whorf wie von vielen anderen angeführt, dass verschiedene Sprachen unterschiedliche Aspekte der Erfahrungswelt hervorheben und diese auch unterschiedlich klassifizieren. Bereits Franz Boas (1911)⁶ hatte ähnlich argumentiert und außerdem darauf hingewiesen, dass in einem vollständigen Satz je nach Sprache unterschiedliche Kategorien ausgedrückt werden müssen, was

³ Der Text, dem das Zitat entnommen ist, trägt den Titel *The relation of habitual thought and behavior to language* und erschien bereits 1941 in einem früheren Sammelband. Er steht im Internet unter folgender Adresse zur Verfügung: <http://web.stanford.edu/dept/SUL/library/extra4/sloan/mousesite/Secondary/Whorfframe2.html> (Zugriff am 23. Juni 2014).

⁴ Inzwischen wird diese Debatte auch außerhalb der akademischen Fachliteratur ausgetragen, so z.B. auf der Internetseite des *Economist* im Dezember 2010. Die Beiträge stehen online zur Verfügung: <http://www.economist.com/debate/overview/190> (Zugriff am 26. Juni 2014).

⁵ Die Fortsetzung des Zitats lautet: „I should be the last to pretend that there is anything so definite as ‘a correlation’ between culture and language, and especially between ethnological rubrics such as ‘agricultural hunting,’ etc., and linguistic ones like ‘inflected,’ ‘synthetic,’ or ‘isolating.’“

⁶ Vgl. Werlen, 2002, S. 182, 212 ff..

möglicherweise einen prägenden Einfluss auf das Denken habe: in einem Satz wie *The man is sick* müssten z.B. im Englischen die Kategorien Numerus, Definitheit (des Subjekts) und Tempus obligatorisch zum Ausdruck kommen, während die Übertragung dieses Satzes in die Indianersprache Kwakiutl aufgrund der abweichenden Grammatik die Spezifikation von Lage, Entfernung und Sichtbarkeit (des Subjektreferenten) erforderlich mache.⁷ Die mutmaßliche Konsequenz liegt auf der Hand: Ein Sprecher der einen Sprache wird die einen Kategorien, ein Sprecher der anderen Sprache die anderen Kategorien für bedeutsam halten – und zwar nicht nur im Hinblick auf eine korrekte Sprechweise,⁸ sondern auch im außersprachlichen Sinnzusammenhang. Diejenigen Aspekte aber, die in einer gegebenen Sprache nicht zum Ausdruck kommen, werden von einem Sprecher dieser Sprache weniger beachtet; so wird insgesamt das Denken und Handeln durch die Sprache in eine bestimmte Richtung gelenkt.⁹

Experimentell konnte inzwischen bestätigt werden,¹⁰ dass Englischsprecher sich besser als Japanischsprecher an Personen erinnern können, die an einem unvorhergesehenen Ereignis beteiligt waren. Zumindest in dem Maße, wie diese Fähigkeit durch sprachliche Interventionen manipuliert werden kann, liegt ihr offenbar ein Effekt der sprachlichen Relativität zugrunde, der auf der »Dekontextualisierung« der Person im Englischen beruht, d.h. auf der prominenten grammatikalischen Kodierung der Kategorien Entität und Aktivität, die wir im ersten Teil dieser Arbeit untersucht haben. Wir können hier also nachträglich anmerken, dass dem ersten Teil dieser Arbeit eine traditionelle Auffassung der sprachlichen Relativität zugrundelag.

Die kommenden Ausführungen über die Wirkungsweise von No-drop werden diese Auffassung der sprachlichen Relativität nicht in Frage stellen; auch inhaltlich

⁷ Resultieren würde sinngemäß so etwas wie: *That invisible man lies sick on his back on the floor of the absent house.* (Boas, 1911, S. 43, zit. nach Werlen, 2002, S. 182)

⁸ Dies wäre eine sehr vorsichtige Interpretation der sprachlichen Relativität, wie sie z.B. Slobin (1996) unter dem Stichwort »Thinking for Speaking« in die Debatte einbrachte.

⁹ Natürlich ergibt sich eine solche Prägung nicht nur durch ganze Sätze, sondern allgemein aus dem Vorhandensein von grammatikalischen Kategorien. Sprachvergleichend und experimentell konnte z.B. auch belegt werden, dass unbelebten Gegenständen eher maskuline bzw. eher feminine Eigenschaften zugeschrieben werden, wenn sie in der Sprache des jeweiligen Probanden einen männlichen bzw. weiblichen Artikel tragen (Boroditsky et al., 2003).

¹⁰ Fausey et al., 2010.

bleiben die Ergebnisse des ersten Teils dieser Studie vom zweiten Teil unberührt. Aber was für Relativitätseffekte sind nun zu erwarten, wenn es sich bei der obligatorisch auszudrückenden Kategorie um eine »aufgehobene«, nurmehr grammatisch definierte Kategorie ohne semantischen Inhalt handelt? Das »EPP« oder No-drop-Subjekt, um das es hier geht – redundant, obsolet, expletiv –, hat keinen Inhalt, der im obigen Sinne besondere Beachtung erfahren, in den Vordergrund treten und die Richtung des Denkens bestimmen könnte. Weder schränkt No-drop die Möglichkeiten des Sagbaren ein, noch fügt es dem Gesagten etwas hinzu, und zwar weder »lokutiv« (d.h. eine semantische Kategorie wie Sichtbarkeit, Lage, Entfernung) noch »illokutiv« (z.B. ein vorwurfsvoller oder entschuldigender Tenor, wenn etwa die Kategorie der Schuldhaftigkeit grammatisch markiert würde)¹¹. Wenn eine solche Bedeutung nicht vorhanden ist, dann folgt daraus unmittelbar, dass im Zusammenhang mit dem Sprachmerkmal »EPP« entweder gar keine, oder aber eine grundlegend andere Art der sprachlichen Relativität zu erwarten ist.

Um den Unterschied zu verdeutlichen, ist es zweckmäßig, die Wirkungsweise der ersten, herkömmlichen Art der sprachlichen Relativität genau zu beschreiben: der entscheidende Schritt, der zur sprachlichen Relativität führt, besteht hier stets darin, dass der Bedeutungsinhalt einer sprachlichen Kategorie unbewusst von der Sprache auf das Besprochene übertragen wird. Dies setzt voraus, dass der sprachliche Bedeutungsinhalt zuvor gelernt und verstanden wurde: einem Englischsprecher ist z.B. intuitiv klar, dass das Wort *is* im obigen Beispielsatz ein »Sein« bedeutet,¹² denn im Rahmen des Spracherwerbs hat er intuitiv die Kategorie der Kopula erfasst und mit dem Verb *to be* verknüpft. Ein Effekt der sprachlichen Relativität könnte daraufhin z.B. eintreten, wenn er durch eine (englische) Formulierung der Form *Der Mann ist krank* dazu verleitet wird, die Krankheit als Eigenschaft eines

¹¹ Eine morphosyntaktische Kodierung von Schuld und Anerkennung glaubt z.B. Duranti (1994) im Samoanischen gefunden zu haben. Auch im Deutschen sind solche Kategorien durchaus präsent, z.B. in Form von Modalpartikeln; deren Einsatz ist aber aus Sicht der Grammatik nicht obligatorisch, sondern optional (Bsp.: *Der Mann ist halt krank*).

¹² Diese sprachliche Regel wird in der Praxis durch Ausnahmen ergänzt, die hier nicht relevant sind. So kann *the car* nicht nur ein bestimmtes Auto, sondern auch »das Auto« im allgemeinen Sinne einer Erfindung oder Errungenschaft meinen; in diesem Fall steht der bestimmte Artikel nicht für die Definitheit eines bestimmten Autos, sondern signalisiert genau im Gegenteil, dass alle Autos in ihrer Gesamtheit als Abstraktum gemeint sind. Diese abweichende Interpretation ergibt sich aber erst aus dem Kontext, der eine konkrete Interpretation ausschließt.

Kranken aufzufassen und sich dem Kranken gegenüber daraufhin z.B. ablehnend oder distanziert zu verhalten, obwohl man den Sachverhalt des Krankseins ja auch ganz anders auffassen könnte – etwa im Sinne von *Dem Mann geht es nicht gut* oder *Der Mann krankt*.¹³

Unserem Englischsprecher wird, sofern es sich nicht um einen Blinden handelt, auch die Kategorie der Sichtbarkeit nicht fremd sein; bloß findet diese in der englischen Grammatik keine Entsprechung, strukturell gibt es hier also nichts weiter zu lernen. Zu lernen ist aber, dass im Englischen jeder Satz ein offenes Subjekt enthalten muss, und sei es nur in Form eines redundanten Pronomens oder Expletivums. Natürlich wird der Englischsprecher, sofern es sich um einen Muttersprachler handelt, diese Regel nicht in der abstrakten Form zur Kenntnis nehmen, wie wir sie hier formuliert haben: vielmehr wird er den syntaktischen Rhythmus und die Funktionslogik seiner Muttersprache ebenso intuitiv erspüren wie die Kategorie der Kopula. Sobald er die Kategorie des »Subjekts« oder des »vollständigen Satzes« intuitiv erfasst hat, wird er folglich auch das EPP,¹⁴ d.i. das Erfordernis eines offenen Subjekts, intuitiv in seine »interne Sprache« integriert haben.¹⁵ Aber wie ist das überhaupt möglich? Welche Intuition kann eine bedeutungslose, nur formal definierte Kategorie wie das obligatorische Subjekt überhaupt hervorrufen? Welchen Sinn kann es ergeben – wohlgemerkt rein intuitiv –, dass in jedem Satz ein »Subjekt« enthalten ist? Was bedeutet einem Kind, das soeben beginnt, erfolgreich »vollständige« Sätze zu bilden, dieses obligatorische Subjekt?¹⁶

Das Subjekterfordernis (EPP) muss jedenfalls eine abstrakte Bedeutung haben, die nicht so offen zutage liegt wie die Bedeutung einer konkret interpretierbaren Kategorie. In den vorangegangenen Abschnitten war deswegen vorzugsweise nicht von einer Bedeutung, sondern von der »Wirkung« des No-drop-Subjekts die Rede; aus Sicht eines Kindes, das erst einmal nur die Sprache seiner Umgebung hört und versucht, mit Hilfe von situativ gegebenen Zusatzinformationen die in der Sprache enthaltenen Kategorien zu deuten, könnte man statt von einer Bedeutung auch von der »Deutung« des No-drop-Subjekts sprechen.

¹³ Vgl. zur letzteren Option Kap. 3, Merkmal 8 (*Kein »verbales« Adjektiv*).

¹⁴ Das Erweiterte Projektionsprinzip; vgl. Kap. 5, Anm. 143 u. begl. Text.

¹⁵ Zur Sprachkompetenz vgl. Kap. 5, Anm. 74.

¹⁶ Oder Expletivum an Subjektposition, z.B. *there* in *There is a draught*.

Wie mag ein Kind das EPP also deuten? Woher rührt diese Deutung, was mag sie bewirken – und besteht in ihrer Wirkung wirklich eine zweite, andere Art der sprachlichen Relativität?

Vom Autor zur Autorität

Wertvolle Anregungen zur Beantwortung dieser Fragen finden sich im Werk *Pro-nouns and People*, das im Einleitungskapitel kurz zitiert wurde.¹⁷ Schon in der Einleitung des Buches tun die Autoren Peter Mühlhäusler und Rom Harré ihre Überzeugung kund, Grammatik sei »Ausdruck von Normen«;¹⁸ später behaupten sie,¹⁹ je nach Kultur habe der Mensch jeweils einen anderen Begriff von sich selbst, ein kulturell anders geprägtes »Selbstempfinden« (*sense of self*). Parallel dazu finde man in den Sprachen der jeweiligen Kulturen »entsprechende« Verschiedenheiten vor:²⁰ konkret sei es die »Dimension der Indexikalität der ersten Person« (s.u.), die in unterschiedlich zum Ausdruck gebracht werde. Die These gipfelt schließlich in der Behauptung, beim »transzendentalen Ego« der abendländischen Kultur handle es sich um einen »Schatten der Grammatik«.²¹

In diesem Plädoyer für die sprachliche Relativität sind viele Elemente enthalten, die den Kern der Sache treffen – und doch kommen Mühlhäusler und Harré (im folgenden M&H) an der entscheidenden Stelle von der Fährte ab, die sie so sicher aufgespürt haben. So stellen sie zwar fest, dass sich ihre Argumentation nicht ohne weiteres z.B. auf das Spanische übertragen lässt;²² der Grund ist natürlich, dass es sich beim Spanischen um eine Nullsubjektsprache handelt. Auf strukturelle Unterschiede dieser Art zwischen verschiedenen Sprachen gehen die beiden aber nicht ein;²³ statt dessen konzentrieren sie sich, ganz einer »herkömmlichen« Auffassung

¹⁷ Vgl. Kap. 1, Anm. 18, 19 u. begl. Text. Auch Kashima und Kashima (1998) nehmen auf diese Quelle Bezug.

¹⁸ „Grammar [...] is an expression of norms“ (Mühlhäusler und Harré, 1990, S. 7); die beiden Autoren beziehen sich in diesem Punkt auf Ludwig Wittgenstein.

¹⁹ Unter Bezugnahme auf Whorf und die sprachliche Relativität.

²⁰ „...there are distinctive senses of self identifiable in diverse cultures with languages that differ in just the dimension of indexicality of the first person“ (a.a.O., S. 18)

²¹ „...that the transcendental ego is a shadow cast on the world by grammar“ (a.a.O., S. 92 f.)

²² A.a.O., S. 92 f..

²³ An späterer Stelle betonen sie, wie wichtig es wäre, statt des Englischen eine romanische Sprache zu betrachten, weil die »redundanten« Personalpronomen dort zur Hervorhebung verwendet würden (a.a.O., S. 125). Leider bezieht sich diese Diskussion nur auf den pathologischen

der sprachlichen Relativität verpflichtet, auf verschiedenartige Klassifikationen der Personalpronomen in verschiedenen Sprachen.²⁴

Der zentrale Gedanke, der sich nicht auf das Spanische übertragen lässt, ist der folgende. M&H erklären, Personalpronomen der ersten und zweiten Person hätten nicht »anaphorische«,²⁵ sondern »indexikalische« Funktion – und zwar sogar zwei verschiedene indexikalische Funktionen. Die jeweils bezeichnete Personen werde mit eines Pronomens nämlich nicht nur physisch in Raum und Zeit, sondern zugleich auch in der »moralischen Ordnung des Sprechens« verortet.²⁶ Gemeint ist damit, dass z.B. in einem Satz wie *Maria – du packst jetzt deine Sachen* mit dem Wort *du* nicht bloß die Person bezeichnet wird, an die sich der Satz richtet; dazu hätte man einfach den Imperativ wählen können (*Maria, pack jetzt deine Sachen*). Vielmehr macht das Pronomen laut M&H deutlich, dass die angesprochene Person für den Inhalt der Satzaussage, hier das Packen, verantwortlich gemacht wird: es verortet die angesprochene Person im Raum der moralischen Verantwortung.²⁷

Eine ähnliche „doppelte Indexikalität“ attestieren M&H auch den Pronomen der ersten Person, und zwar im Hinblick auf die Verantwortlichkeit des Sprechers für den Inhalt eines von ihm geäußerten Deklarativsatzes.²⁸ M&H behaupten, das Pronomen *I* ‚ich‘ im Satz *I can feel a draught* ‚Ich spüre einen Luftzug‘ zeige an, wer für die Satzaussage verantwortlich ist; durch einen Zusatz wie *I think...* könne

Sprachgebrauch von schizophrenen Sprechern, ohne dass daraus weitere Fragen oder Schlussfolgerungen abgeleitet werden.

²⁴ Zum Beispiel die Unterscheidung zwischen »unmarkierten« und »höflichen« Formen der zweiten Person (z.B. frz. *tu* ‚du‘, *vous* ‚sie‘). In unserer Argumentation spielt diese lexikalische Differenzierung, die sowohl von Kashima und Kashima (1998) als auch (diesen folgend) von Tabellini (2008a) aufgegriffen wurde, keine Rolle.

²⁵ Mühlhäusler und Harré, 1990, S. 93; mit anaphorisch ist hier wohl einfach »pronominal« gemeint, d.h. dass das fragliche Pronomen eine bestimmte Person bezeichnet, die man ohne Veränderung der Aussage ebenso gut mit Namen nennen könnte (vgl. a.a.O., S. 9).

²⁶ A.a.O., S. 91 ff. „We see the pronoun indexing the referent of an utterance with the speaker’s spatio-temporal location and its illocutionary force with the speaker’s location in the relevant moral order of speaking“ (a.a.O., S. 95).

²⁷ In der Terminologie der vorliegenden Arbeit könnte man auch sagen: Durch das Pronomen wird eine Schuldbeziehung aufgebaut, denn das *du* deutet an, dass die angesprochene Maria (wahrscheinlich ein Kind) es dem Sprecher »schuldig« ist, unverzüglich ihre Sachen zu packen. Auf die Wesensverwandtschaft von ökonomischer und moralischer »Schuld« hat inzwischen Tomáš Sedláček (2012) hingewiesen.

²⁸ Während im Beispiel zuvor die zweite Person durch einen Imperativ »schuldig« wurde.

zudem abgestuft werden, wie »verbindlich«²⁹ die Aussage gemeint sei. Übrigens bestehe im Englischen auch die Möglichkeit, das Pronomen ganz wegzulassen, nämlich indem eine Konstruktion mit dem Expletivum *there* gewählt wird: *There is a draught* ‚Es zieht‘. M&H bezeichnen dies als »unmarkierte Nullpronomenform der ersten Person«³⁰ und meinen, die Verbindlichkeit der Aussage sei in diesem Fall am geringsten, da der Sprecher im Satz nicht ausdrücklich Erwähnung findet.

In einer Fußnote stellen die beiden Autoren dann freilich fest, „ironischerweise“ handle es sich gerade bei der »Nullpronomenform« (d.h. Expletivkonstruktion) um die »stärkste« Form einer Feststellung.³¹ Das ist richtig und kann im Deutschen noch deutlicher beobachtet werden, weil hier zwei Expletiva mit leicht unterschiedlicher Bedeutung zur Verfügung stehen: Ein Satz wie *Gestern waren Gespenster am Fenster* kann im Hinblick auf Verbindlichkeit und Perspektive als »unmarkiert« gelten – sobald es aber darum geht, seinen Wahrheitsgehalt hervorzuheben oder in Frage zu stellen, kommen Expletiva zum Einsatz. Auf die Widerrede *Gespenster gibt es nicht* wird folgen: { *Es / Da* } *waren aber wirklich Gespenster am Fenster!* – Gegenrede: { *Es / Da* } *können gar keine Gespenster am Fenster gewesen sein*, und so fort. Die unterschiedliche Interpretation der Optionen { *es / da* } in den letzten Sätzen macht deutlich, dass das Expletivum als Wort durchaus eine Bedeutung hat, die inhaltlich sogar variieren kann: während *da* deutlich auf das subjektive »Feld« desjenigen bezugnimmt, der die Situation erlebt hat,³² bringt *es* eine distanziertere, verallgemeinernde Haltung zum Ausdruck – etwa die Haltung, die wir im vorigen Kapitel als »generalisierte« (Langacker), dem Anspruch nach »objektive« Perspektive kennengelernt haben.³³

²⁹ Verbindlichkeit hier im moralischen Sinne; die Nähe zur ökonomischen Verbindlichkeit ist augenfällig (vgl. analog Anm. 27).

³⁰ „...a zero-pronoun form [...] not explicitly indexed to the speaker, but we shall take it as the unmarked first person.“ (Mühlhäusler und Harré, 1990, S. 94)

³¹ Vgl. das Zitat im Wortlaut in Kap. 5, Anm. 154.

³² In Langackers Terminologie: das Feld des »Konzeptualisierers« (vgl. Kap. 5, Anm. 151).

³³ Vgl. o. Kap. 5, Anm. 151 u. begl. Text. Das Französische lässt in bestimmten Fällen eine ähnliche Differenzierung erkennen: Der Satz *Entre Marie* ‚Maria kommt herein‘ mit unbesetzter Subjektposition gibt die subjektive Perspektive des Erzählers, Theaterpublikums o.ä. wieder, aus der der Eintritt Marias gesehen wird, während die Einfügung des Expletivsubjekts *il* ‚es‘ den Satz zu einer »generalisierten« Feststellung werden lässt, die von der Erlebnisperspektive unabhängig ist.

Durch das *es* erhält der Satz also einen gleichsam objektiven Geltungsanspruch, bzw. dieser Anspruch wird selbst thematisiert und bekräftigt. Ein Kind, das sich täglich darin übt, Wortbedeutungen und andere sprachliche Kategorien intuitiv aus dem Gesprochenen herauszufiltern, wird diesen Zusammenhang bald erspüren. Dabei wird es zusätzlich von Sprachspielen unterstützt, in denen das unpersönliche *es* einerseits ein subjektives »Feld« (oft das der eigenen Situation) repräsentiert, gleichzeitig aber besondere Autorität ausstrahlt:

(6:2) *Deutsch*

Jetzt geht's ins Bett!

Sprechakte dieser Art treten typischerweise in Situationen auf, die für das Kind schon im nächsten Augenblick die entscheidende Lernerfahrung bereithalten: Die unpersönlich formulierte Aussage bewahrheitet sich stehenden Fußes, Widerstand ist zwecklos. Neben solchen Beispielen gibt es natürlich auch zahlreiche Fälle, in denen das *es* keine besonders autoritäre Rolle spielt, sondern ganz unschuldig die von Sprecher und Hörer geteilte Perspektive zum Ausdruck bringt – man denke an Sätze wie: *Wie geht's uns denn heute?* Formal handelt es sich hier um ein anderes *es*, nämlich einen Bestandteil des Verbs *gehen* (in dieser Wortbedeutung); anders als das Vorfeld-*es* kann das *es* in *geht* *(*es*) unabhängig von der Wortstellung niemals weggelassen werden. Gerade daran zeigt sich aber die changierende Semantik des Expletivums, die für dessen illokutiven Effekt letztlich entscheidend sein wird: die Perspektive des Sprechers, die des Hörers und die Fiktion einer Objektivität verschwimmen zu einem diffusen Ganzen, das die Subjektivität jedes Sprechakts leicht vergessen lässt.

In verschiedenen No-drop-Sprachen sind solche Sprachspiele unterschiedlich ausgestaltet; ihre Gemeinsamkeit besteht darin, dass die vom Subjekt ausgedrückte Perspektive auf der Kippe zwischen der vordergründig ausgedrückten Subjektivität und der eigentlich zum Ausdruck gebrachten Objektivität steht – wie ein Kippbild, das im Auge des Betrachters mal das eine, mal das andere Gesicht erkennen lässt. Besonders leicht ist dieser Zweck mit mehrdeutigen Personalpronomen zu erzielen: im Französischen kommt z.B. gerne das vieldeutige *on* zum Einsatz, das auf die lateinische Wurzel *homo* ‚Mann‘ zurückgeht und insofern genau mit dem deutschen *man* übereinstimmt. Bei *man*-Konstruktionen dieser Art handelt es sich um ein

SAE-Sprachbundphänomen,³⁴ auch wenn nicht alle Sprachen in derselben, bezeichnenden Weise von ihnen Gebrauch machen wie das Französische:

(6:3) *Französisch*

On se calme

Man sich beruhigt

„Wir beruhigen uns!“

Nach demselben Prinzip verfahren desweiteren auch solche Sprachspiele, in denen scheinbar nur die Perspektive der sprechenden Autoritätsperson, z.B. einer Lehrperson in der Schule, zur Geltung kommt. Auch hier wird ein »Kipp«-Effekt erzielt, so dass hinter der wörtlich ausgedrückten subjektiven Perspektive unausgesprochen noch eine zweite, gleichsam objektive Perspektive zur Geltung kommt:

(6:4) *Englisch (Salecl, 1994)*

I can hear someone whispering

Ich kann hören jemanden flüstern

„Ich höre jemanden flüstern!“

Wie schon im ersten zitierten Beispiel von M&H (*Maria – du packst jetzt...*) tritt hier ein Deklarativsatz an die Stelle eines Imperativs; statt dessen wäre auch die Frageform möglich (*Could you please be quiet?*).³⁵ Wieder bietet das Deutsche viel Anschauungsmaterial, weil ein schier unerschöpfliches Repertoire an Adverbien und Modalpartikeln zur Verfügung steht, um die illokutive Satzaussage zusätzlich zu unterstreichen: *Bist du (jetzt) (wohl) (mal) (bitte) (endlich) still?* Dank der unterschiedlichen Satzgliedreihenfolge in Haupt- und Nebensatz erlaubt das Deutsche schließlich sogar, die Frageform (als direkte Ansprache eines »Verantwortlichen«) mit der Suggestion der Objektivität zu kombinieren, nämlich indem die rhetorische Frage als Nebensatz formuliert wird. Dies führt zu einer besonders energischen Interpretation: *Ob du (jetzt) (wohl) (mal) (bitte) (endlich) still bist!*

³⁴ Ramat und Sansò, 2007.

³⁵ Salecl, 1994, S. 166.

Alle diese Frage- und Aussagesätze, die eigentlich Aufforderungen beinhalten, suggerieren mit Hilfe des No-drop-Subjekts eine viel größere Autorität, als eine Imperativform zum Ausdruck bringen könnte. Kinder spüren diese Autorität, oder sie bekommen sie zu spüren. Bis sie mit ihr so vertraut geworden sind, dass sie auch selbst durchgängig solche Sätze formulieren, dauert es freilich einige Zeit: bis zu einem Alter von vier Jahren produzieren Kinder noch regelmäßig Sätze ohne Subjekt.³⁶ Allerdings deuten einige Forschungsergebnisse darauf hin, dass sie die No-drop-Regel auch in diesem frühen Stadium des Spracherwerbs schon erfasst haben.³⁷ Dass sie dennoch Sätze ohne Subjekt bilden, mag zum einen daran liegen, dass sie erst noch üben müssen, lange und komplizierte Sätze erfolgreich zu Ende zu bringen;³⁸ es könnte aber auch daran liegen, dass sie sich noch nicht trauen oder schlicht keinen Bedarf sehen, in jeder Äußerung die große Autorität heraufzubeschwören, die das obligatorische Subjekt verkörpert.

Die Geburt des Subjekts

Man kann diese Autorität auch so verstehen, dass der Sprecher mit Hilfe des EPP-Subjekts, das einer objektiven Perspektive Ausdruck verleiht, eine andere, höhere Autorität für das Gesagte in Anspruch nimmt als seine eigene: etwa die Autorität der Vernunft oder des »Großen Anderen«.³⁹ Es handelt sich um jene Autorität, die nach Mead (1968 [1934]) und Lacan (2006 [1966]) der »Alterität«, insbesondere der »symbolischen Ordnung« der Sprache innewohnt; wir müssen uns gar aber nicht auf die Metaphorik der Psychoanalyse einlassen, um den entscheidenden Punkt zu erläutern.⁴⁰ Letztlich geht es einfach um die Intuition, die die besagten Sprachspiele hervorrufen, und die mit der sprachlichen Kategorie »EPP« in Verbindung gebracht wird – die Intuition, »da sei« und »es gebe« neben dem menschlichen, subjektiven Autor des Satzes noch eine »andere«, objektive, überlegene Autorität, die sich in vollständigen Sätzen ausdrückt und keinen Widerstand duldet.

³⁶ Weissenborn, 1990; Hamann, 1996; Hyams, 1983, u.v.a.; vergleichende Datenreihen hat kürzlich Patuto (2012) vorgelegt.

³⁷ Aronoff, 2003.

³⁸ Ebd.

³⁹ Salecl, 1994 (bezieht sich jedoch nicht auf vollständige Sätze oder das No-drop-Subjekt).

⁴⁰ Pierre Bourdieu verknüpft dieselbe Figur des »Anderen« unmittelbar sowohl mit dem Freud'schen »Über-Ich« als auch mit der Autorität des Staates (2014, S. 105 ff.).

Wir können diese mystische Autorität des Anderen sogar noch genauer charakterisieren; hier kommen uns die vorbereitenden Analysen des vorigen Kapitels zugute, die nicht nur die Bedingungen des Sprachwandels, sondern damit zugleich auch die Bedingungen des Kulturwandels betrafen. Sprachlich wohnt die Autorität des »Großen Anderen« ja dem »aufgehobenen« Subjekt inne, das seine ursprünglichen Bedeutungen unterdessen noch »aufgehoben« hat; diese gehen synthetisiert in die Bedeutung des EPP ein, sobald das Subjekt in der EPP-Phrase eines Satzes erscheint.⁴¹ Aus diesem Entstehungshintergrund ergeben sich zwei Bedeutungsaspekte des No-drop-Subjekts:

a) Die Subjektivität des vormaligen »Feld«-Subjekts ist generalisiert worden,⁴² sie evoziert also nicht mehr eine subjektive, sondern eine *objektive* Perspektive. Es liegt nahe, darin die Perspektive des Verstandes zu erblicken: aus dem Ver|stehen, dem Einnehmen der Perspektive eines anderen, ist der Ver|stand hervorgegangen, das Einnehmen der Perspektive des »Großen Anderen«. Bei dieser Perspektive handelt es sich um eine übergeordnete, höhere Perspektive, die „ironischerweise“ mehr Autorität genießt als der Autor der Aussage selbst.⁴³

b) Seine besondere Autorität kann der Verstand, die Räson, bei Bedarf jederzeit durch »Räsonieren« legitimieren – man könnte auch sagen: seine Überlegenheit durch »Überlegen« unter Beweis stellen. Dies geschieht stets mit Hilfe von vollständigen Sätzen, die mit Subjekt und Prädikat der aristotelischen Logik zu entsprechen scheinen.⁴⁴ In jedem Satz bringt das Subjekt die Prämisse zum Ausdruck, der Gegenstand der Satzaussage existiere und sei im gegebenen Kontext relevant;⁴⁵ mehrere Sätze bilden somit eine Kette von Prämissen und Prädikationen, die den Anschein erweckt, sie könne bei Bedarf ins Unendliche fortgesetzt werden. In jedem einzelnen Satz wird diese Möglichkeit durch das aufgehobene Diskurssubjekt angedeutet; jeder »vollständige« Satz enthält gleichsam einen Verweis auf die letzte

⁴¹ Diese Formulierung lässt die Möglichkeit offen, dass es sich bei der »EPPP« um eine eigene Phrase handelt, wie dies z.B. Cardinaletti (2004) vorschlägt; das EPP-Merkmal kann vielleicht aber auch anderen Phrasen anhaften.

⁴² An dieser Stelle sollte klargestellt werden, dass das »Feld« in der hiesigen Terminologie nicht mit dem Feld-Begriff der Soziologie zu verwechseln ist, wie er etwa von Foucault oder Bourdieu verwendet wurde (vgl. dazu Ruoff, 2007, S. 114 f. bzw. Bourdieu, 2014, S. 177, passim).

⁴³ Vgl. Kap. 5, Anm. 151 f., 161.

⁴⁴ Vgl. Kap. 5, Anm. 127 u. begl. Text.

⁴⁵ Vgl. Kap. 5, Anm. 101.

Ursache seiner überlegenen (überlegten) Autorität. Intuitiv entsteht der Eindruck, zu jedem Satz lasse sich nötigenfalls eine Begründung anführen, die für jeden, der bei Verstand ist, *zwingend* nachvollziehbar wäre.

Diese (vermeintlich) zwingende Nachvollziehbarkeit wird nun grundlegend für alles weitere. Veranlasst durch die Intuition, »es gebe« tatsächlich eine objektive Perspektive, nämlich die der zwingenden Vernunft, und es wäre potentiell möglich, deren Aussagen auf eine letzte Ursache zurückzuführen, unterwirft sich das Individuum in vorauseilendem Gehorsam dem zwingenden Geltungsanspruch aller Aussagen, die dem Standpunkt der objektiven Vernunft zu entsprechen scheinen. Natürlich handelt es sich beim Objektiven bloß um das, was das Individuum subjektiv für vernünftig hält; auch der vermeintliche Zwang der potentiellen Begründung besteht ja nur potentiell, intuitiv, im Geiste des Individuums. Insofern wird das Individuum, ganz wie im zweiten Kapitel vermutet, zu einem sich selbst bzw. seinem rasonierenden, überlegen(d)en Selbst unterworfenen Subjekt.

Nachdem wir uns über mehrere Kapitel hinweg mit dem Satz-, Diskurs- und No-drop-Subjekt der Sprache auseinandergesetzt haben, ist hier also plötzlich wieder vom menschlichen Subjekt die Rede. Wie neugeboren, wie auf einer höheren Bewusstseinssebene, „taucht das Subjekt jetzt in einer Art Doppelbewegung von Unterwerfung und Subjektwerdung auf: als produziertes und zugleich aktives, Macht ausübendes und zur Selbstführung fähiges Subjekt“.⁴⁶ Dieses Subjekt ist in sich aber etwas anders strukturiert, als wir im zweiten Kapitel vermuteten: der Dualismus seiner Subjektivität besteht nicht einfach im Kontrast zwischen eigenen und verinnerlichten »Ansichten«, die sich formal gleichberechtigt wie verschiedene Präferenzen gegenüberstehen würden. Entscheidend ist vielmehr, dass das menschliche Subjekt »Einsicht« in das zu haben glaubt, was als vernünftig gilt, und dass es dieser Einsicht alle persönlichen Ansichten unterordnen wird. Aus dem Dualismus zwischen Egoismus und Habitus wird eine Hierarchie: die Autorität des »Anderen« hat Vorrang.

Damit sind wir unversehens in der Neuzeit angekommen, so wie sie z.B. von Michel Foucault (1976) analysiert wird. In Militär und Kirche entstehen neue Formen der »Disziplin«, die auf Einrichtungen wie Krankenhaus und Gefängnis

⁴⁶ Mit diesen treffenden Worten beschreiben Pieper und Rodríguez (2003) die Subjektwerdung in der Theorie von Michel Foucault (a.a.O., S. 8).

überspringen und schließlich auch in Manufakturen, Werkstätten und Kontoren „das Ganze der neuzeitlichen Gesellschaft“ erfassen.⁴⁷ Foucault betont dabei vor allem diejenigen Prozesse, die durch Disziplinierung des Körpers auf das Verhalten des Menschen einwirken bzw. durch entsprechende »Selbsttechnologien« auf die Regierbarkeit des Menschen durch sich selbst hinwirken. Mit der subjektivierenden No-drop-Grammatik haben wir nun ein »Dispositiv« identifiziert, das nicht auf den Körper, die äußerliche »Haltung« des Menschen wirkt, sondern auf den innerlichen Habitus im Sinne der Soziologie: No-drop erscheint als wesentlicher Faktor im Makroprozess der „Konstitution des modernen Subjekts, die Elias als ›Prozeß der Zivilisation‹ beschrieb, vor ihm Nietzsche als ›Genealogie der Moral‹, Max Weber als ›protestantische Ethik‹ und ›Geist des Kapitalismus‹ oder Freud als ›Kulturprozeß‹, nach ihm Horkheimer und Adorno als ›Dialektik der Aufklärung‹ oder Jacques Lacan als Eintritt in die ›symbolische Ordnung‹“.⁴⁸ Es handelt sich um den Prozess der »Sozialdisziplinierung«;⁴⁹ grundsätzlich ist diese wohl kaum auf das EPP angewiesen, sie findet darin aber eine Ausdrucksform und Verankerung, die so dezent, effizient und nachhaltig wie kaum eine andere kulturelle Festlegung von Generation zu Generation weitergegeben werden kann.

Subjektivismus

Wir können jetzt viel präziser als Mühlhäusler und Harré angeben, inwiefern die Grammatik »Ausdruck von Normen« ist: zumindest im Falle von No-drop geht dabei nicht um einzelne, konkrete Normen, die in entsprechenden Kategorien der Grammatik ihren Widerhall finden würden, sondern um das grundlegende Schema der Normativität, das in der Kultur vorherrschend ist. Im Kulturkreis der abendländischen Moderne basiert Normativität auf der Berufung auf eine »letzte« Begründung durch eine höhere Autorität: bis ins Mittelalter hinein war diese Autorität explizit mit Gott gleichzusetzen, dann aber kam eine Zeit, in der intersubjektiv nach der Wahrheit gesucht wurde.⁵⁰ Gott wurde zwar nicht gleich für tot erklärt,

⁴⁷ Dreisbach, 2009, S. 36 f..

⁴⁸ Anz, 1999, S. 108, zit. nach Dreisbach, 2009. Anz behandelt das Thema der Sozialdisziplinierung im Zusammenhang mit seiner These, die neuartige Subjektivität des selbstunterworfenen Subjekts sei „permanenter Problemstoff der literarischen Moderne“ (ebd.).

⁴⁹ Die europaweit auch mit der »Kirchenzucht« zusammenhing; vgl. hierzu u. Anm. 104.

⁵⁰ Vgl. Kap. 5, Anm. 158.

galt aber schon als vermisst: symptomatisch für diese Phase sind die christlichen Laienbewegungen,⁵¹ die im Mittelalter großen Zulauf hatten. Als dann in der Renaissance das No-drop-Subjekt grammatikalisiert wurde, kam auch die römisch-katholische Kirche nicht mehr am Konziliarismus vorbei. Der Grundsatz, dass die Deliberation des Konzils vor dem päpstlichen Ratschluss Vorrang habe, galt aber nur während des fünfzehnten Jahrhunderts (Konstanz und Basel); danach wendete man sich wieder von dieser Idee ab – um statt dessen gleich über »*Sola scriptura*« zu debattieren, jenes unerhörte Prinzip Martin Luthers, nach dem die ganze Wahrheit allein in Gottes »Wort« zu finden sei.

Das kontroverse Debattieren über den Status der konkurrierenden Autoritäten und über die »richtige« Auslegung der Heiligen Schrift implizierte freilich, dass die Beteiligten bereits ein Urteilsvermögen mitbrachten, das sie in die Lage versetzte, darüber zu befinden, was »objektiv« richtig wäre.⁵² Damit war es letztlich nur noch ein kleiner Schritt zur »selbstbewussten« Wahrnehmung dieses Urteilsvermögens, beispielhaft etwa durch Descartes im *Discours de la méthode pour bien conduire sa raison et chercher la vérité dans les sciences*.⁵³ Einer der Kerngedanken dieses berühmten Werks, der Zweifel am eigenen Sein und das darauffolgende *Cogito ergo sum*, war zwar schon mehr als tausend Jahre früher vom Kirchenvater Augustinus thematisiert worden: „Wenn ich mich nämlich täusche, dann bin ich. Denn wer nicht ist, kann sich natürlich auch nicht täuschen; und demnach bin ich, wenn ich mich täusche.“⁵⁴ Descartes formulierte dieselbe Idee nun aber auf französisch, mit offenem Subjekt,⁵⁵ und auch in der lateinischen Übersetzung verwendete er das

⁵¹ Darunter die Waldenser, auf die wir gegen Ende des Kapitels zurückkommen werden.

⁵² Vor allem die Reformer, die diesen Anspruch gegenüber allen anderen und sich selbst zu vertreten hatten, mussten dadurch in die größte Erklärungs- und Gewissensnot geraten; vgl. z.B. Luthers Argumentation vor dem Wormser Reichstag (s.o. Kap. 3, Anm. 15).

⁵³ ‚Abhandlung über die Methode, seine Vernunft gut zu gebrauchen und die Wahrheit in den Wissenschaften zu suchen‘

⁵⁴ Augustinus, *De civitate dei*, Buch XI, Kap. 26 (aus dem Lateinischen übersetzt von Alfred Schröder, Quelle: <http://www.unifr.ch/bkv/kapitel1929-25.htm>). Wie wichtig Augustinus dieser Gedanke ist, zeigt sich auch in seinem philosophischen Hauptwerk *De Trinitate*: das zehnte Kapitel des zehnten Buches, das ganz diesem Argument gewidmet ist, trägt den Titel ›Jeder Geist weiß mit Bestimmtheit, daß er einsieht, ist und lebt‹ (Übers. A. Schröder, Quelle: <http://www.unifr.ch/bkv/kapitel2676-9.htm>).

⁵⁵ Während das Französische gerade zur No-drop-Sprache wurde; vgl. Kap. 5, Anm. 67 u. begl. Text.

Subjektpronomen.⁵⁶ Die Rezeptionsgeschichte zeigt, welche Sprengkraft die Idee daraufhin entwickeln konnte: die Sprache hatte den Subjektivismus zur Intuition werden lassen – mit einschneidenden Konsequenzen für die Theologie, die Philosophie, und weit darüber hinaus.

Parallel zu diesem Prozess wurden auch die Grundlagen einer subjektivistischen Rechtsordnung geschaffen, die bis heute maßgeblich geblieben sind. Bereits 1576 stellte Jean Bodin – auch er auf französisch – die staatliche Rechtsordnung auf die Basis einer abstrakten »Souveränität«;⁵⁷ trotzdem sah sich Thomas Hobbes noch 1651 dazu veranlasst, das fiktive Staatswesen, den Leviathan, »vernünftig« zu begründen – als Einrichtung, die dazu diene, dem Dilemma des Misstrauens zu begegnen. Hobbes empfahl übrigens auch, Zucht und Mäßigung zur Grundlage der von ihm entworfenen Staatlichkeit zu machen: letztlich begründete er damit nichts anderes als die Sozialdisziplinierung, die vor und nach seiner Zeit bereits voll im Gange war.⁵⁸ Im achtzehnten Jahrhundert ging die Phase der expliziten Begründungen dann aber wieder zuende, an die Stelle der natur- und vernunftrechtlichen Legitimation der Rechtsordnung trat die »positivistische« Legitimation des Rechts aus sich selbst heraus.⁵⁹

Die Legitimität eines solchen, nurmehr selbstreferentiellen Systems steht und fällt freilich mit seiner impliziten Legitimationsgrundlage, d.h. hier mit der Fiktion einer objektiven Vernunft, die den Anschein erweckt, jeder Satz sei begründbar. Die No-drop-Grammatik lässt diese Fiktion besonders plausibel erscheinen – nicht aufgrund einer etwaigen »Interpretation« des No-drop-Subjekts, sondern gerade umgekehrt durch dessen changierende Semantik, die gar keine präzise Interpretation zulässt, weil sie Aspekte des Subjektiven und der Objektivität miteinander verschmelzt. Die Wirkung des No-drop-Subjekts ergibt sich nicht aus der semiotischen Funktion, die es als Re_präsentant einer interpretierbaren Kategorie haben würde, sondern aus seiner eigenen Präsenz in Sprechakten, die eine soziale Funktion haben – und zwar eine Funktion der Unterwerfung. Hierüber soll man sich nicht täuschen: Gerade in Gesellschaften, die sich besonders »individualistisch« gebaren und typischerweise über No-drop-Sprachen verfügen, tendieren die Men-

⁵⁶ Der Wortlaut ist in Kap. 2, Anm. 82 wiedergegeben.

⁵⁷ Vgl. Herdegen, 2014, S. 16 ff..

⁵⁸ Dreisbach, 2009, S. 27 f..

⁵⁹ Vgl. Herdegen, 2014, S. 20.

schen ja kaum dazu, einfach so für persönliche Ansichten einzustehen. Vielmehr ist es die Einsicht in die Vernunft, zu der sie angehalten sind, und mit der sie ihre Ansichten stets zu verteidigen suchen. In vielen Fällen mag die Vernunft gebieten, dass unterschiedliche Ansichten zu tolerieren sind; wie weit die Toleranz aber im Einzelfall gehen kann und muss, das wird zur politischen Frage. So erblickt zugleich mit dem EPP und dem (menschlichen) Subjekt auch die moderne Politik das Licht der aufgeklärten Welt.⁶⁰

Wir haben damit letztlich genau die Vermutung bestätigt, die sich am Ende des zweiten Kapitels aufdrängte: der Habitus der Moderne beruht im Grunde auf verinnerlichter Herrschaft – nur dass diese Herrschaft nicht (wie dort angenommen) durch die Freiheit des Individuums hervorgerufen wird, sondern erst durch die hinzukommende Fiktion einer objektiven Vernunft, der sich das freie Individuum freiwillig unterwirft. Diese Fiktion, die Vorstellung vom Vernünftigen, ist natürlich nicht vom EPP abhängig. Die changierende, manchmal gänzlich »aufgehobene« Semantik des No-drop-Subjekts kann aber einen wertvollen Beitrag dazu leisten, die Autorität des »Großen Anderen« jeder anderen Autorität überlegen erscheinen zu lassen. Vor allem in Kombination mit den erwähnten Sprachspielen auf der Kippe zwischen Subjektivität und Objektivität ermöglicht das No-drop-Subjekt eine außerordentlich effiziente und nachhaltige generationenübergreifende Weitergabe einer Haltung, die die »verständige« Selbsterwerfung für »selbstverständlich« hält und das Individuum zu einem entsprechenden Verhalten anhält.

Zusammenfassend können wir feststellen: No-drop macht die Menschen zu »besseren« Individualisten, weil es sie schon als Kind dabei unterstützt und auch als Erwachsene immer wieder darin bestätigt, sich dem zu unterwerfen, was jeweils als vernünftig gilt. Im Nutzenkalkül der Mikroökonomik mag ein solcher Akt der Unterwerfung irrational erscheinen; makroökonomisch kann er aber vorteilhaft sein – zumindest unter der Bedingung, dass alle Interaktionspartner demselben Habitus unterliegen, so dass das Vertrauen und die sonstigen »Vorleistungen«, die sie einander entgegenbringen, nicht enttäuscht, sondern erwidert werden. Durch

⁶⁰ Der Zusammenhang zwischen dem »aufgehobenen« Diskurssubjekt und der modernen Politik ist essentiell. Bekanntlich suchen manche Philosophen auch heute noch in einer »Diskursethik« das Heil der Demokratie, während sich andere darüber bewusst geworden sind, „dass die Verkettung von Sätzen problematisch und eben dieses Problem die Politik ist“ (Lyotard, 1989, S. 12).

No-drop ist diese Bedingung leicht zu erfüllen: zumindest im Rahmen einer nationalen Sprachgemeinschaft kann ein No-drop-Sprecher davon ausgehen, dass seine Interaktionspartner ebenso »vernünftig« sein würden wie er selbst. Auch in dieser Hinsicht erweist sich No-drop als außerordentlich effizientes Mittel der Habitus-Reproduktion. Die Frage ist nun, unter welchen Umständen diese Effizienz auch effektiv sein kann: Gilt der Zusammenhang zwischen No-drop, der »verständigen« Haltung und dem »guten« Verhalten im Sinne des Sozialkapitals nur auf Länderebene, oder lassen sich die Ergebnisse des vierten Kapitels auch innerhalb einzelner Länder replizieren?

Die Auswirkungen von No-drop: Sozialkapital?

Die länderübergreifende Analyse des vierten Kapitels hat gezeigt, dass No-drop im Sinne des kulturellen Sozialkapitals »gute« Auszuwirkungen zu haben scheint (vgl. Kap. 4, Tab. 4.3 u. Abb. 4.7). Wenn man davon ausgeht, dass »gutes« Verhalten auch durch die sozioökonomische Entwicklung gefördert wird, so kann man sagen: Die No-drop-Länder scheinen gegenüber dem Rest der Welt einen gewissen Entwicklungsvorsprung zu haben. Das einzige Pro-drop-Land, das einigermaßen mithalten kann, ist Italien;⁶¹ in einigen Grafiken des vierten Kapitels schien auch das mehrsprachige Andorra noch in die »fortgeschrittene« Kategorie der No-drop-Länder zu fallen.

Auch in bezug auf die Sprachentwicklung haben die No-drop-Länder einen Vorsprung: legt man die Typologie des vorigen Kapitels zugrunde, so wären etwa Brasilien und die Levante (Syrien, Libanon) soeben im »Mittelalter« angekommen, während die überwiegende Mehrzahl der sonstigen Länder weltweit noch in einem »antiken« Stadium verharren. Einen Sonderfall verkörpert Italien, weil es mit der Standardisierung des Altflorentinischen gleichsam zur Antike zurückgekehrt ist, obwohl die nördlichen Landesteile und sogar der Florentiner Stadtdialekt schon in der Moderne angekommen waren.⁶² Als »modern« können in bezug auf das No-drop-Subjekt letztlich nur die Länder Nordwesteuropas und die englischsprachigen Länder gelten, die den Durchgang durch die Renaissance absolviert und das No-

⁶¹ Vgl. Kap. 4, Anm. 32 u. begl. Text.

⁶² Vgl. Kap. 5, Bsp. (5:1) u. begl. Text.

drop-Subjekt »aufgehoben« haben. Diese ganze Argumentation ist natürlich teleologisch auf die Moderne hin ausgerichtet: diese erscheint gleichsam als Maßstab aller Dinge, und das muss im hiesigen Kontext auch so sein, denn erst im Kontext der Moderne, deren Regime auf »Selbsttechnologien« (Foucault) der Individuen angewiesen ist, erhält das vom EPP geförderte »gute« und »verständige« Verhalten seine besondere Bedeutung.

Diese Moderne ist nun aber dafür bekannt, dass sie von einer gewissen »Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen« geprägt ist.⁶³ Gemeint ist damit, dass verschiedene Menschen, selbst wenn räumlich gar keine große Distanz zwischen ihnen liegt, trotzdem sehr unterschiedlich am Prozess der Modernisierung partizipieren können. Ernst Bloch (1977) spricht in diesem Zusammenhang von einem »dynamischen Multiversum«; er wendet sich damit sowohl gegen die Vorstellung eines universellen Endzustands, den man heute – postmodern – als »Ende der Geschichte« (Fukuyama) bezeichnen würde, als auch gegen die Vorstellung von homogenen »Kulturkreisen«, wie wir sie z.B. im vierten Kapitel angetroffen haben.⁶⁴ Weder zeitlich noch örtlich lässt sich die Moderne genau abgrenzen; mehr noch als bei den anderen Idealtypen⁶⁵ handelt es sich bei ihr nicht um ein Stadium der Entwicklung, sondern um eine »Phase«,⁶⁶ die eigentlich nur als »aufgehobene« Renaissance zu verstehen ist.

Sprachlich schlägt sich die charakteristische »Gleichzeitigkeit« der Moderne im Spannungsfeld zwischen Standard- und Substandardvarietäten nieder. Vertreter der Moderne ist typischerweise die Schulgrammatik, die den Anspruch erhebt und suggeriert, aufgrund von universellen Regeln zwischen »richtig« und »falsch« gebauten Sätzen unterscheiden zu können,⁶⁷ ihr gegenüber steht das »dynamische Multiversum« von Dialekten, Regiolekten, Soziolekten usw., die sich unter wechselseitiger Beeinflussung und natürlich auch unter dem Einfluss der Schulgrammatik

⁶³ Bloch, 1973 [1935]. Die Figur der »Gleichzeitigkeit« ist auch bereits in Karl Marx' Schriften aufgefunden worden und stellt einen wichtigen Topos der marxistischen Theorie dar.

⁶⁴ Vgl. Kap. 4, Abb. 4.4 u. begl. Text.

⁶⁵ Die ihrerseits bereits teleologisch auf die Moderne hin (und deswegen ebenfalls als »Phase«) konzipiert waren.

⁶⁶ Vgl. Kap. 5, Anm. 60.

⁶⁷ Ein »richtiger« Satz muss natürlich stets ein Subjekt enthalten, wobei gewisse Ausnahmen die Regel bestätigen mögen; so z.B. das Fehlen des sonst obligatorischen schwachen Subjektpronomens in markierten französischen Sätzen wie *Lui ne la revit jamais* ‚ER sah sie nie wieder‘.

ständig weiterentwickeln. Fast scheint es, als habe Bloch selbst an die verschiedenen Entwicklungsstufen der Sprache gedacht, als er sein Konzept der modernen Gleichzeitigkeit als „währenden und oft verschlungenen Kontrapunkt der historischen Stimmen“ beschrieb.⁶⁸

Allen (Un-) Gleichzeitigkeiten zum Trotz war aber die gesellschaftliche Durchdringung mit dem Subjektivismus in den Ländern des Charlemagne-Sprachbunds, insbesondere im aufgeklärten Frankreich und in den protestantischen Ländern des Nordens, so groß, dass im Hinblick auf das EPP offenbar keine Variation zurückbleiben konnte. In den verbliebenen Phänomenen der Subjektauslassung, etwa im Topik-Drop oder im französisch-umgangssprachlichen (*Il faut que...*), mag man zwar durchaus die Tendenz mancher Sprecher erblicken, sich der EPP-Grammatik zu widersetzen; es handelt sich aber hierbei nur um Oberflächenphänomene, die als erkennbare Ausnahmen letztlich die Regel bestätigen und das EPP als solches nicht unterminieren können.⁶⁹ Das EPP ist in diesen Ländern flächendeckend präsent; wenn es einen Effekt hat, wird es innerhalb dieser Länder diatopisch keine Varianz hervorrufen. Nur im Grenzgebiet des Charlemagne-Sprachbunds finden sich zwei Länder, deren Landesteile in bezug auf das No-drop-Subjekt Varianz aufweisen und daher eine nähere Betrachtung lohnen. Es handelt sich zum einen um Italien, wo die EPP-Struktur der NIDs der »antiken« Grammatik des Italienischen gegenübersteht; in diesem speziellen Fall übernimmt (im Hinblick auf das EPP) nicht die Standard-, sondern die Substandardsprache die Rolle der »Moderne«. Einen zweiten Testfall für unsere Theorie scheint die Schweiz zu bieten, deren alemannische Mundarten durch eine ganze Reihe von möglichen Subjektauslassungstypen vom Deutschen abweichen: offenbar hatte die frühe Hinwendung zum Hochdeutschen als Schriftsprache⁷⁰ hier zur Folge, dass das Alemannische eine große Vielfalt von modernen und nichtmodernen Wendungen »erhalten« konnte.

⁶⁸ Bloch, 1973 [1935], S. 146.

⁶⁹ Im Gegenteil setzt die intendierte (illokutive) Aussage solcher Sätze oft voraus, dass der »unvollständige« Satz als Abweichung von der Regel erkennbar ist (vgl. Kap. 5, Anm. 123 f.); die Regel als solche erfährt dadurch indirekt eine Bestätigung. Formallinguistisch ist davon auszugehen, dass das phonetisch fehlende Element im Geiste des Sprechers oder Hörers intuitiv ergänzt wird, so dass das EPP-Kriterium erfüllt und die »logische Form« (LF) des Satzes vollständig interpretierbar ist.

⁷⁰ Vgl. Kap. 5, Anm. 122; in der Schweiz wird das Hochdeutsche heute auch als »Schriftdeutsch« bezeichnet.

Der Vergleich zwischen Italien und der Schweiz erscheint auch insofern interessant, als es sich bei den NIDs um romanische Sprachen, bei den alemannischen Mundarten dagegen um Varietäten des Germanischen handelt. In welchem der beiden Sprachräume mag der moderne Subjektivismus »besser« zur Geltung kommen? Kann er im Dialekt überhaupt zur Geltung kommen?

Italien

Wenden wir uns zunächst Italien zu. Auf die Unterschiede zwischen Nord- und Süditalien wurde schon im zweiten und fünften Kapitel ausführlich eingegangen; einschlägig sind hier vor allem drei Überlegungen Robert Putnams (1993), auf die unsere Argumentation Bezug nimmt – nämlich erstens die Vermutung, dass das vergleichsweise bessere Funktionieren vieler Institutionen in Norditalien gegenüber Süditalien durch »bürgerliche Traditionen« (*civic traditions*) zu erklären ist, die dem Süden weitgehend fehlen, sowie zweitens die These, dass »kulturelles« und »strukturelles« Sozialkapital einander wechselseitig bedingen. Putnam stellt sich mit diesen Thesen vor allem jenen Theorien entgegen, die den Erfolg des Nordens durch dessen ökonomischen Entwicklungsvorsprung erklären wollen:⁷¹ im Gegenteil behauptet er, auch und gerade die ökonomische Modernisierung sei im Norden eben deshalb viel erfolgreicher verlaufen als im Süden, weil im Norden das von ihm postulierte Sozialkapital vorhanden war.

Vor allem auf diese dritte These werden wir später zurückkommen müssen, denn sie konvergiert mit unserer Vermutung, dass Norditalien von einem kulturellen, in der Sprache verankerten Subjektivismus profitiert, durch den die betreffenden Regionen besser auf das freiheitliche Regime der Moderne vorbereitet waren als die des Südens. Tatsächlich ist es ja so, dass sich die ökonomische Schere zwischen Nord und Süd erst seit dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts aufgetan hat:⁷² noch im Jahr 1891 lag z.B. das Pro-Kopf-Einkommen der südlichen Campagna um zehn Prozent über dem italienischen Durchschnitt,⁷³ während das nördliche Veneto um fünfzehn Prozent hinter dem Durchschnitt zurücklag. Die Lombardei,

⁷¹ Putnam, 1993, S. 83 ff.

⁷² Vgl. Daniele und Malanima, 2007.

⁷³ Die ökonomische Stärke der südlichen Regionen, insbesondere auch Siziliens, hat eine lange Tradition, die sich bis auf die Rolle des Hinterlands in der Versorgung des antiken Roms zurückverfolgen lässt (vgl. Wickham, 2005, S. 33 f.).

Ligurien und die Emilia lagen zwar auch zu dieser Zeit schon über dem Durchschnitt; das notorische Nord-Süd-Gefälle sollte sich aber erst in der Zwischenkriegszeit herauskristallisieren.⁷⁴

Die Frage ist nun, inwieweit an diesem Prozess der Subjektivismus beteiligt war, der der No-drop-Struktur der norditalienischen Dialekte mutmaßlich innewohnt. Zur Beantwortung dieser Frage wollen wir zunächst einmal versuchen, die Analyse des vierten Kapitels zu replizieren, soweit dies aufgrund von verfügbaren Daten möglich ist; wie schon die klassische Studie Putnams muss sich auch unsere Untersuchung auf die Ebene der italienischen Regionen beschränken.

Zur Einschätzung der relevanten Werthaltungen, der »Selbstverwirklichungswerte« usw.,⁷⁵ können wir auf die Daten des *World Values Survey* zurückgreifen. Diese sind zwar auf der Ebene der Regionen nicht repräsentativ, zur Überprüfung der bereits ausformulierten Erwartung können sie aber vorläufig genügen. Auch das Pro-Kopf-Einkommen ist auf der regionalen Ebene bekannt; etwas schwieriger ist es, einen Ersatz für die Outcome-Seite des Sozialkapitals zu finden, die im vierten Kapitel mit dem Index *Control of Corruption* der Weltbank operationalisiert wurde.⁷⁶ Hilfsweise können wir auf einen invertierten Korruptionsindex zurückgreifen, den Golden und Picci (2005) am Beispiel Italiens entwickelt haben: es handelt sich um eine objektive Maßzahl, die ermittelt wird, indem der vorhandene Bestand an Infrastruktur (Straßen, öffentliche Gebäude usw.) mit Infrastrukturausgaben der öffentlichen Hand ins Verhältnis gesetzt wird. Dabei ist natürlich zu berücksichtigen, dass in den südlichen Regionen ein tieferes Preisniveau herrscht als im Norden; umso mehr müssen die verbleibenden Mehrausgaben, die der Index im Süden ausweist, als Hinweis auf Korruption gewertet werden. Lediglich in Ligurien und im Aostatal liefert der Indikator unplausible Ergebnisse, was Golden und Picci auf die Topographie dieser beiden Regionen zurückführen;⁷⁷ wir werden diese beiden Zweifelsfälle, ebenso wie Latium mit der wirtschaftskräftigen Hauptstadt Rom, vorsichtshalber aus der Analyse ausschließen.

⁷⁴ Daniele und Malanima, 2007, S. 311. Durchschnittliche Werte erzielten 1891 z.B. das Piemont und die Toskana.

⁷⁵ Vgl. Kap. 4, Anm. 41 ff. u. begl. Text.

⁷⁶ Vgl. Kap. 1, Anm. 30 sowie Kap. 4, Anm. 72.

⁷⁷ Golden und Picci, 2005, S. 53.

Problematisch erscheint schließlich die Kodierung der Variable No-drop, auf die es ja hier vor allem ankommt. Grundsätzlich kann zwar davon ausgegangen werden, dass das EPP in den Varietäten des Galloromanischen und im Venetischen überwiegend vorhanden ist, im Süden dagegen durchgängig fehlt; die Toskana ist in diesem Sinne als Pro-drop-Region zu kodieren. Ein größeres Problem besteht in der Tatsache, dass die Nutzung der Dialekte in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts stark zurückgegangen ist, so dass No-drop seine Wirkung vielleicht gar nicht mehr entfalten kann. Zwar mag der Subjektivismus, der mit No-drop mutmaßlich einhergeht, kulturell noch fortwirken; trotzdem müssen wir dem Schwund der Dialekte und der möglichen Veränderung ihrer Syntax unter dem Einfluss des Italienischen Rechnung tragen.⁷⁸ Dies kann am einfachsten dadurch geschehen, dass wir die Variable No-drop mit dem Anteil der verbliebenen Dialektsprecher gewichten; wir können hierfür die Zahlen eines Berichts vom italienischen statistischen Amt ISTAT (2007) verwenden, auch wenn diese den Stand des Jahres 2006 widerspiegeln, während die anderen verwendeten Daten aus den 1990er Jahren stammen. Aus den Informationen des ISTAT greifen wir den Prozentsatz der Personen heraus, die mit ihren Freunden überwiegend nicht italienisch sprechen; mit diesem Wert wird No-drop gewichtet.

Die Regressionen, die mit den verbleibenden siebzehn Fällen durchgeführt werden, müssen aufgrund der beschriebenen Datenlage natürlich mit einiger Zurückhaltung interpretiert werden. Den Ansprüchen, die an Signifikanz und Validität üblicherweise gestellt werden, werden sie kaum genügen können; insgesamt werden sie aber trotzdem recht konsistente Ergebnisse hervorbringen, und No-drop und Norditalien werden in einem völlig neuen, unerwarteten Licht erscheinen.

Falsifikation der Hypothese?

Zunächst einmal wollen wir die Korrelationen der Variable No-drop betrachten, die zu diesem Zweck noch nicht gewichtet wird. Als binäre Variable selektiert No-drop also ganz einfach die nördlichen Regionen.⁷⁹ Wie zu erwarten, korreliert diese Auswahl stark mit dem Pro-Kopf-Einkommen (vgl. Anhang, Tab. A5); auch mit dem Index der (Nicht-) Korruption ist eine Korrelation vorhanden, die immerhin

⁷⁸ Einen solchen Einfluss konstatiert im Hinblick auf die Subjektklitika z.B. Gorja, 2004, S. 6.

⁷⁹ Hier noch einschließlich Liguriens und des Aostatals.

das Signifikanzniveau von fünf Prozent erreicht. Allerdings fällt auf, dass No-drop mit keinem der Individualismus- bzw. Sozialkapital-Indikatoren korreliert, die im vierten Kapitel eingeführt wurden. Diese weisen zwar untereinander einige Korrelationen auf; insbesondere ist erwähnenswert, dass die »Emanzipationswerte« (EV) innerhalb Italiens mit dem generalisierten Vertrauen gleichlaufen – und zwar sogar noch stärker als die »Selbstverwirklichungswerte« (SEV), in die das generalisierte Vertrauen als Basisvariable mit einfließt. Mit der (Nicht-) Korruption sind jedoch nur die beiden Sozialkapitalindikatoren korreliert, darunter wiederum das generalisierte Vertrauen, nicht jedoch die beiden Individualismus-Indikatoren.

Werfen wir nun einen Blick auf die partiellen Korrelationen unter Berücksichtigung des Pro-Kopf-Einkommens, genauer: der Bruttowertschöpfung pro Kopf, die wie im vierten Kapitel auch hier logarithmiert wird (vgl. Tab. A6). Unter Berücksichtigung dieser Kontrollvariable korreliert das generalisierte Vertrauen sowohl mit den Sozialkapital- und Individualismusmaßen als auch mit dem (Nicht-) Korruptionsindex; auch die »Selbstverwirklichungswerte«, in die das generalisierte Vertrauen eingeht, zeigen einen positiven Einfluss auf die (Nicht-) Korruption. Erstaunlich ist allerdings, dass No-drop (d.i. die Auswahl der nördlichen Regionen) mit keiner der Variablen signifikant korreliert ist; überdies hat der Koeffizient ein negatives Vorzeichen. Sollte dies etwa bedeuten, dass No-drop in Norditalien gar keine Wirkung hat – und wenn doch, dann eine »ungute«, negative Wirkung?

In der Tat: Gewichten wir No-drop mit dem Prozentsatz der Dialektsprecher, so bestätigt sich dieser Eindruck – und er verstärkt sich sogar noch, wenn wir die anderen Variablen hinzunehmen, deren Einfluss allerdings meist unterhalb der Signifikanzschwelle bleibt (vgl. die umseitige Tabelle 6.1, Spalten 1 bis 3). Die Verteilung der Residuen zeigt, dass die Ergebnisse keineswegs durch einzelne Ausreißer verzerrt werden, wie man angesichts der geringen Fallzahl vermuten könnte; im Gegenteil erhöht sich die Erklärungskraft des jeweiligen Modells noch, wenn verdächtige Fälle ausgeschlossen werden. Als Zwischenergebnis können wir also festhalten: In den nördlichen No-drop-Regionen scheint die Korruption, gemessen an den Infrastrukturausgaben der öffentlichen Hand, systematisch *größer* zu sein, als man aufgrund des Pro-Kopf-Einkommens erwarten würde. Erstaunlich ist auch der Zusammenhang zwischen No-drop und *Trust & Respect* (T&R), jenem Indikator des Sozialkapitals, der im internationalen Vergleich mit No-drop äquivalent zu

Tabelle 6.1. *Kulturelles Sozialkapital in Italien*

	<i>Nichtkorruption^f</i>			<i>Ref.-Beteiligung^g</i>		
No-drop × Dialektprecher ^a	-0,31	-0,30*	-0,46**	-0,40**	-0,40**	-0,40*
T&R ^{b, c}		0,29*			-0,08	
EV ^{c, d}			0,24			-0,00
Pro-Kopf-Einkommen ^e	1,09***	0,92***	1,06***	1,16***	1,21***	1,16***
N	17	17	17	17	17	17
Korrigiertes R ²	0,75	0,80	0,77	0,81	0,80	0,80

Bemerkungen: Standardisierte Korrelationskoeffizienten. *Signifikant auf dem Niveau 10 %, **signifikant auf dem Niveau 5 %, ***signifikant auf dem Niveau 1 %.

^a Dummy-Variable zur Auswahl aller Regionen, in deren Dialekten der Satz ‚Es hat geregnet‘ überwiegend mit Expletivum gebildet wird, gewichtet mit dem Prozentsatz der Personen über sechs Jahren, die im Freundeskreis überwiegend italienisch sprechen. Die Toskana wird als Pro-drop-Region gewertet. Quellen: AIS, Karte 367 (eigene Kodierung) sowie ISTAT, 2007.

^b Hauptkomponente der WVS-Items A165 und A035.

^c Quelle: WVS, fünfte Welle. Die Daten sind auf der regionalen Ebene nicht repräsentativ.

^d Mit der Anzahl der gegebenen Basisvariablen gewichteter Mittelwert jeder Region (zu Basisvariablen und Vorgehensweise siehe Welzel, 2013, Online-Anhang S. 20 ff.).

^e Bruttoregionalprodukt pro Kopf, 1995 (Sp. 1 bis 3) bzw. 2008 (Sp. 4 bis 6), logarithmiert. Quelle: ISTAT.

^f Relativer Korruptionsindex, ca. 1997. Quelle: Golden und Picci, 2005, S. 46 (*Measure G*). Latium, Ligurien und das Aostatal von allen Regressionen ausgeschlossen.

^g Regionale Beteiligung am Referendum zur Atomkraft, 12. Juni 2011. Latium, Lombardei und das Aostatal von allen Regressionen ausgeschlossen.

sein schien:⁸⁰ in Italien wirken T&R und No-drop in entgegengesetzte Richtungen (vgl. Tab. 6.1, zweite Spalte)!

Wie sind diese Resultate zu interpretieren? Ein naheliegender Verdacht ist, dass die abhängige Variable der (Nicht-) Korruption für unsere Zwecke ungeeignet ist. Golden und Picci (2005) sind bei der Analyse ihrer Maßzahl selbst auf einige Überraschungen gestoßen und haben deswegen eine alternative Version entwickelt, in die nur gemeinwohlorientierte Infrastrukturausgaben (z.B. für Schulgebäude) einfließen. Dadurch ändert sich aber nicht viel: die beiden Versionen des Indikators sind stark korreliert, Golden und Picci bleiben letztlich bei der ursprünglichen Version. Auch in unserer Analyse würde die Verwendung des alternativen Indikators keine nennenswerten Abweichungen ergeben, die Schlussfolgerung bleibt also un-

⁸⁰ Vgl. Kap. 4, Abb. 4.7.

verändert: In Norditalien scheint die Korruption – wenn man das Einkommensniveau berücksichtigt – noch stärker zu grassieren als im Süden.

Damit ist natürlich nicht gesagt, dass von diesen Korruptionsmaßen auch auf das kulturelle Sozialkapital geschlossen werden kann. An welchen Outcome-Variablen könnte man das »gute« Verhalten alternativ festmachen, um die erstaunlichen Ergebnisse der Analyse zu überprüfen? Von der Nutzung der Wahlbeteiligung als Sozialkapitalindikator wird in Italien oft abgeraten, weil Wahlen durch klientelistische Beziehungen zwischen Wählern und Kandidaten beeinflusst werden könnten, so dass der Wahlakt nicht als Ausdruck des Sozialkapitals – »Investition ohne Gegenleistung« – gelten kann.⁸¹ Mehr Aussagekraft hat die Beteiligung an Referenden, insbesondere wenn diese sich auf Fragen mit vergleichsweise geringen personalpolitischen Konsequenzen beziehen. Ein typisches Beispiel hierfür ist das 2011 abgehaltene Referendum über die Atomkraft, für das Daten auf regionaler Ebene verfügbar sind;⁸² verwenden wir die Beteiligung an diesem Referendum als abhängige Variable, so stellt sich heraus, dass im Norden tatsächlich – wenn man das Pro-Kopf-Einkommen (hier von 2008) kontrolliert – signifikant *weniger* Menschen am Referendum teilnehmen als im Süden (vgl. Tab. 6.1, Spalten 4 bis 6).⁸³

Norditalien scheint gegenüber dem Süden also nicht nur in Sachen Korruption, sondern ganz allgemein beim »guten« Verhalten zurückzuliegen.⁸⁴ Damit ist klar, dass weder die No-drop-Grammatik selbst noch irgendwelche sonstigen Aspekte eines Subjektivismus⁶, die den Rückgang der Dialektnutzung möglicherweise über-

⁸¹ Putnam, 1993, S. 93.

⁸² Quelle: Online-Wahlarchiv des italienischen Innenministeriums, <http://elezionistorico.interno.it/> (Zugriff am 7. Juli 2014).

⁸³ Es gibt in dieser Analyse keinen Grund mehr, Ligurien auszuschließen; statt dessen erweist sich aber die Lombardei als Ausreißer, der von der Regression ausgenommen werden muss.

⁸⁴ Mit anderen Outcome-Variablen lässt sich diese Analyse allerdings nicht gut replizieren: als unzuverlässig gilt z.B. die Kriminalitätsstatistik, weil Delikte im Süden seltener zur Anzeige gebracht werden als im Norden. Eine brauchbare Variable ist in diesem Zusammenhang die Diebstahlquote bei Kraftwagen (Buonanno et al., 2009, S. 154), auf die jedoch keiner unserer Einflussfaktoren einen Einfluss zu haben scheint. Immerhin hat das Einkommen eine gewisse Erklärungskraft, wenn als Outcome-Variable die Organspendebereitschaft verwendet wird; hier zeigt No-drop allerdings keinen nennenswerten Einfluss, und die anderen Sozialkapitalmaße schlagen sogar negativ aus. Es ist zu vermuten, dass weitere Einflüsse intervenieren, die hier nicht gebührend berücksichtigt werden können – z.B. die Religiosität und die unterschiedlich starke Präsenz der Organspende-Organisation A.I.D.O. in den einzelnen Regionen.

dauert hätten, pauschal als »gute« Sozialkapitalfaktoren gelten können. Zumindest auf der Analyseebene der Regionen entsteht im Gegenteil eher der Eindruck, als ginge die hohe Sozialkapitalausstattung des Nordens (in absoluten Zahlen) voll und ganz auf dessen sozioökonomischen Vorsprung zurück. Ist dieser Vorsprung seinerseits vielleicht auf einen früheren »Subjektivismus« zurückzuführen, der bloß heute nicht mehr zum Zuge kommen kann?

Der Vorsprung des Nordens

Diese Frage lässt sich kaum abschließend beantworten. Eine gewisse Evidenz ist aber durchaus gegeben, wenn man unterstellt, dass das Sozialkapital eine Kapitalform ist, die linear mit der Wirtschaftskraft zusammenhängt. Dass dies durchaus keine unplausible Annahme ist, zeigt die Korrelation zwischen dem Pro-Kopf-Einkommen und einem Sozialkapitalindikator, den Fabio Sabatini (2005) entwickelt hat (vgl. Abb. 6.1): bei der Maßzahl »*Global Social Capital*« handelt sich um einen Index, der verschiedene »brückenbildende« Mitgliedschaften, Freiwilligenarbeit und die politische Partizipation erfasst – Sabatini konzentriert sich bewusst auf die »strukturelle« Seite des Sozialkapitals und blendet die »kulturellen« Aspekte aus.⁸⁵ Gerade diese Fokussierung des Indikators erlaubt es uns, den zusätzlichen Beitrag des kulturellen Sozialkapitals zur Wertschöpfung der nördlichen Regionen zu veranschaulichen: trägt man die Pro-Kopf-Bruttowertschöpfung des Jahres 2008, in dem Italien ein Nullwachstum zu verzeichnen hatte,⁸⁶ gegen Sabatinis Indikator ab, so liegen die Wertepaare aller Regionen – mit wenigen Ausnahmen, darunter auch hier wieder die Hauptstadtregion Latium sowie die hochindustrialisierte Lombardei – ganz in der Nähe zweier verschiedener Regressionsgeraden. Die Wertepaare aller No-drop-Regionen liegen im Trend weiter rechts und damit auch weiter oben als die der südlichen Regionen; darüber hinaus sind sie aber noch ein weiteres Stückchen nach oben verschoben – die Pro-Kopf-Wertschöpfung der No-drop-Regionen liegt um ca. 1500 Euro über der des Südens. Im Grenzbereich zwischen Nord und Süd macht diese Differenz etwa fünf Prozentpunkte aus.

⁸⁵ Vgl. ausf. Sabatini, 2006.

⁸⁶ Die Weltbank notiert für Italien 2008 ein Wachstum des Bruttonationalprodukts von 0,3 %, eine Nettovermögensbildung von -0,3 % und ein Pro-Kopf-Einkommen von 0,0 %. In anderen Berichtsjahren lässt sich der Vorsprung der nördlichen Regionen ebenfalls belegen, wird aber durch Wachstumseffekte verzerrt, so dass die Korrelationen weniger deutlich sind.

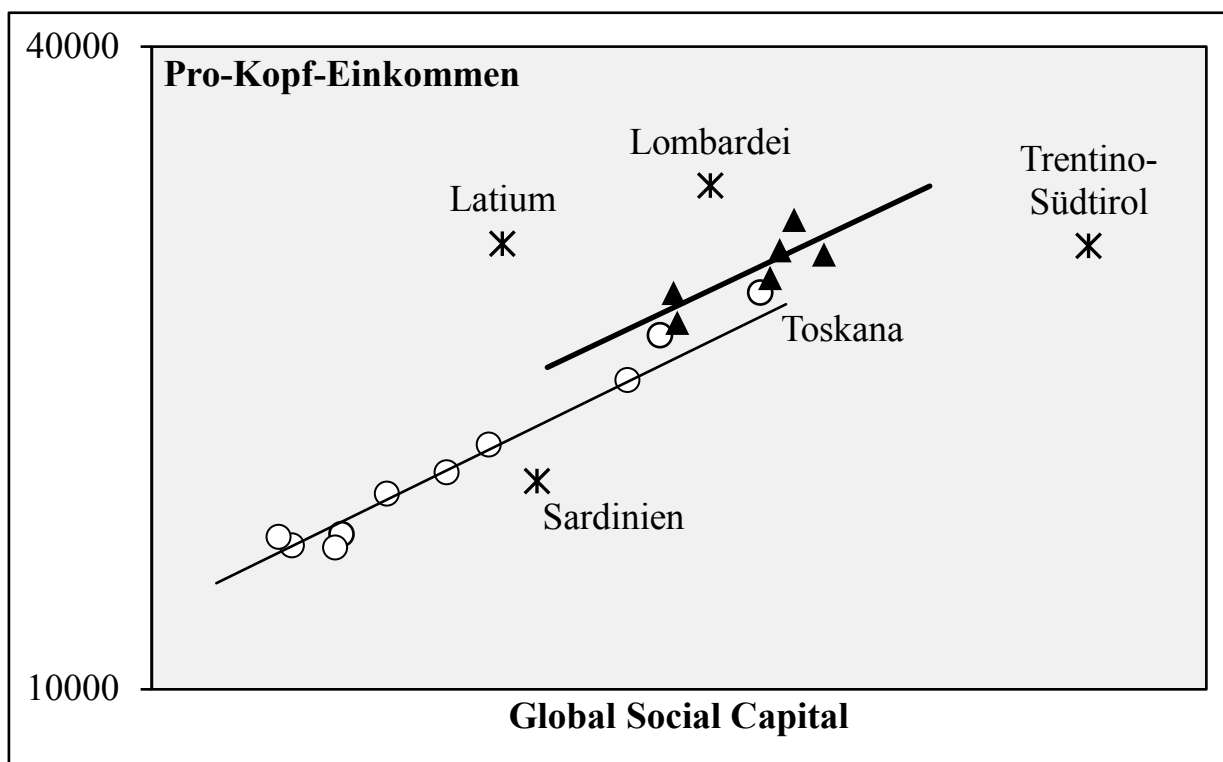


Abbildung 6.1. Die norditalienischen Regionen, in deren Dialekten das EPP durch ein Expletivpronomen erfüllt wird, erreichen ein höheres Bruttoregionalprodukt pro Kopf. Die Differenz lässt sich im Jahr 2008 auf ca. 1500 Euro (fünf Prozentpunkte) beziffern.
Quelle: Eigene Abbildung basierend auf Daten von ISTAT und Sabatini (2005).

Interessant ist nun die Beobachtung, dass die Werte der Toskana sowie der Marken, zweier Regionen, die geographisch in der Mitte liegen, eigentlich zu einer dritten Regressionsgeraden zu gehören scheinen (nicht eingezeichnet), die genau zwischen den beiden anderen verlaufen würde. Robert Putnam zählte diese beiden Regionen und das nahegelegene Umbrien noch mit zu den »nördlichen« Regionen,⁸⁷ was aufgrund des Diagramms 6.1 unmittelbar einleuchtet: zwischen ihnen und dem Süden klafft auch auf Sabatinis Sozialkapital-Achse eine große Lücke. Allerdings fällt auf, dass die beiden genannten Regionen genau mit Ligurien, Friaul-Venezia Giulia und dem Aostatal gleichauf liegen, und hierzu ist anzumerken, dass in den beiden letztgenannten Regionen große Sprachminderheiten beheimatet sind, während der Dialekt in Ligurien besonders frühzeitig und stark zurückgedrängt wurde. Letztlich macht es den Anschein, als hätten wir es bei den genannten fünf Fällen

⁸⁷ Putnam, 1993, S. 214, Anm. 56. Auf eine detaillierte Erörterung dieser Indikatoren, die Robert Putnam freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat, kann hier verzichtet werden.

mit einer eigenen Kategorie von Regionen zu tun, die zwar zum »Norden« gehören, in der entscheidenden Phase der Modernisierung aber nicht von der No-drop-Grammatik der NIDs profitieren konnten. Insgesamt deutet diese Evidenz klar darauf hin, dass in den No-drop-Regionen etwas vorhanden ist, was dem Süden fehlt; und sei es nur ein höheres Preisniveau, das auf zurückliegende Kumulationseffekte oder auf eine andersartige, modernere Wirtschaftsstruktur zurückzuführen ist.

Angesichts dieser Beobachtung könnte man nun vermuten, dass die überraschenden Ergebnisse der vorherigen Analyse, insbesondere die negativen Korrelationskoeffizienten der No-drop-Variablen in Tabelle 6.1, bloße Artefakte der Statistik waren. Es sieht aus, als würden sie bloß den Vorsprung kompensieren, der im Pro-Kopf-Einkommen enthalten ist. Insbesondere wenn Putnams These zutrifft, dass die strukturellen und die kulturellen Aspekte des Sozialkapitals unmittelbar miteinander zusammenhängen, dann müsste das negative Vorzeichen verschwinden, sobald wir statt der Pro-Kopf-Bruttowertschöpfung das (»strukturell« gemessene) Sozialkapital in die Regression aufnehmen. Zu erwarten wäre in diesem Fall, dass No-drop entweder einen positiven oder gar keinen Effekt mehr zeigt.

Empirisch wird diese Erwartung jedoch widerlegt: auch unter Berücksichtigung des Sozialkapitals als Kontrollvariable hat die gewichtete Auswahl der nördlichen Regionen einen negativen Effekt, der zum Teil sogar ein hohes Signifikanzniveau erreicht (vgl. Tab. 6.2). Im Hinblick auf die (Nicht-) Korruption erweist sich die Region Ligurien, wie bereits Golden und Picci feststellten (s.o.), als Ausreißer; nehmen wir sie aus der Analyse aus, so zeigt Tabellinis Sozialkapitalindikator T&R einen positiven Einfluss auf die (Nicht-) Korruption, die No-drop-Variable hat jedoch auch hier wieder einen negativen Koeffizienten. Im Hinblick auf die Beteiligung am Referendum – hier unter Einschluss aller zwanzig Regionen – erreicht die Korrelation mit T&R sogar das Signifikanzniveau von $p < 1\%$.

Zur genaueren Untersuchung des Sozialkapitals in Italien wären natürlich viel präzisere Daten und Modelle erforderlich, als sie uns hier zur Verfügung stehen, zur Falsifikation unserer Hypothese (6:1) erscheint die gegebene Evidenz aber ausreichend. Zusammenfassend können wir feststellen: Historisch, etwa im Rahmen der Modernisierung, scheint No-drop in Italien auf der Ebene der Regionen eine positive Wirkung gehabt zu haben; an der Schwelle zum einundzwanzigsten Jahr-

Tabelle 6.2. *Kulturelles und strukturelles Sozialkapital in Italien*

	<i>Nichtkorruption^f</i>			<i>Ref.-Beteiligung^g</i>		
No-drop × Dialektprecher ^a	-0,60**	-0,23	-0,43	-0,59**	-0,60**	-0,58**
T&R ^{b, c}		0,37*			-0,07	
EV ^{c, d}			0,34			-0,03
Strukturelles Sozialkapital ^e	1,28***	0,79**	1,00***	1,29***	1,32***	1,28***
N	19	19	19	20	20	20
Korrigiertes R ²	0,80	0,67	0,65	0,80	0,79	0,79

Bemerkungen: Standardisierte Korrelationskoeffizienten. *Signifikant auf dem Niveau 5 %, *signifikant auf dem Niveau 1 %, ***signifikant auf dem Niveau 1 %. Sp. 1 bis 3 ohne Ligurien.

^a Dummy-Variable zur Auswahl aller Regionen, in deren Dialekten der Satz ‚Es hat geregnet‘ überwiegend mit Expletivum gebildet wird, gewichtet mit dem Prozentsatz der Personen über sechs Jahren, die im Freundeskreis überwiegend italienisch sprechen. Die Toskana wird als Pro-drop-Region gewertet. Quellen: AIS, Karte 367 (eigene Kodierung) sowie ISTAT, 2007.

^b Hauptkomponente der WVS-Items A165 und A035.

^c Quelle: WVS, fünfte Welle. Die Daten sind auf der regionalen Ebene nicht repräsentativ.

^d Mit der Anzahl der gegebenen Basisvariablen gewichteter Mittelwert jeder Region (zu Basisvariablen und Vorgehensweise siehe Welzel, 2013, Online-Anhang S. 20 ff.).

^e Quelle: Sabatini, 2005 (»*Global Social Capital*«).

^f Relativer Korruptionsindex, ca. 1997. Quelle: Golden und Picci, 2005, S. 46 (»*Measure G*«). Latium, Ligurien und das Aostatal von allen Regressionen ausgeschlossen.

^g Regionale Beteiligung am Referendum zur Atomkraft, 12. Juni 2011. Latium, Lombardei und das Aostatal von allen Regressionen ausgeschlossen. Quelle: Online-Wahlarchiv des italienischen Innenministeriums, <http://elezionistorico.interno.it/>.

hundert zeigt die abweichende Sprachstruktur der Dialekte jedoch keine positiven Auswirkungen mehr. Warum nicht?

Warum hat No-drop in Italien keine positiven Auswirkungen mehr?

Diese Tatsache kann natürlich sehr unterschiedliche Ursachen haben; die weitaus plausibelste Erklärung ist aber, dass No-drop hier in der Tat keinen Effekt hat – insbesondere wenn man bedenkt, dass ein solcher Effekt annahmegemäß gar nicht automatisch durch das EPP zustandekommen würde, sondern erst durch gewisse Sprachspiele, die das No-drop-Subjekt mit einer besonderen, dem Anspruch nach »objektiven« Autorität ausstatten würden. Sprachspiele dieser Art scheint es in den NIDs gar nicht zu geben;⁸⁸ insofern sind die NIDs vielleicht gar nicht in derselben

⁸⁸ Poletto, pers. Kommunikation.

Weise von der »Aufhebung« des No-drop-Subjekts betroffen wie die schwachen Subjektpronomen der anderen No-drop-Sprachen – zumindest sind sie es heute nicht mehr. Insbesondere das invariante Klitikum *i* bzw. *a* gilt in manchen Dialekten zunehmend als optional⁸⁹ und scheint, wenn überhaupt, nurmehr eine pragmatische Funktion der Hervorhebung zu haben, die inhaltlich etwa als Ausruf oder Satz-Fokus interpretiert werden kann.⁹⁰ Ursprünglich sind die Subjektklitika der NIDs zwar wie die schwachen Pronomen der anderen Charlemagne-Sprachen aus dem Diskurssubjekt des Mittelalters hervorgegangen; in der Renaissance wurden sie anscheinend sogar mit dem »Feld«-Subjekt synthetisiert – dies jedoch nur im Sinne einer verallgemeinerten Satzbauregel oder als »Auftakt«,⁹¹ der möglicherweise noch mit der damaligen Informationsstruktur korrespondierte, nicht aber in dem Sinne, dass sie jene »subjektiv-objektive« Zusatzbedeutung hätten erlangen können, die für Haltung und Verhalten des »verständigen« Individuums ausschlaggebend ist.

Auch ohne diese Zusatzbedeutung ist es aber denkbar, dass das Subjektklitikum noch bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein als »aufgehobenes« Diskurssubjekt zur Diskursintegration beitragen konnte, indem es die Prämissen von Sätzen explizit machte und somit die Plausibilität von »vernünftigen« Begründungen unterstützte. Man könnte diese Konstellation etwa als »unverstandene Vernunft« beschreiben: als Vorhandensein einer »Räson«, die auch ohne die intuitive Resonanz mit dem »Großen Anderen« erfolgreich »räsonieren« kann; als ein »Überlegen«, das jedoch ohne das Apriori der Überlegenheit auskommen muss und deswegen nicht immer, nicht (vermeintlich) zwingend, Priorität vor Nutzenkalkülen und Präferenzen hat. Es ist durchaus vorstellbar, dass das EPP der NIDs noch bis vor hundert Jahren als »Diskurssubjekt« dabei geholfen hat, eine Streitkultur zu pflegen, die von »vernünftigen« (d.h. von *scheinbar* wohlbegründeten; nicht von »zwingenden«) Argumenten getragen war; in dieser Funktion hätte das No-drop-Subjekt zwar nicht den »zwingenden« Subjektivismus gefördert – wohl aber genau die Praktiken und Institutionen der Deliberation, die Robert Putnam als »bürgerliche Traditionen« (*civic traditions*) beschrieben hat.

⁸⁹ Gorla, 2004, S. 6, 44, 55, passim; Murelli, 2006, S. 50, passim; Vassere, 1993, S. 17 ff.; Moretti, 1999, S. 116 ff..

⁹⁰ Benincà, 1983, S. 28.

⁹¹ Vgl. Kap. 5, Anm. 117 u. begl. Text.

Die Dialektsyntax würde in diesem Fall eine plausible Erklärung dafür bieten, dass diese Traditionen in Norditalien, wie Putnam behauptet, Jahrhunderte überdauern konnten. In einer Studie, die das Sozialkapital von vierhundert nord- und süditalienischen Städten mit deren historischem und geographischem Hintergrund in Bezug setzt, schildern Guiso, Sapienza und Zingales (2008c) beispielhaft den Kontrast zwischen Faenza, der Heimatstadt der Faience-Keramik, und Senigallia, einem Ort, der ca. 130 Kilometer weiter südlich (und damit südlich des Rubikons) an der Dialektgrenze zwischen den nord- und süditalienischen Dialekten liegt.⁹² Im Mittelalter waren beide Städte sehr bedeutend, im südlichen Senigallia wurde sogar noch im neunzehnten Jahrhundert regelmäßig eine der wichtigsten Handelsmessen Italiens abgehalten; im Gegensatz zu Faenza durfte Senigallia aber nie die Erfahrung der Selbstverwaltung als freie Stadt machen. Heute schneidet Senigallia bei vielen Outcome-Variablen des Sozialkapitals schlechter ab als Faenza.⁹³ Guiso, Sapienza und Zingales zeigen, dass sich der Sozialkapital-Niveauunterschied auf die jeweiligen spätmittelalterlichen Institutionen, nicht jedoch noch weiter, auf grundlegendere Charakteristika der Städte zurückführen lassen; sie werten dies als Indiz dafür, dass Putnam richtig liegt, wenn er die heutigen Sozialkapitaldifferenzen auf die mittelalterlichen Erfahrungen mit der Selbstverwaltung im Norden gegenüber der Zentralverwaltung im Süden zurückführt. Auf die Veränderung der Sprachstrukturen am Anfang und Ende des Mittelalters gehen Guiso, Sapienza und Zingales natürlich ebenso wenig ein wie auf die Nähe der heutigen Dialektgrenze zu den Städten, anhand derer sie ihre These illustrieren.

In der heutigen Zeit dürfte das No-drop-Subjekt auch in Faenza keinen Einfluss mehr haben. Gerade in den Städten ist die Dialektnutzung stark zurückgegangen; wo die Dialekte noch gesprochen werden, gleicht sich ihre Grammatik oft an das Italienische an.⁹⁴ Wenn das EPP in den ländlichen Gebieten Norditaliens noch bei-

⁹² Es handelt sich um die Grenze zwischen West- und Ostromanischen Varietäten, die in der romanistischen Literatur traditionell als La-Spezia-Rimini-Linie bezeichnet wird; inzwischen hat sich alternativ die geographisch präzisere Bezeichnung »Massa-Senigallia-Linie« eingebürgert.

⁹³ So weist Faenza eine geringere Anzahl (pro Kopf) von Non-Profit-Organisationen und eine geringere Beteiligung an Referenden auf als Faenza; auch ist in Senigallia keine Organspendeorganisation (vgl. hierzu o. Anm. 84) präsent (Guiso, Sapienza und Zingales, 2008c, S. 3).

⁹⁴ Dies zeigt z.B. Murelli (2006) anhand von Daten des ASIS (*Atlante Sintattico dell'Italia Settentrionale*).

behalten wird,⁹⁵ dann liegt das wahrscheinlich einfach daran, dass die betreffenden Dialektgemeinschaften vergleichsweise klein sind:⁹⁶ in kleinen Sprachgemeinschaften geht der Sprachwandel langsamer vonstatten als in großen, und gerade solche »Komplexitäten« wie das je nach Person zu verwendende Subjektklitikum bilden sich dort leichter heraus und werden länger beibehalten.⁹⁷ Laut Milroy und Milroy (1985) sind hierfür dieselben Sozialstrukturen verantwortlich, die auch für das Sozialkapital von entscheidender Bedeutung sind: »schwache« soziale Bindungen (*weak ties*), die den Aufbau von »brückenbildenden« Sozialkapital fördern, fördern auch den Sprachwandel, während die »starken« sozialen Bindungen (*strong ties*), die im Sinne des Sozialkapitals als problematisch gelten, auch den Sprachwandel behindern.⁹⁸

Die Beibehaltung des Dialekts in bestimmten Provinzen und Kommunen Norditaliens muss demnach – ganz unabhängig vom EPP – wenn überhaupt, dann als Indikator für eine »ungute« Sozialkapitalausstattung interpretiert werden! Dies, sowie die mangelnde Integration der betreffenden Gemeinschaften in die nationale Sprachgemeinschaft, mag schließlich auch einen Teil der negativen Koeffizienten in den obigen Analysen erklären (vgl. Tab. 6.1, 6.2); vermutlich kommen außerdem noch viele weitere Faktoren hinzu, die nicht Thema dieser Arbeit sind.⁹⁹

Ein markanter Einzelfall, an dem sich der negative Zusammenhang zwischen Dialekt und Sozialkapital veranschaulichen lässt, ist die Stadt Guardia Piemontese in der südlichen Region Calabria. Im vierzehnten Jahrhundert suchten dort einige Waldenser aus dem Piemont Zuflucht vor der Inquisition; trotz eines Verbotes, das im Rahmen der Zwangskonversion zum Katholizismus 1561 ausgesprochen wurde, wird in Guardia bis heute okzitanisch gesprochen,¹⁰⁰ ein galloromanischer Dialekt,

⁹⁵ Vgl. Kap. 5, Anm. 159.

⁹⁶ Grasse, 2012, S. 228 f..

⁹⁷ „Linguistic simplification [...] is most likely to be found in communities which demonstrate high contact [...], social instability, and large size. Correspondingly, [...] spontaneous complexification is most likely to emerge in communities characterized by low contact, social stability, and small size.“ (Trudgill, 2011, S. 101)

⁹⁸ „[L]inguistic change is slow to the extent that the relevant populations are well established and bound by strong ties, whereas it is rapid to the extent that weak ties exist in populations.“ (Milroy und Milroy, 1985, S. 375, zit. nach Trudgill, 2011, S. 102)

⁹⁹ Man denke bspw. an die politische Lage in Norditalien (Kap. 5, Anm. 22 ff. u. begl. Text).

¹⁰⁰ Auch im Internet präsentiert sich die Gemeinde auf okzitanisch: ihre offizielle Homepage ist unter <http://www.comune.guardiapiemontese.cs.it/oci/> zu finden (Zugriff am 9. Juli 2014).

der bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein nicht nur referentielle, sondern auch nichtreferentielle Subjektklitika beibehalten hat:

(6:5) *Okzitanisch (Guardia Piemontese, Erhebungspunkt 760, AIS)*

L a pyuvü

„Es hat geregnet.“

Das klitisierte No-drop-Subjekt ist in diesem Dialekt also voll erhalten geblieben – und doch erzielt Guardia Piemontese bei den Outcome-Indikatoren des Sozialkapitals auffallend schlechte Werte. Die Beteiligung am Atomkraft-Referendum 2011 betrug 51,8 Prozent gegenüber 57,0 Prozent im italienischen Durchschnitt sowie 52,6 Prozent in der Provinz Cosenza, in der die Gemeinde gelegen ist; die Beteiligung an Europawahlen (die weniger vom Klientelismus betroffen sind als andere Wahlen) betrug in Guardia Piemontese von 1979 bis 2009 nur durchschnittlich 65,6 Prozent, was weit unter dem italienischen Durchschnitt von 76,5 Prozent liegt.¹⁰¹ Ganz offensichtlich ist No-drop auch in Süditalien kein Garant für »gutes« Sozialkapital: die positiven Effekte, die das EPP in den nördlichen Regionen und in den nationalen Standardsprachen Nordwesteuropas, insbesondere im Zusammenspiel mit bestimmten »objektiv-subjektiven« Sprachspielen, entfalten konnte, können in Guardia Piemontese nicht zur Wirkung kommen.

Exkurs: Pro-drop im Schweizerdeutschen?

Ähnlich sind wohl auch die verschiedenen No-drop-Varianten zu beurteilen, die das Alemannische in der Schweiz hervorgebracht hat. Gerade in bezug auf das Expletivum gibt es eine erstaunliche, sprachwissenschaftlich noch weitgehend unerforschte Vielfalt an Auslassungsmöglichkeiten des Subjektpronomens; der von Soziolinguisten wie Milroy und Milroy (1985) und Trudgill (2011) beschriebene Zusammenhang zwischen der Abgeschlossenheit einer Sprachgemeinschaft und ihrer Herausbildung oder Bewahrung besonderer Sprachmerkmale lässt sich hier deutlich beobachten. Zum Beispiel verzeichnet die Dialektsyntax-Datenbank (SADS)¹⁰²

¹⁰¹ Alle Angaben vom italienischen Innenministerium (vgl. o. Anm. 82).

¹⁰² Syntaktischer Atlas der Deutschen Schweiz.

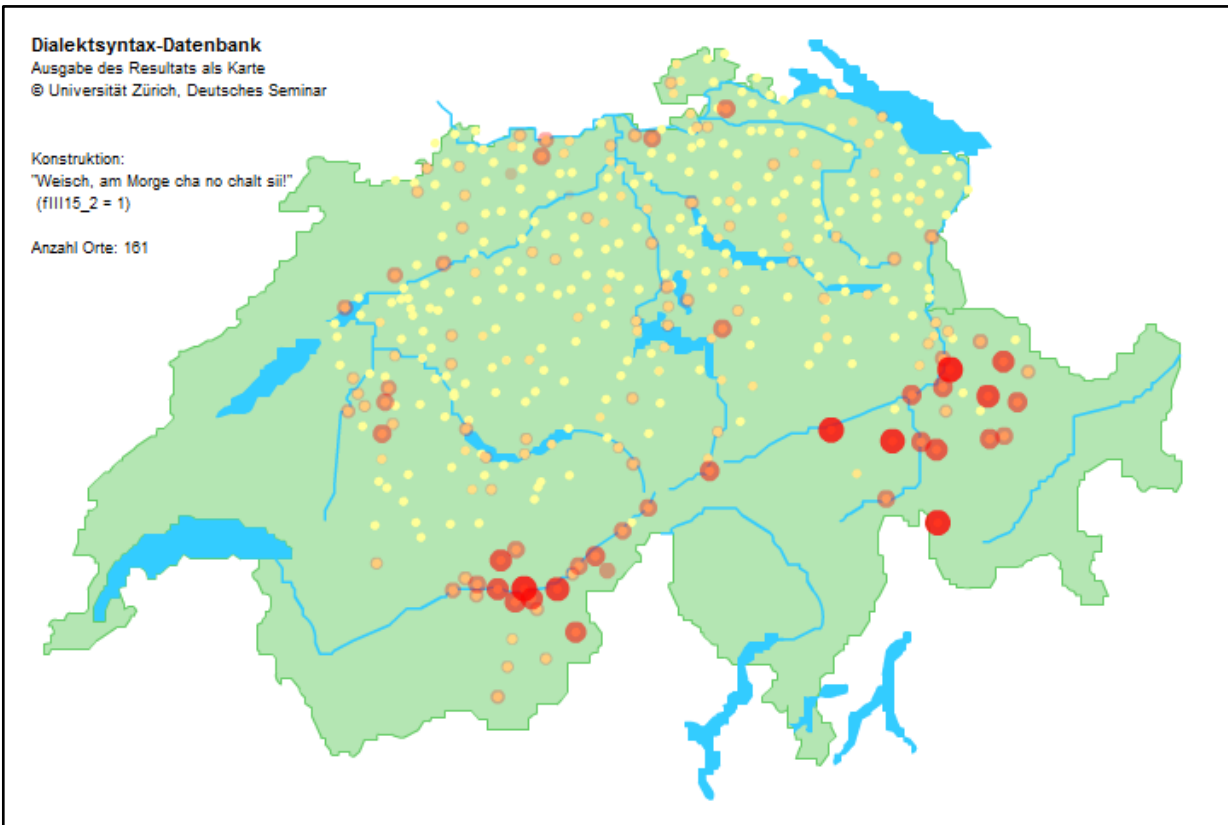


Abbildung 6.2. Der Satz *...am Morge cha no chalt sii* ohne Expletivsubjekt findet in den abgelegensten Tälern der Alpen besonders viel Akzeptanz. Gelb sind die Erhebungspunkte markiert, an denen die Variante von keiner Gewährsperson akzeptiert wurde.

Quelle: Dialektsyntax-Datenbank der Universität Zürich (Zugriff: 24. August 2013).

der Universität Zürich, die auf eine zwischen 2000 und 2002 durchgeführte Erhebung unter jeweils mehreren ortsansässigen Personen in 370 Schweizer Gemeinden zurückgeht, in den abgelegensten Alpentälern eine überdurchschnittliche Anzahl von Sprechern, die den Satz *...am Morge cha (s) no chalt sii* ‚am Morgen kann es noch kalt sein‘ ohne Expletivsubjekt für korrekt halten (vgl. Abb. 6.2). Noch auffälliger ist die ungleiche Akzeptanz der Konstruktion *...(z) säge, (es) bruuchi (e)-kei Turnhalle* ‚zu sagen, es brauche keine Turnhalle‘, in der das *es* das subjektive »Feld« einer persönlichen Ansicht bezeichnet: ohne Expletivsubjekt findet dieser Satz nur in Appenzell-Ausserrhoden Akzeptanz – sowie in zwei sehr abgelegenen Orten im Kanton Wallis, die zu einer völlig anderen Dialektgruppe zählen.

In denselben Walliser Gemeinden ersetzen jedoch viele Gewährspersonen aus eigenem Antrieb das klitische Subjektpronomen *-i* im Satz *...woni han welle ässe* ‚als ich essen wollte‘ durch ein im Fragebogen nicht vorgesehenes vollwertiges *ich*

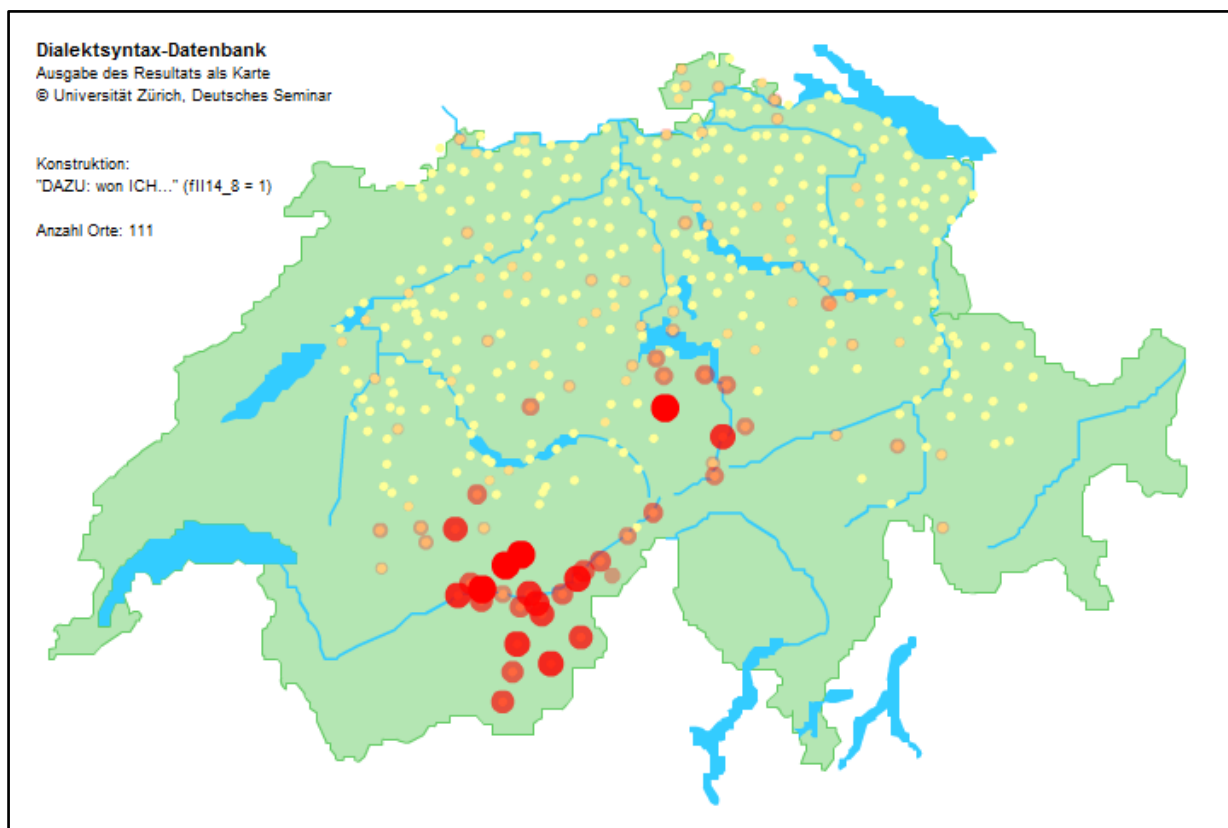


Abbildung 6.3. Der Satz ...woni han welle ässe mit klitischem 1SG-Pronomen *-i* findet im Wallis, einigen Walsergemeinden Graubündens und in der Zentralschweiz wenig Akzeptanz: viele Gewährspersonen fordern ein vollwertiges Pronomen wie *ich*.

Quelle: Dialektsyntax-Datenbank der Universität Zürich (Zugriff: 23. August 2013).

(vgl. Abb. 6.3). Die betreffenden Dialekte scheinen sich demnach in einer »individualistischen« Phase der No-drop-Entwicklung zu befinden; anscheinend haben sie ähnlich wie die NIDs das »Diskurssubjekt« grammatikalisiert, ohne es mit dem »Feld«-Subjekt kurzzuschließen.

Umgekehrt gibt es in den Kantonen Aargau und Luzern aber auch Dialekte, deren Verwendung von Expletiva sogar noch über das Hochdeutsche hinausgeht:¹⁰³ der Satz *Do wird (s) gwärchet* ‚Da wird gearbeitet‘ wird z.B. in Willisau von fünfzig, in Aesch (LU) sogar von über sechzig Prozent der Befragten für korrekt gehalten (vgl. Abb. 6.4). Die geographische Abgeschiedenheit scheint hierfür auf den ersten Blick keine Erklärung zu bieten: die betreffenden Dialekte befinden sich in mitten des Schweizer Mittellands, wo sie kaum durch topographische Hin-

¹⁰³ Auf dieses Kuriosum der germanischen Syntax wurde schon vor mehr als einhundert Jahren durch Arthur Frey hingewiesen (1906, S. 28, zit. Glaser, 2003, S. 44).

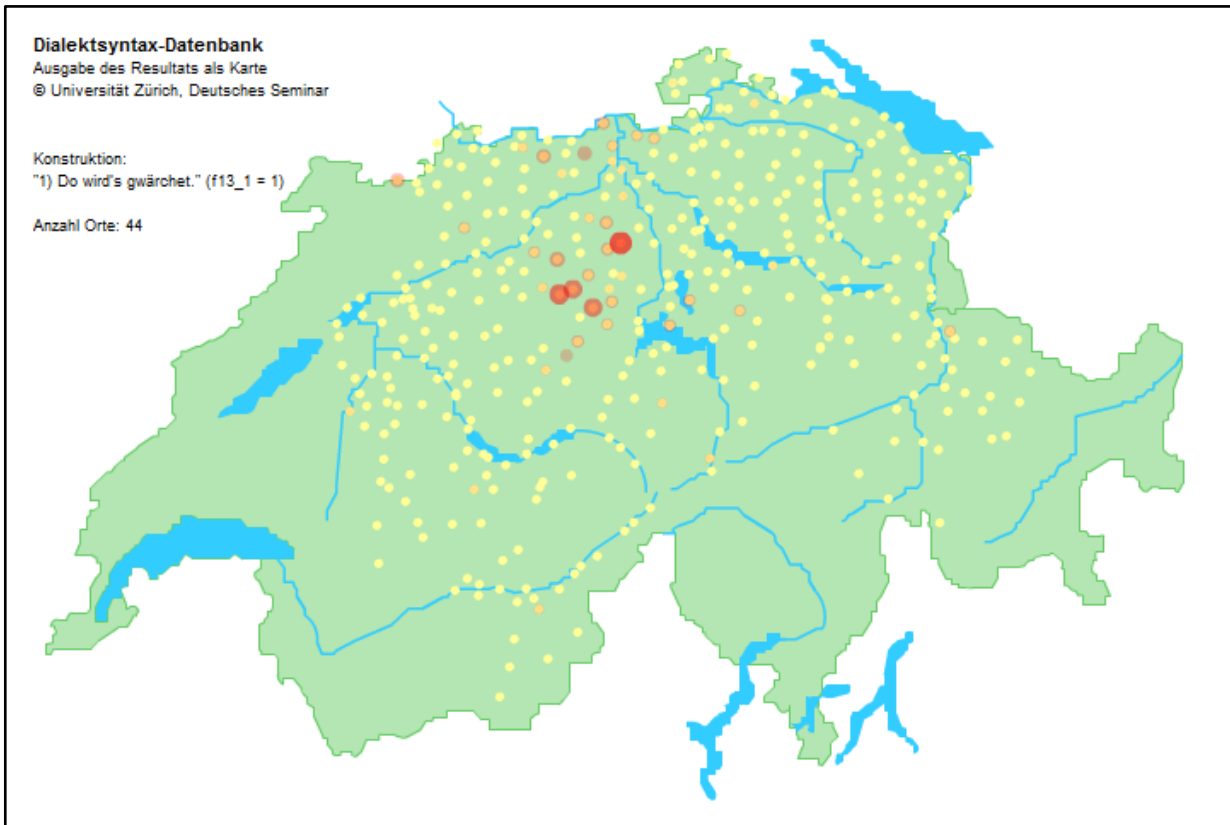


Abbildung 6.4. Der Satz *Do wird's gwärchet* mit Expletivsubjekt *-s* im Satzmittelfeld findet vor allem in Luzern und teilweise im Aargau Akzeptanz. Es handelt sich um Gebiete, die sich zwar nicht topographisch, wohl aber konfessionell von der Umgebung abheben.
Quelle: Dialektsyntax-Datenbank der Universität Zürich (Zugriff: 23. August 2013).

vor äußeren Einflüssen geschützt sind. Plausibel erscheint indes die Vermutung, dass die Abgrenzung dieser Dialekte auf konfessionelle Unterschiede zurückgeht. Schon im siebzehnten Jahrhundert war der katholische Kanton Luzern nach Norden, Westen und Süden hin von reformierten Gebieten umgeben, darunter z.B. die Landgemeinden des Kantons Bern, in denen die frühneuzeitliche Sozialdisziplinierung aufgrund der reformierten »Sittenzucht« und »Kirchenzucht« sicherlich etwas anders verlief als in Luzern.¹⁰⁴ Man darf vermuten, dass von diesen Unterschieden direkt oder indirekt auch die Prozesse der Alphabetisierung und des Sprachwandels, die zur Grammatikalisierung des Expletivums im Satz-Mittelfeld geführt haben, betroffen waren.

¹⁰⁴ Vgl. Schmidt, 1995; Schilling, 1997. Schilling (1999, 2008) liefert einen europaweiten, Schilling (2007) einen konfessionsvergleichenden Überblick zur frühneuzeitlichen Sozialdisziplinierung.

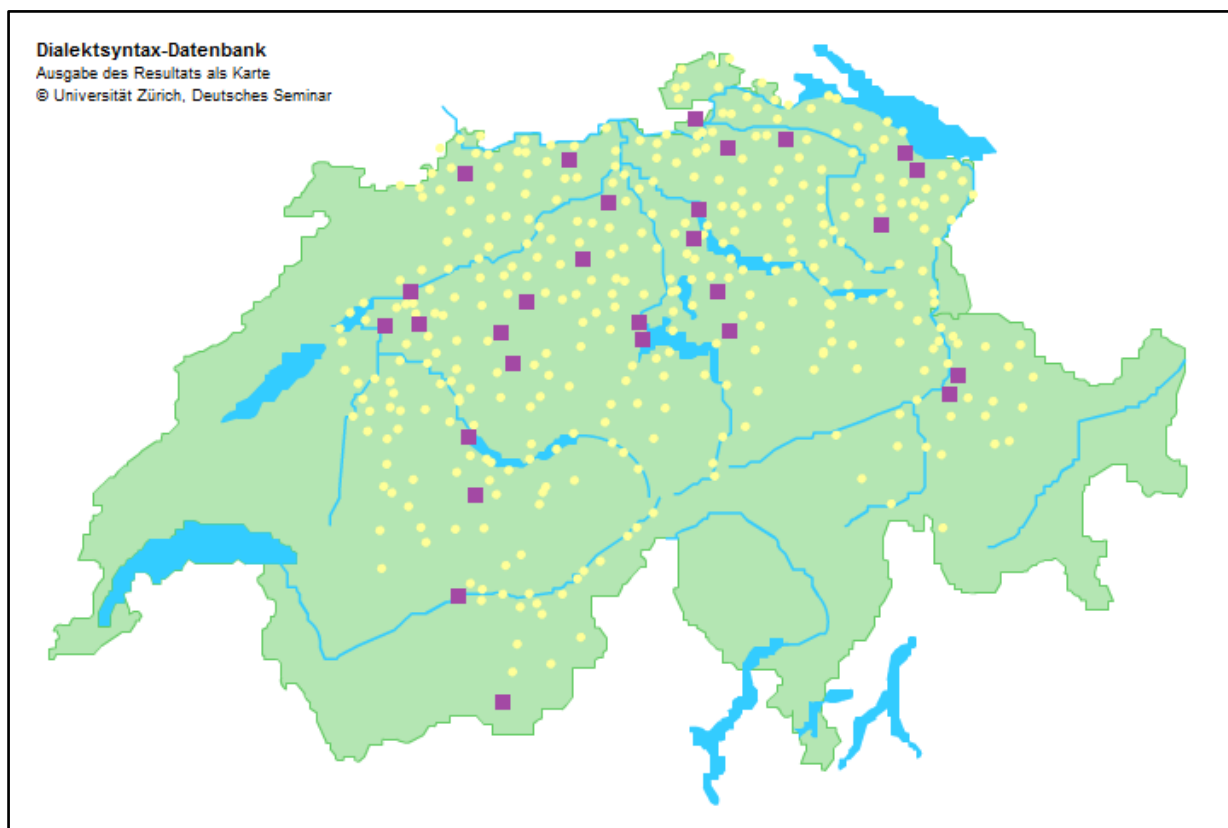


Abbildung 6.5. Die Dialektsyntax-Datenbank enthält 28 Erhebungspunkte, deren Daten mit sozialwissenschaftlichen Umfragedaten in Bezug gesetzt werden können.

Quelle: Eigene Darstellung, basierend auf einer online generierten Abbildung der Dialektsyntax-Datenbank der Universität Zürich.

Eine genaue Analyse dieser Zusammenhänge erscheint hier verzichtbar, da die genannten Besonderheiten jeweils nur kleine Gebiete betreffen und eine vertiefende Fallstudie an dieser Stelle über das Ziel hinausführen würde. Allerdings fällt auf, dass Abweichungen vom Hochdeutschen vor allem in katholischen Gebieten zu verzeichnen sind. Für den letzten Schritt unserer Analyse werden wir daher eine Kontrollvariable bilden, die die Differenz zwischen reformierten und katholischen Bevölkerungsanteilen wiedergibt; unter Berücksichtigung dieser Kontrollvariable wollen wir versuchen, die Subjektauslassung im Schweizerdeutschen auf ihre mögliche Sozialkapitalwirkung hin zu untersuchen. Allerdings werden wir dabei nicht die Expletivsubjekte betrachten, deren Variation für einen gesamtschweizerischen Vergleich zu unsystematisch erscheint, sondern einige andere Beispielsätze aus der Züricher Dialektsyntax-Datenbank herausgreifen, die sich auf die Auslassungsmöglichkeiten von referentiellen Subjekten beziehen. Die einzelnen Sätze sind in Tabelle A17 im Anhang aufgeführt; es handelt sich durchweg um Sätze, in denen

Pronomen der Personen 1SG, 2SG, 2PL, jedoch keine Pronomen der dritten Person ausgelassen werden können. Auslassungen der dritten Person sind im Schweizerdeutschen ebenso unüblich wie im Hochdeutschen; dies bestätigt unsere obige Annahme, dass es sich auch beim alemannischen No-drop-Subjekt in erster Linie um ein grammatikalisches Diskurssubjekt handelt.

Zum historischen Vergleich wird außerdem der sogenannte Wenkersatz 12 (‘Wo gehst du hin’) herangezogen, der im Alemannischen meistens kein offenes Subjektpronomen enthält (z.B. Wenkerbogen 42777, Erhebungsort St.Gallen: *Wo gooscht hee*).¹⁰⁵ »Wenkersätze« sind Beispielsätze, die zwischen 1876 und 1939 unter der Leitung des Marburger Sprachwissenschaftlers Georg Wenker und seines Nachfolgers Ferdinand Wrede an Schulen des gesamten deutschen Sprachraums in den jeweiligen lokalen Dialekt übertragen wurden. In der Schweiz fand die Erhebung zwischen 1926 und 1933 statt;¹⁰⁶ 277 Wenker-Orte lassen sich je einer Gemeinde zuordnen, die auch im SADS enthalten ist.¹⁰⁷ Für unsere Zwecke ist es sinnvoll, anhand der Primärdaten, die dem *Digitalen Wenker-Atlas* (DiWA) entnommen werden, analog zu den bisherigen Analysen eine binäre No-drop-Variable zu bilden; liegen aus einer Gemeinde mehrere Wenkerbögen vor, so wird arithmetisch gemittelt. Klitisierte Pronomen wie *-e* (z.B. Wenkerbogen 45772, Trub: *Wo geischte hy*) werden als Pro-drop gewertet.

Etwas schwieriger ist es, auf der Ebene der Schweizer Gemeinden valide Sozialkapital- und Outcome-Indikatoren zu finden. Hilfsweise können wir auf die Datensätze zweier Umfragen zurückgreifen, in denen das generalisierte Vertrauen erhoben wurde, nämlich im Forschungsprojekt *Size and local democracy* sowie auf den *Schweizer Freiwilligen-Monitor Gemeinden*.¹⁰⁸ Der erstgenannte Datensatz enthält zehn,¹⁰⁹ der zweite achtzehn Gemeinden, die auch im SADS enthalten sind; innerhalb der einzelnen Gemeinden wurden jeweils zwischen 29 und 105 Personen zufällig für die Befragung ausgewählt. Allerdings fand die Befragung des erstge-

¹⁰⁵ Vgl. Fleischer, 2013.

¹⁰⁶ Digitaler Wenkeratlas, online im Internet: <http://www.diwa.info/Geschichte/RolleDesWenkeratlasses.aspx> (Zugriff am 14. Juli 2014).

¹⁰⁷ Elf Gemeinden enthalten mehr als einen SADS-Erhebungsort; hier werden die Angaben jeder einzelnen Gewährsperson mit dem gleichen Gewicht in den Gemeindegewert eingerechnet.

¹⁰⁸ Ladner und Bühlmann, o.D.; Freitag et al., 2013. Beide Datensätze wurden durch FORS zur Verfügung gestellt.

¹⁰⁹ Unter Ausschluss der überwiegend französischsprachigen Gemeinde Fribourg.

nannten Projekts bereits 2002, die des zweiten erst 2010 statt, und die interessierende Variable wurde unterschiedlich kodiert, nämlich im ersten Fall auf einer neunstufigen Skala (1 bis 10), im zweiten Fall auf einer zehnstufigen (0 bis 10) Skala. Die Verteilungen im jeweiligen Sample sind einander jedoch sehr ähnlich, wenn die beiden niedrigsten Antwortkategorien des zweiten Datensatzes (0 und 1) zu einer einzigen Kategorie (1) zusammengefasst werden; auch der Vergleich zwischen zwei Gemeinden, die in beiden Samples enthalten sind,¹¹⁰ lässt eine Fusionierung der beiden Datensätze vertretbar erscheinen. So steht immerhin für 28 Gemeinden unseres Samples ein Durchschnittswert des generalisierten Vertrauens zur Verfügung (vgl. Abb. 6.5).

Daneben ist für alle 370 Gemeinden die Beteiligung an Referenden bekannt, die als Outcome-Variable des Sozialkapitals interpretiert werden kann. Wie in Italien würde sich in der Schweiz ein nationales Referendum zur Atomkraft zur Analyse anbieten, das im Mai 2003 durchgeführt wurde; da gerade auf Gemeindeebene aber die Gefahr besteht, dass die Beteiligung durch lokale Interessen verzerrt wird, berechnen wir besser den Durchschnitt der Beteiligung an fünf anderen Referenden, bei denen ein lokaler Bezug weitgehend ausgeschlossen werden kann (vgl. Anhang, Tab. A18).

Zu welchen Einsichten führt nun die Betrachtung der Korrelationen zwischen den einzelnen No-drop-Variablen, Konfessionen und Sozialkapitalindikatoren? Zunächst einmal ist festzustellen, dass die Differenz zwischen reformierten und katholischen Einwohnern einer Gemeinde tatsächlich hochsignifikant mit vier unserer fünf SADS-No-drop-Variablen korreliert; bei der fünften handelt es sich um einen Fall von Topik-Drop, der offenbar anders zu bewerten ist. Allerdings haben die Korrelationen unterschiedliche Vorzeichen – und zwar selbst dann, wenn die fragliche Konstruktion grundsätzlich gleich ist! So geben die Einwohner der reformierten Gemeinden an, die Auslassung des 1SG-Subjektpronomens in einem Relativsatz wie *...de Maa won em geschter de Wääg zeigt han* (SADS II.18) sei durchaus möglich; verlangt der Fragebogen jedoch eine analoge Konstruktion in einer Übersetzungsaufgabe, so sind es eher die Einwohner der katholischen Gemeinden, die dazu neigen, *...d Frau wo-re scho lang s Buech sött bringe* (SADS II.2) ohne Subjektpronomen zu produzieren.

¹¹⁰ Rüti (ZH) und St. Margrethen; diese beiden sind jedoch nicht im SADS enthalten.

Wie diese Ergebnisse zu interpretieren sind, ist auf den ersten Blick nicht ersichtlich, und auch der Vergleich mit anderen Variablen bringt keinen Aufschluss. Die auf dem Wenkersatz 12 basierende No-drop-Variable korreliert nicht mit der Konfession; unter den SADS-Beispielsätzen korreliert sie ausschließlich mit dem Fragesatz *Ha-der daas nid scho verzellt* (SADS I.15), in dem freilich nicht das 2SG-, sondern das 1SG-Pronomen fehlt. Ob hieraus geschlossen werden kann, dass die Subjektauslassung in Fragesätzen anderen Gesetzmäßigkeiten folgt als in anderen Sätzen, darf allerdings bezweifelt werden; viel plausibler erscheint die Hypothese,¹¹¹ dass einige Dialekte (wie z.B. das Zürichdeutsche) stärker als andere Dialekte dazu tendieren, das Pronomen auszulassen, wenn das Aussprechen z.B. zwischen zwei Konsonanten einen allzu großen Aufwand verursachen würde. Im Geiste des Sprechers (syntaxtheoretisch: in der »logischen Form« des Satzes) wären die Pronomen demnach also noch vorhanden; erst beim Aussprechen werden sie dann „durch allgemeingültige, noch produktive phonologische Regeln elidiert“.¹¹² Die Subjektauslassung im Schweizerdeutschen würden sich somit fundamental von den »echten« Pro-drop-Phänomenen unterscheiden, die aus einigen Varietäten des Bairischen bekannt sind.¹¹³

Wenn das so ist – und wenn wir weiterhin davon ausgehen,¹¹⁴ dass im Hinblick auf etwaige Effekte der sprachlichen Relativität nicht die schiere Frequenz einzelner Worte, sondern die Sprachstrukturen selbst ausschlaggebend sind –, dann ist eigentlich zu erwarten, dass die alemannischen (referentiellen) Subjektauslassungen im Sinne des Sozialkapitals gar keinen Einfluss haben – ähnlich wie in Norditalien, jedoch aus anderen Gründen. Bestätigen die verfügbaren Daten diese Erwartung?

Das generalisierte Vertrauen zeigt im Vergleich der Schweizer Gemeinden eine positive Korrelation mit dem Bevölkerungsanteil der Reformierten – ein Zusammenhang, der aus internationalen Vergleichen einschlägig bekannt ist;¹¹⁵ die Beteiligung an Referenden scheint jedoch von der Konfession unabhängig zu sein. Auch untereinander sind die beiden Sozialkapitalindikatoren unkorreliert. Mit einzelnen No-drop-Variablen zeigen sie signifikante Korrelationen, die jedoch keine nahelie-

¹¹¹ In Anlehnung an Werner, 1999.

¹¹² Werner, 1999, S. 136.

¹¹³ Vgl. dazu Bayer, 1984; Fuß, 2003, 2011.

¹¹⁴ Vgl. Kap. 1, Anm. 21 u. begl. Text sowie die einleitenden Ausführungen des dritten Kapitels.

¹¹⁵ Vgl. Keller, 2008, S. 122, unter Hinweis auf Eric Uslaner und Robert Putnam.

gende Interpretation ins Auge springen lassen; dies gilt sowohl für die paarweisen als auch für die partiellen Korrelationen unter Berücksichtigung der Konfession als Kontrollvariable. Entnimmt man den beiden Umfragedatensätzen als zusätzliche Kontrollvariable das durchschnittliche Haushaltseinkommen jeder Gemeinde,¹¹⁶ so bleiben gar keine signifikanten Korrelationen zurück.

Innerhalb der Schweiz scheint die Variation der Subjektauslassungen also keine sozialkapitalwirksamen Effekte der sprachlichen Relativität auszulösen; dies gilt zumindest für das referentielle Nullsubjekt. Die zahlreichen Variationen des Expletivsubjekts im Schweizerdeutschen im Zusammenhang mit Konfessionen, Sozialdisziplinierung und Sozialkapital dürften dagegen ein sehr lohnendes Thema vertiefender Fallstudien hergeben, die viel zur Überprüfung und Verfeinerung der in der vorliegenden Arbeit entworfenen Theorie beitragen können.

Resümee

Im fünften Kapitel haben wir die Phylogenese der nordwesteuropäischen No-drop-Sprachen betrachtet und gesehen, dass das heutige, obligatorische Subjekt im dreifachen Sinne ein »aufgehobenes« Subjekt ist. Besonders wichtig war dabei die Erkenntnis, dass die Satzbauregel des obligatorischen No-drop-Subjekts als formales Kriterium der Grammatik keine semantische Bedeutung hat; Kinder vermögen sie aber trotzdem zu erlernen, und so ist davon auszugehen, dass die Regel intuitiv mit irgendeiner Bedeutung verknüpft wird. Nur: Was ist diese Bedeutung? Kann es sein, dass sie eine »gute« Wirkung auf das Verhalten hat?

Aufbauend auf dem historischen Hintergrundwissen des fünften Kapitels haben wir im sechsten Kapitel nachvollzogen, wie die fragliche Bedeutung bzw. Wirkung des modernen No-drop-Subjekts aus zwei früheren, »aufgehobenen« Bedeutungen des Subjekts synthetisiert wurde. Zum einen kannten viele germanische Sprachen schon seit dem frühen Mittelalter ein offenes Expletivsubjekt, das das »Feld« oder den Wahrnehmungshorizont derjenigen Person bezeichnete, aus deren Perspektive

¹¹⁶ Das Einkommen wird in der Schweiz statistisch nicht auf Gemeindeebene erhoben. In den beiden zitierten Umfragedatensätzen ist es jedoch als Variable enthalten, und zwar in Form von Einkommensklassen; diese lassen sich problemlos auf eine gemeinsame sechsstufige Ordinalskala bringen, aus der für jede Gemeinde der Durchschnittswert berechnet werden kann. Anpassungen an die unterschiedlichen Erhebungszeitpunkte sind so jedoch nicht möglich.

die Satzaussage getroffen wurde. Während des Mittelalters wurde zudem noch eine Art »Diskurssubjekt« grammatikalisiert: einzelne Sätze wurden zu Satzgefügen und Diskursabschnitten zusammengefügt, indem ein offen realisiertes Subjekt auf umliegende Sätze bezugnahm und den eigenen Satz so im Zusammenhang verankerte. Die Synthetisierung von »Feld«- und Diskurssubjekt lässt sich etwa auf das fünfzehnte Jahrhundert datieren; von nun an musste ein Subjekt obligatorisch in jeden Satz eingefügt werden, und in der dafür vorgesehenen neuen (EPP-) Position der Satzstruktur »erhielten« sowohl das Diskurs- als auch das Feld-Subjekt den neuen Status des obligatorischen No-drop-Subjekts. Sie gingen in einer neuen Kategorie auf, die etwa als »Diskursfeldsubjekt« bezeichnet werden kann: der Diskurs begann selbst eine eigene, abstrakte, vom subjektiven Sprecher unabhängige Perspektive zu entwickeln – sozusagen die postsubjektive Perspektive einer fiktiven vermeintlichen *Objektivität*.

Auch in einigen nichtgermanischen Sprachen, in denen das Feld-Subjekt zuvor keine Tradition hatte, verankerte das obligatorische No-drop-Subjekt nunmehr jeden Satz im Diskurs und erweckte dadurch den Anschein, die Prämissen jeder Prädikation könnten vernünftig begründet werden. Kulturhistorisch war die Herausbildung dieser syntaktischen Eigenschaft von vielen Neuerungen begleitet, die den gemeinsamen Zug tragen, dass in schier zwanghafter Weise um vermeintlich objektive Wahrheiten gerungen wurde. Christliche Reformbewegungen, wissenschaftliche und künstlerische Fortschritte, die Gewaltausbrüche jener Zeit – alle diese Ereignisse zeugen von der tiefgreifenden Transformation, die mit der Grammatikalisierung des No-drop-Subjekts einherging. Überwunden werden konnte diese Phase erst ab dem siebzehnten Jahrhundert, als das Aufeinanderprallen verschiedener Ansichten durch die allgemeine Einsicht in die Vernunft »aufgehoben« wurde. Natürlich wurde der Primat der Vernunft nicht erst jetzt erfunden; durch das Diskursfeldsubjekt konnte sich die Überlegenheit des Überlegens aber einer Plausibilität erfreuen, die bis dahin im besten Wortsinne undenkbar gewesen war. Aus dem Ver|stehen verschiedener Ansichten und Stand|punkte war die Einsicht in das Urteil des Ver|standes hervorgegangen; und diese Einsicht galt als zwingend.¹¹⁷

¹¹⁷ Man kann etwa zum gleichen Zeitpunkt auch die Herausbildung der »kritischen Methode« in der Theologie beobachten (vgl. von Treskow, 2002; Rauschenbach, 2002). Naturwissenschaftlich markiert das Werk des »letzten Magiers« Isaac Newton (so John Maynard Keynes) die Schwelle zur neuen Epoche (vgl. in demselben Sammelband Fischer, 2002).

Fortan bestimmte das Moment des verinnerlichten Zwangs den Werdegang der Theologie, der Künste, der Wissenschaft, vor allem aber der dadurch erst möglich gewordenen modernen Politik. Als institutioneller Agent des Objektiven, der den Geltungsanspruch der Rason verbindlich in Entscheidungen und Gesetze ummünzen würde, etablierte sich der moderne souveräne Staat: ein abstraktes Herrschaftsgebilde, dessen Untertanen sich selbst regieren, indem sie ihre persönlichen Ansichten der Einsicht in die Vernunft unterordnen. Die Selbstunterwerfung des Individuums gestattete die Herausbildung neuer Organisationsformen, die dem Individuum einen vorher nie dagewesenen Handlungsspielraum einräumten; später kam es zum geordneten Wettbewerb, den wir ökonomisch als Marktwirtschaft und politisch als Demokratie bezeichnen. Die Paradoxie dieses Regimes, das die Ordnung mit der Freiheit, den Wettbewerb mit Solidarität, Werthaltungen mit ihrer jederzeitigen Infragestellung zusammendenken will, wird nur durch den Geltungsanspruch der Vernunft geheilt bzw. »aufgehoben«.

Es liegt auf der Hand, dass die No-drop-Länder bei der Pflege und Nutzung solcher Regimes im Vorteil sind, denn No-drop naturalisiert genau die Fiktion der Objektivität, auf die das Regime der Moderne implizit rekurriert, und macht die Selbstunterwerfung des verständigen Individuums gleichsam zur Selbstverständlichkeit. Durch die Standardisierung der Sprachen und Einführung der Schulpflicht wurde dieser Vorteil zusätzlich konsolidiert; im Falle der Pro-drop-Sprachen ist die Standardisierung freilich kritischer zu beurteilen. Zwar ist sie auch hier Voraussetzung für die ökonomische und politische Integration einer Gesellschaft, sie verhindert aber die Weiterentwicklung der Sprache »entsprechend« den modernisierten Lebensverhältnissen. Ein interessantes Fallbeispiel, das diesen Zusammenhang illustriert, ist der Aufstieg und Fall Norditaliens: während der entscheidenden Phase der Modernisierung konnten die nördlichen Regionen Italiens offenbar noch von dem Umstand profitieren, dass dort No-drop-Dialekte gesprochen wurden, gegen Ende des zwanzigsten Jahrhunderts ging die Dialektnutzung dann aber zurück, und in der nationalen Pro-drop-Sprachgemeinschaft ging der positive No-drop-Effekt verloren. Wo in Norditalien heute noch Dialekt gesprochen wird, zeugt dies nurmehr von Entwicklungsrückständen und Partikularismen, die einem »guten« Verhalten im Sinne des Sozialkapitals eher abträglich sind; das Vorhandensein der No-drop-Tradition kann unter diesen Umständen nicht mehr als Sozialkapitalfaktor zur Wirkung kommen.

Schlussfolgerungen

Grammatik als Gesellschaftsvertrag

„Der freiheitliche, säkularisierte Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann.“ Noch vor fünfzig Jahren konnte Ernst-Ulrich Böckenförde mit diesen Worten, dem sogenannten Böckenförde-Diktum, in Deutschland eine große Kontroverse auslösen.¹ Jahrzehnte später erläuterte der Staatsrechtler, die freiheitliche Ordnung des modernen Nationalstaates brauche „ein verbindendes Ethos, eine Art ›Gemeinsinn‹“, und es stelle sich die Frage: „Woraus speist sich dieses Ethos, das vom Staat weder erzwungen noch hoheitlich durchgesetzt werden kann? [...] was sind die Faktoren und Elemente dieser Kultur?“²

In der Zwischenzeit ist die Suche nach den Voraussetzungen der Rechtsstaatlichkeit zu einem anerkannten Forschungsfeld geworden. Ähnlich wie der Jurist Böckenförde in der noch jungen Bundesrepublik, begannen nach dem Ende des Kalten Krieges auch die Wirtschaftswissenschaftler, nach den kulturellen Erfolgsbedingungen ihrer Modelle zu fragen. Als wolle man sich auf das Gebiet der Geographie vorwagen, begnügte man sich nicht mehr mit der Analyse von (Re-) Allokations- und Produktionsprozessen, sondern wollte gleichsam die ihnen vorausgehende Ressourcenausstattung selbst verstehen – zumindest im Hinblick auf die »Kultur«, die von Sozialkapital- und Modernisierungstheoretikern als endogene Größe konzipiert wurde. Einige Vertreter benachbarter Disziplinen wie Bourdieu, Coleman oder Putnam hatten schon vor 1990 wichtige Schritte in diese Richtung

¹ Böckenförde, 1976 [1964], S. 60.

² Böckenförde, 2010.

unternommen; viele weitere, nicht zuletzt auch Psychologen unterschiedlicher Couleur,³ sind inzwischen noch hinzugekommen.

Die vorliegende Studie reiht sich in dieses disziplinenübergreifende Forschungsprogramm ein, indem sie die Frage thematisiert, ob strukturelle Eigenschaften der Sprache, namentlich das sogenannte »EPP«-Merkmal⁴ der nordwesteuropäischen Sprachen (No-drop) und seine diversen Variationen selbst als »Sozialkapital« zu werten sind, das neben dem herkömmlichen »kulturellen« Sozialkapital einen eigenen (positiven oder negativen) Beitrag im Sinne des Sozialkapitals leisten kann. Die Antwort ist ein vorsichtiges Ja – vorsichtig insofern, als es problematisch erscheint, Sprache und Kultur bzw. Mentalität konzeptuell voneinander zu trennen.⁵ Sprachliche und kulturelle Kategorien bedingen und konstituieren einander gegenseitig, sind miteinander verwandt, ineinander verschränkt; Sprachmerkmale sind unmittelbar als Kulturmerkmale anzusehen. Bereits Giovanni Sartori (1984) stellte treffend fest, in jeder Sprache seien bestimmte Arten der Perzeption und Konzeption der Wirklichkeit »verkörpert«; die Sprache sei ein »gedankenprägendes Instrument«.⁶

Aufgrund der Ergebnisse, die die vorliegende Studie zutage gefördert hat, können diese beiden Behauptungen bestätigt werden. Welche Konsequenzen sind daraus zu ziehen? Bevor wir ganz kurz auf diese Frage eingehen, sollen der Gedankengang und die gewonnenen Einsichten der voranstehenden Kapitel noch einmal zusammengefasst und mit einer Auswahl von parallelen Ansätzen der Literatur in Beziehung gesetzt werden.

Zusammenfassung und Fazit

Ausgangspunkt dieser Arbeit war eine empirisch motivierte Frage, die im ersten Kapitel zugespitzt wurde wie folgt: Macht die obligatorische Setzung eines offenen Satzsubjekts, kurz »No-drop«, die Sprecher von nordwesteuropäischen Sprachen zu »besseren« Individualisten? Kann ein Sprachstrukturmerkmal wie das »EPP«

³ Vgl. Kap. 2, Anm. 73; Kap. 5, Anm. 16.

⁴ Erweitertes Projektionsprinzip; vgl. Kap. 5, Anm. 143 u. begl. Text.

⁵ Vgl. Kap. 4, Anm. 2 bis 7 u. begl. Text; zum Begriff der Mentalität ebd., Anm. 8.

⁶ „...a thought-molding instrument [...] that embodies an overall way of perceiving and conceiving reality.” (Sartori, 1984, S. 18)

der Grund dafür sein, dass das politisch-ökonomische Regime der Moderne, bestehend aus Rechtsstaatlichkeit, Demokratie und Marktwirtschaft, in den betreffenden Ländern besser funktioniert (»Good Governance«) als in anderen Ländern? Partizipiert die Sprache am »kulturellen Sozialkapital« einer Gesellschaft?

Um diese Frage in einer konsistenten, theoriekonformen Weise zu formulieren, galt es im zweiten Kapitel zunächst einmal einen geeigneten Begriffsrahmen zu entwerfen. Die wissenschaftliche Version der Frage lautete dann etwa wie folgt: Leistet die Gewohnheit der Subjektsetzung in den No-drop-Sprachen einen Beitrag zur Verinnerlichung eines Habitus⁴, d.h. einer Haltung, die Menschen dazu veranlasst, einander »Vorschüsse« an Vertrauen und wohlätigen Handlungen entgegenzubringen – und zwar auch dann, wenn *keine* Aussichten auf Rückzahlung bestehen? Trägt No-drop dazu bei, dass ein Individuum sein »Verhalten« auch dann an der Norm der Reziprozität ausrichtet, wenn bei rationaler Betrachtung gar keine Reziprozität besteht? Die geleisteten Vorschüsse, so die Überlegung, könnten dann wie Investitionen in die Produktion eines Mehrwerts einfließen; so würde No-drop, gleichsam als kulturelles Sozialkapital, in derselben Weise rentieren und zum sozio-ökonomischen Wachstum beitragen wie andere Kapitalformen auch.

Im dritten und vierten Kapitel verknüpften wir diesen Gedanken mit einer Intuition, die auf Kashima und Kashima (1998) zurückgeht: Es könnte sein, dass tatsächlich ein Kausalzusammenhang zwischen No-drop und gewissen »guten« Verhaltensnormen vorliegt. Dieser Zusammenhang könnte etwa darin bestehen, dass das obligatorische Subjekt kognitiv zur »Dekontextualisierung« (Hervorhebung) des jeweiligen Subjektreferenten beiträgt. Im Satz ist das (Satz-) Subjekt oft Repräsentant eines Individuums; wenn dieses Individuum, der Subjektreferent, aufgrund der Sprachstruktur besonders prägnant zur Geltung kommt, und wenn dies zur Gewohnheit wird, dann wird dadurch möglicherweise ein gewisser Individualismus gefördert. Der Individualismus ist seinerseits einschlägig dafür bekannt, dass er mit »gutem« Verhalten verbunden ist; es könnte also sein, dass No-drop diesen Effekt verstärkt.

Bei Kashima und Kashima war die Variable No-drop jedoch nur binär kodiert, was eine präzise Untersuchung der genannten Möglichkeit erschwerte. Im dritten Kapitel wurde deswegen eine additive Indexvariable erstellt, die die sprachliche »Dekontextualisierung des Subjekts« quantitativ auf einer kontinuierlichen Skala abbilden sollte. Die Analyse des vierten Kapitels zeigte dann, dass der vermutete

Zusammenhang tatsächlich besteht: je stärker in einer Sprache das (Satz-) Subjekt als aktive Entität zur Geltung kommt, desto stärker ist in der Mentalität der betreffenden Sprachgemeinschaft der Individualismus ausgeprägt. Die Richtung der Kausalität kann aufgrund der beobachteten Korrelation nicht bestimmt werden; zumindest in Europa sind aber die Sprachen (in bezug auf die relevanten Merkmale) seit Jahrhunderten unverändert geblieben, so dass man den Individualismus, so wie er heute anhand von Umfragedaten belegt wird, wohl auf das kulturelle Erbe zurückführen kann, das (u.a.) in den Sprachstrukturen enthalten ist.

Allerdings hat die Analyse auch gezeigt, dass No-drop über den erwarteten Individualismus-Effekt hinaus noch einen zusätzlichen positiven Einfluss auf »Good Governance« zu haben scheint. Führt man die Zielvariable »Good Governance« auf den Individualismus zurück, so liegen die No-drop-Länder zwar im Trend, haben den anderen Ländern aber einen großen Abstand voraus – und dieser Abstand lässt sich nicht allein auf ihren sozioökonomischen Entwicklungsvorsprung reduzieren.

Subjektivismus

So begannen wir im fünften Kapitel, den Hintergrund der No-drop-Eigenschaft doch einmal genauer zu hinterfragen. Wie ist das No-drop-Subjekt der nordwesteuropäischen Standardsprachen ursprünglich entstanden? Lässt sich aus seinem Entstehungskontext eine besondere Bedeutungsdimension ableiten, die den Vorsprung der No-drop-Länder erklärt? Die Untersuchung machte deutlich, dass das moderne obligatorische No-drop-Subjekt aus zwei historischen Vorläufern hervorgegangen ist: einem perspektivischen »Feld«-Subjekt, das in den germanischen Sprachen schon von alters her vorhanden war, und einem Sätze verbindenden »Diskurssubjekt«, das erst im Mittelalter grammatikalisiert wurde. In der modernen Regel des obligatorischen Subjekts wurden diese beiden semantischen Funktionen des Subjekts miteinander kurzgeschlossen: sie wurden synthetisiert und im dreifachen Sinne »aufgehoben«. Vordergründig ist das moderne Sprachmerkmal, dass jeder Satz ein Subjekt enthalten muss, nur eine abstrakte, rein formale Syntaxregel; und doch ist diese Regel, wie im sechsten Kapitel argumentiert wurde, alles andere als bedeutungslos. Durch die Synthese mit dem Feld-Subjekt bekam das Diskurssubjekt gleichsam selbst ein Feld zugewiesen: der Diskurs »erhielt« fortan eine eigene, generalisierte, scheinbar objektive Perspektive.

Ein Muttersprachler erlernt diese Bedeutung des No-drop-Subjekts, die Fiktion der Objektivität, freilich nicht als konkrete semantische Kategorie. Das No-drop-Subjekt ist kein Bezeichner eines bewusst erfassten konkreten Bezeichneten; seine Bedeutung wird rein intuitiv mit der Norm des vernünftigen Begründens, mit einer »verständigen« Haltung und »entsprechendem« Verhalten in Verbindung gebracht. Dies lässt sich an Sprachspielen belegen, in denen nichtreferentielle Subjekte dazu dienen, Autorität zum Ausdruck zu bringen – nämlich die Autorität des Verstandes, die der persönlichen Autorität des Autors der jeweiligen Satzaussage spürbar überlegen ist. Vor allem beim sogenannten Überlegen, d.h. beim Zurückführen von »Ansichten« auf übergeordnete »Einsichten«, ⁷ kommt die Überlegenheit des aufgehobenen Diskursfeldsubjekts zum Zuge: in einem wohlgeformten, vollständigen Satz repräsentiert das Subjekt die wichtigsten Prämissen (Präsuppositionen) der Prädikation.

Durch das Sprachmerkmal No-drop wird also suggeriert, »es gebe« tatsächlich eine überlegene, objektive Autorität: die Autorität der Rason, der »man« sich zu fügen habe. Die sprachliche Suggestion dieser Autorität funktioniert im Grunde ebenso, wie man das von anderen Anwendungsfällen der sprachlichen Relativität her kennt, der Effekt ist bloß etwas weniger leicht zu durchschauen, weil die Bedeutung der Kategorie »EPP« weniger offen zutage liegt als die Bedeutung anderer Kategorien, etwa der Genus-Kategorie. ^{8, 9} Analytisch kann die Bedeutung des No-

⁷ Verstandesmäßige Einsichten, die wie eine zusätzliche Bewusstseinssebene »über« die persönlichen Ansichten gelegt werden; daher das Wort überlegen.

⁸ Die Genus-Kategorie vermittelt dem Muttersprachler den Eindruck, die Welt sei gleichsam von Natur aus in männliche, weibliche und ggf. sächliche Gegenstände eingeteilt oder jedenfalls sinnvoll in diese Kategorien einteilbar. Für den Effekt der sprachlichen Relativität, der hier eintreten kann, muss übrigens gar keine eindeutige Entsprechung zwischen Genus und Geschlecht unterstellt werden: einem intelligenten Deutschsprecher ist klar, dass »die« Wolke (Femininum) nicht weiblich ist, während »der« Baum (Maskulinum) im biologischen Sinne durchaus weiblich sein kann. Unbeschadet dieser Einsicht ist es kaum zu vermeiden, dass sich die Vertrautheit der Genus-Kategorie auf das Welt- und Selbstbild und auf das Verhalten eines Deutschsprechers auswirkt. Eine wirkliche geistige Befreiung von der Genus-Dichotomie bzw. -Trichotomie, wie sie inzwischen von feministischer Seite vorgedacht worden ist (vgl. z.B. die einschlägigen Publikationen von Karen Barad), erfordert große kognitive Anstrengungen und wird sich, solange die Kategorien der Grammatik unverändert bleiben, in der Breite der Gesellschaft kaum durchsetzen können.

⁹ Eine weitere, in diesem Zusammenhang sehr erwähnenswerte grammatikalische Kategorie ist der Akkusativ, der in unterschiedlichen Sprachen für verschiedene Zwecke benutzt wird. „[I]m

drop-Subjekts etwa mit dem »Großen Anderen«, dem Über-Ich identifiziert werden: es handelt sich um genau jenen Teil der individuellen Persönlichkeit, den wir im zweiten Kapitel als notwendige Ergänzung der mikroökonomischen Theorie postuliert haben. Soziologisch ist dieser Teil des Individuums als *Habitus* erfassbar, d.h. als »Haltung«, die nicht auf (egoistischen) Präferenzen, sondern auf sozialen Normen beruht. Bekommt dieses vernünftige und verständige Über-Ich nun durch das No-drop-Subjekt oder durch andere (sprachliche oder außersprachliche Mittel) eine besondere Autorität verliehen, die gegenüber jeder anderen Autorität als überlegen gilt, so lässt sich im Sinne der vorliegenden Arbeit von »Subjektivismus« sprechen: aus dem menschlichen Individuum wird ein »Subjekt«.

Aus mikroökonomischer Sicht ist dabei zu berücksichtigen, dass der *Habitus* nicht durch individuelle Präferenzen auf das Verhalten einwirkt, sondern mit ihnen in einen Gegensatz treten und ihnen überlegen sein kann.¹⁰ Die Auswirkungen dieser Konstellation lassen sich in Form von »guten« Sozialkapital-Outcomes beobachten. Diese Feststellung legt den Verdacht nahe, dass »gute« Outcomes gar nicht so sehr davon abhängig sind, welche Verhaltensnormen der *Habitus* im einzelnen vorsieht: entscheidend für jenes »verständige« Verhalten, das die freiheitliche Ordnung voraussetzt, ist vielmehr die subjektivistische Konfiguration des Individuums als solche.

Im vierten Kapitel konnten wir jedenfalls feststellen, dass No-drop im Ländervergleich einen positiven Effekt im Sinne der »Good Governance« hervorruft; wenn die Analyse des sechsten Kapitels zutrifft, dann konnten auch die nördlichen Regionen Italiens während der Zeit ihrer Modernisierung – d.h. etwa in der zweiten Hälfte des neunzehnten und der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts –

Akkusativ wird er [der Mensch] »erfasst«, wird er Gegenstand einer geistigen Machtausübung“ (Weisgerber, 1958, S. 200). Übrigens interagiert diese Kategorie manchen Sprachen auf höchst verdächtige Weise mit der Genus-Kategorie, indem der Akkusativ je nach Geschlecht unterschiedlich kodiert wird: auffällig sind diesbezüglich z.B. slowakische Deklinationsparadigmen im Vergleich zum Tschechischen. Im Grundsatz ähnlich auch die Kodierung der Animiertheit im südamerikanischen Spanischen (vgl. Kap. 4, Anm. 13).

¹⁰ Ob diese Einwirkung über den Umweg der Nutzenfunktion modelliert wird oder ob dies, wie im zweiten Kapitel vorgeschlagen, vermieden wird, ist letztlich zweitrangig; wichtig ist allein die konzeptuelle Unterscheidung zwischen individuellen und habituellen Präferenzen – nur sie erlaubt eine konsistente Modellierung des antagonistischen Kräftespiels zwischen egoistischen und sozialen Handlungsmotiven.

noch von einer subjektivistischen Mentalität profitieren, die sprachlich im klitisierten No-drop-Subjekt zum Ausdruck kam. Ähnlich wie das »Diskursfeldsubjekt« der modernen germanischen Sprachen verwies vielleicht auch das Subjektklitikum der norditalienischen Dialekte (NIDs) noch auf die Überlegenheit jener vernünftigen Begründungen, auf die jeder vollständige Satz potentiell zurückgeführt werden könnte; die Sprachstrukturen der NIDs hätten damit genau diejenigen Institutionen unterstützt, die Robert Putnam als Kern der »bürgerlichen Traditionen« in Norditalien ausgemacht hat – eine Kultur der Deliberation und der Kooperation, die unter modernen Bedingungen eine große »soziale Effizienz« ermöglichte.

In der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts hat sich dann aber in ganz Italien, vor allem in den Wirtschaftszentren, das Italienische als mehr oder weniger einheitliche Standardsprache etabliert:¹¹ eine klassische Pro-drop-Sprache, in der das Subjekt zwar »prominent« zur Geltung kommt, in der ein »Diskurssubjekt« aber zu keiner Zeit grammatikalisiert worden ist. Auch in den NIDs gilt das Subjektklitikum heute immer öfter als optional; unter Sprachwissenschaftlern ist sein Status umstritten.¹² Mit Trudgill (2011) lässt sich wohl vermuten, dass das Subjektklitikum in den NIDs nurmehr einen »Ballast« darstellt, der in der Grammatik noch tradiert wird;¹³ so kann es nicht verwundern, dass im heutigen Norditalien – jedenfalls im Aggregat, auf Ebene der Regionen – die Dialektnutzung nicht mehr mit guten, sondern mit »schlechten« Outcomes verbunden ist. Das soziolinguistische Spannungsverhältnis zwischen Substandard- und Standardsprache geht mit ökonomischen Disparitäten einher, die zu populistischen Tendenzen bis hin zum Sezessionismus geführt haben; unter diesen Bedingungen schlagen die Vorzüge der dialektalen Besonderheit in ihr Gegenteil um. Sozioökonomisch ist der Vorsprung des Nordens zwar noch vorhanden, und in absoluten Zahlen gemessen ist auch das kulturelle Sozialkapital im Norden weiterhin »besser« als im Süden. In Relation zum Pro-Kopf-Einkommen und zum strukturellen Sozialkapital schneidet der Norden inzwischen aber noch schlechter ab als Mittel- und Süditalien; die kritische Frage des ersten Kapitels, ob der beobachtete positive Effekt von No-drop etwa

¹¹ Genau genommen gibt es auch heute noch kein Standarditalienisch, sondern regionale Varietäten, die sich aber strukturell nicht mehr in derselben Weise unterscheiden wie die Dialekte, deren Färbung sie tragen (vgl. Berruto, 2005, S. 95).

¹² Vgl. Kap. 5, Anm. 159.

¹³ Vgl. Kap. 5, Anm. 1.

bloß durch Pfadabhängigkeiten zustande kommt, ist in bezug auf Norditalien also zu bejahen.

Fazit: Die soziogenetische Funktion der Sprache

Als Ergebnis der Untersuchung kann festgehalten werden, dass die »sprachliche Relativität« – die wechselseitige Verschränkung von Sprache und Mentalität – es tatsächlich gestattet, Sprachstrukturmerkmale als Kulturvariablen zu interpretieren. Natürlich müssen derartige Interpretationen immer mit der größten Vorsicht geschehen, zumal die relevanten Grundlagen der Sprachwandel- und Spracherwerbsforschung äußerst komplex sind. Die empirischen Ergebnisse, die in den vorigen Kapiteln erarbeitet werden konnten, lassen den gewählten Forschungsansatz aber grundsätzlich möglich und sachdienlich erscheinen; die Behauptung des deutschamerikanischen Anthropologen Franz Boas, die Analyse der Sprache biete tiefe Einblicke in die unbewussten Strukturen der Kultur,¹⁴ kann aufgrund unserer Resultate nur bestätigt werden, und auch die von Whorf aufgeworfene Frage, ob es »rückverfolgbare Zusammenhänge« (*traceable affinities*) zwischen kulturellen bzw. Verhaltensnormen und Sprachstrukturen gebe,¹⁵ ist eindeutig zu bejahen.

Allerdings muss in diesem Zusammenhang betont werden, dass das No-drop-Subjekt insofern ein ganz besonderes »kulturelles« Sprachmerkmal ist, als es mit denjenigen kulturellen Gegebenheiten zusammenhängt, die »die Kultur« überhaupt erst als eigene Sphäre haben in Erscheinung treten lassen. No-drop entspricht der Fiktion einer Vernunft, die sich den Anschein gibt, über alles Kulturelle erhaben zu sein; erst durch diese Abgrenzung sind ja im Zuge der Aufklärung im achtzehnten Jahrhundert die modernen Begriffe der »Natur« und »Kultur« entstanden,¹⁶ denen das Politische – die moderne Wirtschaft und Gesellschaft – entfremdet gegenübersteht. Stellt man das EPP, um 1700 endgültig grammatikalisiert, mit anderen Sprachmerkmalen auf eine Ebene und zieht daraus die Konsequenz, dass die Räson selbst »kulturell« geprägt ist, so erscheint die verinnerlichte Vernunft Herrschaft der Moderne kontingent.

¹⁴ Boas, 1969 [1911], S. 73; vgl. Werlen, 2002, S. 186.

¹⁵ Vgl. Kap. 6, erstes Blockzitat.

¹⁶ Vgl. Türk et al., 2006, S. 95; kritisch z.B. Barad, 2007, S. 183 f., passim.

Auf diese Weise lässt sich reflektieren, dass die Entwicklung des Rechtsstaats, der Marktwirtschaft und der Demokratie im Laufe der vergangenen fünfhundert Jahre mit einer ganz besonderen kulturellen Verfassung (Mentalität) verbunden war, die sich nicht nur durch einen immer stärker werdenden Individualismus, sondern vor allem durch den Subjektivismus vom Rest der Welt unterschied. Die Überwindung der europaweit grassierenden Gewalt in der Neuzeit, die flächendeckende Durchsetzung abstrakter Staats- und Rechtsbegriffe, die Konsolidierung der modernen Nationen, schließlich der Aufbau freiheitlicher Wirtschafts- und Gesellschaftsordnungen: es scheint, als habe der Subjektivismus, die verinnerlichte Herrschaft der Vernunft, diese gesamte Entwicklung überhaupt erst möglich gemacht. Hierfür spricht übrigens auch der historische Entstehungskontext einiger Sprachmerkmale, die im dritten Kapitel zur Messung der »Subjektprominenz« verwendet wurden: die Merkmale 1 (SVO), 6 (keine doppelte Negation) und 10 (Relativpronomen) haben sich in den nordwesteuropäischen Sprachen erst in der »Renaissance«-Phase zusammen mit der No-drop-Eigenschaft (Merkmal 3) herausgebildet. Anscheinend haben wir es hier – nicht allgemein, wohl aber in den SAE-Sprachen – mit einem »Syndrom« von Sprachmerkmalen zu tun, das genau denjenigen kulturellen Eigenschaften »entspricht«, die dem großen soziokulturellen Vorsprung der europäischsprachigen Länder zugrundeliegen.¹⁷

Es ist, als wäre in den »EPP«-Strukturen der No-drop-Sprachen gleichsam der Gesellschaftsvertrag der Moderne kodiert; fast möchte man daraus schließen, in der Moderne hätte die Sprache mit dem »EPP« gleichsam eine neue, höhere Funktion angenommen. Die Sprachstrukturen hätten sozusagen mit dazu beigetragen, dass aus dem intersubjektiv organisierten Miteinander ein autosubjektiv organisiertes Untereinander der Menschen wurde. Beim EPP scheint es sich sozusagen um eine sprachliche Kategorie zu handeln, die nicht der äußerlich-sozialen Kom-

¹⁷ »Vorsprung« darf hier durchaus so verstanden werden, dass andere Sprachen möglicherweise folgen werden: das Brasilianische scheint sich in diese Richtung zu bewegen, und erste Anzeichen für eine ähnliche Entwicklung konnten wir auch im Rumänischen, Lettischen und Arabischen ausmachen (vgl. Kap. 3, Anm. 9; Kap. 5, Anm. 69 u. begl. Text; Kap. 5, Anm. 79, 141). Grundsätzlich erscheint die Herausbildung eines EPP-Merkmals in allen Sprachen möglich. Laut einigen Ansätzen der Syntaxtheorie ist es ja ohnehin eine »universell« gültige Eigenschaft des Satzbaus in allen Sprachen – fraglich ist freilich, ob bereits alle Sprachgemeinschaften dazu übergegangen sind, sich vorzugsweise in »vollständigen« Sätzen auszudrücken bzw. dies mit Sprachspielen zu verknüpfen, die geeignet sind, den »Großen Anderen« heraufzubeschwören.

munikation der Sprecher untereinander, sondern ihrer verinnerlicht-sozialen Koordination unter sich selbst (unter ihr Selbst) und ggf. auch unter einander dient. Aus Gesellschaft wird Gemeinschaft: Sprachgemeinschaft!

Dass ein Sprachstrukturmerkmal wie das EPP eine solche soziale bzw. sozio-genetische Funktion haben kann, und dass Sprachwandelprozesse in diesem Sinne als stetige Nach- und Neuverhandlung eines kulturellen Gesellschaftsvertrags verstanden werden können,¹⁸ darf aber wohl keineswegs nur für die EPP-Kategorie in Anspruch genommen werden. In derselben Weise, wie das No-drop-Subjekt dem Vernunftregime der Moderne entspricht, muss man davon ausgehen, dass auch andere Sprachstrukturmerkmale mit anderen Formen bzw. Aspekten des menschlichen Miteinanderlebens ein ebenso kohärentes Gesamtgefüge bilden können. Die Entsprechung zwischen No-drop und dem »Großen Anderen« ist wahrscheinlich gar kein außergewöhnlicher, sondern ein ganz typischer Fall von sprachlicher Relativität;¹⁹ es erscheint nur folgerichtig, wenn Whorf die »sprachliche Relativität« selbst wie einen Vertrag beschreibt – wobei er übrigens in symptomatischer Weise auf den Begriff der »Natur« zurückgreift:²⁰

„We cut nature up, organize it into concepts, and ascribe significance as we do, largely because we are parties to an agreement to organize it in this way – an agreement that holds throughout our speech community and is codified in the patterns of our language. The agreement is, of course, an implicit and unstated one, *but its terms are absolutely obligatory...*“ (Whorf, 1956, S. 213 f., Hervorhebung im Original)

¹⁸ Diese soziologische Sicht des Sprachwandels gesteht dem Menschen eine bewusstere, aktivere Rolle zu als die Interpretation des Sprachwandels in einem darwinistischen, biologischen Sinne (vgl. hierzu Haspelmath, 1999, S. 592 f. unter Bezugnahme auf Lightfoot, 1999). Welche der beiden Sichtweisen gewählt wird, um die gemeinten Prozesse zu beschreiben, ist substantiell aber gleichgültig bzw. von der gewählten Reflexionsebene der Terminologie abhängig (bzgl. »Natur«, »Kultur« usw.; vgl. o.).

¹⁹ Nicht zu leugnen ist freilich die herausragende Besonderheit, dass sie im Verlauf der vergangenen fünf Jahrhunderte in einer historisch wohl einzigartigen Weise »produktiv« gewesen ist – produktiv sowohl im Sinne der Sprachwissenschaft als auch im Sinne der Ökonomie.

²⁰ Als wolle er den sprachimmanenten Gesellschaftsvertrag begrifflich vom »Naturzustand« abheben; vgl. Kap. 2, Anm. 18.

Whorf wäre hier allenfalls vorzuwerfen, dass er die Figur des Vertragsschlusses (*agreement*) nur metaphorisch verwendet – ganz so, wie der Begriff des »Kapitals« in der Sozialkapitaldebatte allzu oft auf eine bloße Metapher reduziert worden ist. Auf die durch Whorf bzw. seine Rezeption angestoßene Debatte rund um das Thema der sprachlichen Relativität müssen wir hier nicht weiter eingehen,²¹ denn die einschlägigen Studien, die sie hervorgebracht hat, wurden bereits zitiert.²² Wie aber ist die Sprache im Hinblick auf ihre »Kapitalqualität« von sozialwissenschaftlicher Seite beurteilt worden?

Im folgenden soll abschließend eine Auswahl von sozialwissenschaftlichen Ansätzen vorgestellt werden, die mit der vorliegenden Arbeit in einem Ergänzungsverhältnis stehen. Einige Aspekte unserer Argumentation können am Vergleich mit diesen Ansätzen noch einmal sehr deutlich herausgestellt werden; zugleich lassen sich in der Zusammenschau der verschiedenen Fragen, die die Autoren jeweils in den Blick genommen haben, viele interessante Möglichkeiten zur Weiterentwicklung des Forschungsfelds »Grammatik und Sozialkapital« erkennen.

Parallele Ansätze und Vorläufer

Die vorliegende Arbeit ist nicht die erste, die bestimmte Sprachmerkmale mit dem Konzept des Kapitals in Verbindung bringt. Selbst von »sprachlichem Kapital« (*capital linguistique*) ist in der Literatur bereits die Rede gewesen: kein geringerer als Pierre Bourdieu (1977) prägte diesen Begriff, dachte dabei allerdings an etwas völlig anderes als das sprachlich kodierte kulturelle Sozialkapital im Sinne dieser Arbeit, nämlich an den (Bar-) Wert der Artikulationsweise eines Individuums,²³ die er als dessen »sprachlichen Habitus« bezeichnete. Beispielhaft kann man etwa an das prestigeträchtige Oxford-Englisch denken, mit dem sich die englische Oberschicht vom Rest der Gesellschaft abhebt;²⁴ allerdings definiert sich diese Varietät

²¹ Vgl. Kap. 6, Anm. 4.

²² Vgl. Kap. 4, Anm. 7; Kap. 6, Anm. 11; die »feministische Linguistik« (vgl. z.B. Samel, 1995) hat trotz der thematischen Nähe traditionell kaum den Anschluss an die allgemeine Debatte über die sprachliche Relativität gesucht (Werlen, 2002, S. 60 ff.).

²³ „l'anticipation des profits [...] inscrite [...] dans l'habitus linguistique“ (a.a.O., S. 24)

²⁴ Im Umkehrschluss lässt sich den unteren Schichten der Gesellschaft soziolinguistisch ein gewisses »Defizit« attestieren; klassisch hierzu Bernstein, 1964; kritisch Schweizer, 1973.

vor allem über die »anerkannte« Aussprache (*Received Pronunciation*), grammatische Besonderheiten stehen weniger im Vordergrund. Im Kontext der vorliegenden Studie drängt sich der Vergleich zu Italien auf: das Standarditalienische hat in Italien heute einen höheren Stellenwert als der Dialekt, im Sinne Bourdieus hat das Beherrschen dieser Sprache also für das Individuum einen größeren (Gegen-) Wert. Unbeschadet dieser Tatsache kann festgestellt werden, dass das Italienische für die Gesellschaft insgesamt eine geringere Produktivität aufweist als die NIDs, wären diese zur Standardsprache erhoben worden.

Im Grundsatz ähnlich wie Bourdieu hat auch der niederländische Soziologe de Swaan (2001) versucht, die „politische Soziologie“ und „politische Ökonomie“ der Sprache zu kombinieren.²⁵ Allerdings beschränkt sich de Swaan auf rein praktische Gesichtspunkte, lässt die Thematik von Prestige und Stigmatisierung sozialer Klassen also außen vor. Den »Q-Wert« einer Sprache konzipiert er wie folgt: Je mehr Menschen eine Sprache beherrschen und je größer unter diesen Sprechern der Anteil derer ist, die daneben auch noch andere Sprachen sprechen, desto wertvoller ist die erstgenannte Sprache.²⁶ Dominant ist im globalen System der Sprachen natürlich das Englische; wer heute auf Erden etwas werden will, muss Englisch lernen. In bestimmten Subsystemen der globalen Sprachenwelt mag freilich die Beherrschung einer anderen, regionalen Lingua franca noch sinnvoller sein – im Fernen Osten z.B. Indonesisch oder Mandarin.

De Swaan (2001) bezeichnet solche Sprachen als »zentral« bzw. »superzentral«, das Englische gar als »hyperzentral«. Ganz neu ist diese Terminologie nicht: schon Stein Rokkan (1999, S. 175) [Rokkan und Urwin, 1983] teilte die Sprachen Europas in »zentrale Standards«, »periphere Sprachen« (mit oder ohne Standard) sowie »marginale« periphere Sprachen ein. Rokkan ging es dabei allerdings nicht um den Nutzwert einer Sprache aus Sicht des Individuums, sondern um die Rolle der Sprachen im Zusammenhang mit der historischen Herausbildung des Nationalstaats in

²⁵ Vgl. a.a.O., S. 18.

²⁶ Ebd., S. 36. Susan Gal (2010, S. 42 f.) kritisiert diese Analyse scharf und meint gar, sie als »neoliberales« Modell brandmarken zu müssen – dabei ist es doch ganz offensichtlich, dass gerade die analytischen Kategorien der Ökonomik, die de Swaan völlig zu Recht an den Untersuchungsgegenstand anlegt, besser als irgendwelche anderen Kategorien dazu geeignet sind, die Mechanismen des ökonomischen Denkens und Handelns klar zu benennen, zu kritisieren und ggf. mögliche Gegenmaßnahmen aufzuzeigen.

Europa: Rokkans Thema ist gar nicht die Sprache, sondern ihre Standardisierung. Auch auf den Sonderfall Italien geht er kurz ein,²⁷ bedauerlicherweise endet sein Bericht aber mit der Durchsetzung des Florentinischen als Standardsprache – die mangelhafte Umsetzung dieses Standards in der Praxis und ihre weitreichenden Folgen werden nicht weiter thematisiert.

Zurück zu de Swaan: Betrachtet man dessen »Q-Wert«-Modell auf der Ebene des Individuums, so handelt es sich bei den erworbenen Fremdsprachenkenntnissen natürlich um Humankapital, nicht Sozialkapital. Bedenkt man jedoch, dass mitunter schon ganze Völker beschlossen haben, auf die Weitergabe ihrer Muttersprache zu verzichten, um ihre Nachkommen mit einer nutzbringenderen Sprache aufwachsen zu lassen,²⁸ so lässt sich de Swaans Argumentation durchaus auch im Sinne des Sozialkapitals interpretieren. Fällt die Wahl des betreffenden Volkes auf eine No-drop-Sprache wie das Englische, so kann es sogar passieren, dass in späteren Sprechergenerationen das kulturelle Sozialkapital zum Zuge kommt, das dem EPP potentiell immanent ist, d.i. der Subjektivismus. Man kann das abstrakte EPP insofern wie einen Rohstoff betrachten, der durch »entsprechende« soziokulturelle Praktiken (»Sprachspiele«) veredelt werden muss, bevor er im Sinne des Kapitals (auch buchhalterisch) »aktiviert« und »produktiv« werden kann; bleibt dieser Veredelungsprozess aus, so degeneriert das EPP zu einer leeren, formalen Syntaxregel.

Vor diesem Schicksal sind übrigens auch die nordwesteuropäischen No-drop-Sprachen nicht gefeit, selbst wenn ihre Subjektpronomen in der Standardsprache bis auf weiteres aufrechterhalten werden. Die Frage ist, wie weit sich die tatsächlich gesprochene Sprache (auch z.B. in elektronischen Textnachrichten) vom heutigen Standard entfernen wird – und ob dies überhaupt als Problem anzusehen ist. Möglicherweise wird nämlich der Aufwand, den jede Sprechergeneration zur Aufrechterhaltung der No-drop- (Schul-) Grammatik leisten muss, irgendwann den Grenzertrag dieser Investition übersteigen; in diesem Fall wäre die freiheitliche Ordnung besser beraten, auf kulturelle »Voraussetzungen« wie den Subjektivismus und das EPP zu verzichten. Man kann sogar vermuten, dass wir diesen Punkt heute bereits erreicht haben: das Leben ist bis in die letzten Details durch positive Rechtsnormen geregelt, und die externen Kontroll- und Sanktionsmöglichkeiten haben im Zeit-

²⁷ Rokkan, 1999, S. 179.

²⁸ Vgl. Evans, 2014.

alter der Vorratsdatenspeicherung, Rasterfahndung und elektronischer Fußfesseln eine nie dagewesene Effizienz erreicht. James Colemans (1987) Hauptargument,²⁹ auf dem letztlich die ganze vorliegende Arbeit aufbaute – nämlich das Argument, dass die Verinnerlichung von Normen effizienter ist als alle äußerlichen Formen der sozialen Verhaltenssteuerung – wäre dann nicht mehr gültig. Der große Vorteil der No-drop-Grammatik wäre sozioökonomisch kaum mehr relevant, ja er könnte sich sogar nachteilig auswirken, wenn die Tendenz der subjektivistischen Völker zur Selbstunterwerfung ausgenutzt wird. Haben wir nicht genau dies im zwanzigsten Jahrhundert bereits erlebt? Und wird es der Weltgemeinschaft wohl gelingen, zu einem Koexistenzmodus zu finden, der die Stärken und Schwächen jeder Kultur im Sinne der »komparativen Vorteile« (der volkswirtschaftlichen Handelstheorie) zum allseitigen Vorteil gereichen lässt?

Noch sind wir nicht so weit – noch stehen wir international im Wettbewerb und handeln mit Gütern und Dienstleistungen. Auch der sprachenlernende Akteur in de Swaans Modell wird anstreben, Handel zu treiben und Auslandsinvestitionen zu tätigen: wer eine Fremdsprache beherrscht, kann davon profitieren. Und auch hier kann wieder zwischen der Ebene des Individuums und der der Sprachgemeinschaft unterschieden werden. Empirisch ist bereits gezeigt worden, dass »zentrale« Sprachen nicht nur für den Einzelnen (Humankapital!), sondern auch auf Ebene der Sprachgemeinschaft von Vorteil sind.³⁰

Interessanterweise scheint dabei nicht nur die Zentralität der Sprache im Sinne des »Q-Werts« ausschlaggebend zu sein: laut Hutchinson (2005) wird das Handelsvolumen zwischen verschiedensprachigen Ländern auch davon beeinflusst, wie schwierig die betreffenden Sprachen jeweils (als Fremdsprache) zu lernen sind. Zur Einschätzung der »sprachlichen Distanz«, die es zu überwinden gilt, greift Hutchinson auf eine Maßzahl zurück, die das Niveau widerspiegeln soll, das ein (US-amerikanischer) Fremdsprachenlerner nach 24 Wochen in der betreffenden Sprache durchschnittlich erreicht hat:³¹ mit dem Schwedischen wird er sich z.B. leichter tun als mit dem Französischen, Tschechischen, Arabischen oder gar mit dem Japa-

²⁹ Vgl. Kap. 2, Anm. 75.

³⁰ Selmier und Oh, 2013.

³¹ Diese Maßzahl wurde zuvor von Chiswick und Miller (1998) verwendet und geht ursprünglich auf Hart-Gonzalez und Lindemann (1993) zurück. Wir verwenden die Daten aus Miller und Chiswick (2004).

nischen, das laut Hutchinsons Quellen die größte sprachliche Distanz zum Englischen aufweist. Natürlich ist der Index, den Hutchinson verwendet, hochsignifikant mit unserer SUPR-Variablen korreliert;³² so ganz plausibel sind seine sprachlichen »Distanzen« allerdings nicht. Zusammen mit Schwedisch, Norwegisch und Afrikaans steht das Rumänische an der Spitze der Lernbarkeit, dicht gefolgt vom Niederländischen – das mit Suaheli und Malai gleichauf liegt; erst danach folgen Portugiesisch und Italienisch, dann Spanisch. Insgesamt entsteht der Eindruck, dass das nach 24 Wochen erwartete Niveau der US-Fremdsprachenlerner vielleicht doch nicht nur von der »Distanz« der betreffenden Sprache abhängt.

Wie dem auch sei: Alle bisher erwähnten Ansätze beziehen sich letztlich auf die sozioökonomische und politische Integrationsfunktion der Sprache, die im Kontext der modernen Wirtschaft und Gesellschaft in jeder Hinsicht von zentraler und zunehmender Bedeutung ist. Eine gemeinsame Sprache wirkt politisch identitätsstiftend und spart Transaktionskosten ein:³³ so haben Egger und Lassmann (2012) im Rahmen einer Meta-Analyse von 81 Forschungsartikeln ermittelt, dass das Handelsvolumen zwischen zwei Ländern unter sonst gleichen Bedingungen um ca. 44 Prozent größer ist, wenn in beiden Ländern dieselbe Sprache gesprochen wird. Falck et al. (2012) und Lameli et al. (2013) konnten anhand von (Wenker-)³⁴ Dialektdaten zeigen, dass es dabei wohl nicht nur darauf ankommt, dass die Handelspartner einander sprachlich verstehen: wichtig scheint auch zu sein, dass sie das Gefühl haben, *sich* (kulturell) gut zu verstehen. Zwischen Regionen mit ähnlichen Dialekten besteht nämlich ein wesentlich regerer Austausch als zwischen geographisch äquidistanten Regionen mit unterschiedlichen Dialekten, selbst wenn die Menschen in beiden Fällen gleichermaßen problemlos miteinander kommunizieren

³² Korrelationskoeffizient $r = 0,68$ ($p < 0,001$) bei $N = 42$ ohne Südafrika, $r = 0,75$ unter Ausschluss der Ausreißer Rumänisch und Suaheli.

³³ Vgl. dazu bereits Gellner, 1983, S. 33 ff.. Lesenswert ist Gellners Darstellung vor allem, weil es ihm gelingt, zugleich den Zusammenhang mit dem »Geist der Moderne« (*the modern spirit*) herzustellen (a.a.O., S. 21): diesen charakterisiert er durch eine (dem Anspruch nach) »universelle« Integration aller Diskurse zu einem singulären Raum der rationalen Faktizität. Mit der Feststellung, „that statements [...] can be conjoined and generally related to each other, and so that in principle one single language describes the world and is internally unitary“ (ebd.), nimmt Gellner bereits entscheidende Aspekte sowohl unserer Analyse (»Diskursfeldsubjekt«) als auch von Lyotards (1989) [1983] zeitgleich publizierter Analyse des »Widerstreits« vorweg (vgl. hierzu u. Anm. 63 u. begl. Text).

³⁴ Vgl. Kap. 6, Anm. 106 u. begl. Text.

können; daraus ist wohl zu schließen, dass der handelsverstärkende Effekt der gemeinsamen Sprache nicht nur auf geringere Transaktionskosten, sondern auch auf kulturelle, vermutlich vertrauensbildende Gemeinsamkeiten zurückgeht, die in der Sprache kristallisiert sind. Die zitierten Studien machen die sprachliche Nähe übrigens ausdrücklich an Merkmalen der Grammatik fest; an grammatikalisierte »Haltungen« im Sinne der vorliegenden Studie ist dabei nicht gedacht worden, die Zusammenführung der beiden Forschungsansätze erscheint naheliegend.

Ebenso naheliegend ist natürlich auch die Nutzung unserer Sprachvariablen in der kulturvergleichenden Forschung unterschiedlicher Disziplinen. Interessanterweise ist z.B. gerade die Betriebswirtschaftslehre, die sich naturgemäß für jede Art von Kapital interessiert, zuletzt auf den Einfluss der Kultur und der Sprache aufmerksam geworden. Es werden kulturelle Cluster postuliert, in deren Entstehungs- und Entwicklungsprozess die Sprache natürlich eine wesentliche Rolle spielt;³⁵ gleichzeitig hat man erkannt, dass ein gemeinsamer Dialekt den Erfolg von Verkaufsgesprächen erhöhen kann.³⁶

So ist es nur folgerichtig, die Sprache schließlich ganz allgemein als Sozialkapital anzusehen, so wie dies bereits Thomas Clark (2006) vorgeschlagen hat. Clark geht von sechs Kriterien aus, die den klassischen Beschreibungen des Sozialkapitals oft zugrundegelegt wurden, und findet sie alle im Phänomen Sprache gegeben: so sei Sprache z.B. deswegen als Sozialkapital anzusehen, weil sie ein wertschöpfender Aspekt der zwischenmenschlichen Beziehungen sei.³⁷ Auch die kumulative Dynamik des Kapitals und daraus resultierenden Macht- und Vermögensgefälle, die Pierre Bourdieu so heftig kritisierte, bleiben in Clarks Analyse nicht unerwähnt:³⁸ ein grammatikalisches System, so Clark,³⁹ sei eine Form der Ideologie, in der sich die etablierten – also gleichsam akkumulierten – Paradigmen der Beherrschung und Nutzung (*ownership and exploitation*) der Sprache widerspiegeln. Leider belässt es Clark zumeist bei solchen allgemeinen, nicht ganz leicht zu interpretierenden

³⁵ Vgl. z.B. Ronen und Shenkar, 2013 (natürlich unter Bezugnahme auf Hofstede (2001) [1980] u.a.; vgl. hierzu o. Kap. 4, Anm. 25–29 u. begl. Text).

³⁶ Mai und Hoffmann, 2011.

³⁷ „Social capital is the productive value constituted in relationships between people.“ (a.a.O.) Die Feststellung nimmt auf den »relationalen« Aspekt des Sozialkapitals Bezug, der in typischer Weise in Colemans Sozialkapitaldefinition aufscheint (vgl. Kap. 2, Anm. 40).

³⁸ „Being a type of capital, social capital is a subspecies of (accumulated) power.“ (a.a.O.)

³⁹ Unter Hinweis auf Voloshinov (1973).

Formulierungen; beispielhaft erwähnt er immerhin die grammatikalisierten Formen der Höflichkeit und Ergebenheit (*courtesy, deference*), und man muss ihm sehr zugute halten, dass er zumindest den Versuch unternimmt, den Kapitalbegriff im Zusammenhang mit Grammatik und Sozialkapital ernstzunehmen.

Von formalen Sprachstrukturmerkmalen wie dem EPP, die die Funktionsweise der Grammatik in ihren grundlegenden Zusammenhängen betreffen, ist aber auch bei Clark keine Rede. So bleibt uns schließlich nur der Hinweis auf Wilhelm von Humboldt, den großen Vordenker der sprachlichen Relativität,⁴⁰ der in den Strukturen der Sprache die geistigen »Eigentümlichkeiten« der »Nation« zu erkennen glaubte. Humboldts Schriften müssen natürlich vor dem Hintergrund seiner Zeit gewürdigt werden,⁴¹ ihre ausführliche Diskussion kann hier nicht unser Ziel sein. Erwähnt werden muss aber, dass Humboldt schon um 1823 formulierte – ganz so, als gelte es den Wachstumskreislauf des kulturellen Sozialkapitals zu beschreiben:

„Von dieser Seite gewinnt die Verschiedenheit der Sprachen eine welt-historische Ansicht. [...] [D]ie Kraft und das Gebiet der Ideen wachsen zugleich, und werden zum gemeinsamen Eigenthum eines jeden [...] Solange diese Kette [...] nicht durch gewaltsame Umwälzungen zerrissen wird, geht nie das Alte verloren, indem es immer neuen Zuwachs empfängt, und dies Fortschreiten kennt ebensowenig, als der Gedanke und die Empfindung selbst, eine Schranke.“ (Humboldt, 2010, S. 72)

Wilhelm von Humboldt – geboren 1767, ein Zeitgenosse Hegels – schrieb dies unter dem Eindruck der Vorgänge von 1789 und 1815; am Wiener Kongress war er selbst als Diplomat beteiligt gewesen, nun aber war er aus dem Staatsdienst entlassen worden, weil er zu energisch für die Redefreiheit eintrat. Adam Smith war bereits tot, Kant ebenso, Karl Marx gerade wenige Jahre alt; vor diesem Hintergrund darf man es Humboldt wohl nicht verübeln, wenn es ihm noch nicht ganz gelang, den traditionellen Überlegenheitsdünkel der europäischen Sprachphilosophie zu überwinden.⁴² Zwar warnte er eindringlich davor, die Kategorien der eigenen Spra-

⁴⁰ Vgl. Werlen, 2002, S. 162.

⁴¹ Zum nationalistischen Geiste jener Zeit vgl. Kap. 2, Anm. 83.

⁴² Kritisch dazu (und zur sprachlichen Relativität überhaupt) Roetz, 2006, S. 11, passim; zum Überlegenheitsdünkel der europäischen Sprachphilosophie vgl. Kap. 5, Anm. 127 u. begl. Text.

che in andere Sprachen hineinzuprojizieren; auf einem höheren Abstraktionsniveau legte er dann aber selbst einen eigenen, vermeintlich universellen Maßstab an alle Sprachen an – nämlich genau jenen Maßstab, der sich in unserer Terminologie als »Überlegenheit« des Verstandes charakterisieren lässt. Humboldt sprach in diesem Zusammenhang von »formalem Denken« und von einer »freien, reinen Ideenentwicklung«:⁴³ nur an ihrer »Angemessenheit« zur »Ideenentwicklung« dürfe man verschiedene Sprachen messen.⁴⁴ Den Tatbestand der sprachlichen Relativität beschrieb Humboldt unterdessen, wie das folgende Zitat zeigt, als wechselseitige Beeinflussung der geistigen und der sprachlichen Entwicklung; ob er dabei wirklich einen dezisiven Akt des Ursprungs, eine Art Erweckungserlebnis der aufgeklärten Vernunft postulieren wollte, oder ob diese Art der Formulierung auch bei ihm nur wieder metaphorisch gemeint war, wird aus seinen Worten nicht ganz deutlich.⁴⁵

„Die Ideenentwicklung kann erst dann einen eigentlichen Schwung nehmen, wenn der Geist am blossen Hervorbringen des Gedankens Vergnügen gewinnt [...] Dies Interesse [...] wird [...], wo es erwacht, die Sprache umformen, und wo die Sprache auf einem andren Wege solche Formen in sich aufgenommen hat, [...] durch sie angeregt werden.“ (Humboldt, 2010, S. 39)

Jedenfalls nimmt Humboldt damit bereits vorweg, was in der heutigen Psycholinguistik als mutmaßlicher »kognitiver Vorteil« bestimmter Sprachen diskutiert wird. Relativiert man Humboldts Darstellung als »moderne« (und die Moderne als kontingent), dann ist seinem Gedanken bloß noch hinzuzufügen, dass es sich bei dem »kognitiven Vorteil« der nordwesteuropäischen Sprachen wohl nicht um einen allgemeingültigen Vorzug handelt, sondern lediglich um einen Vorsprung in bezug auf die spezifischen Kulturmerkmale, die unter »modernen« Bedingungen zum Erfolg führen, weil sie dem Regime der Moderne »entsprechen«.⁴⁶

Konkret mag dieser Vorteil z.B. darin bestehen, dass Sprecher einer subjekt-prominenten Sprache kognitiv besonders »gut« für alles sensibilisiert sind, was mit

⁴³ Humboldt, 2010, S. 40.

⁴⁴ Humboldt, 2010, S. 51.

⁴⁵ Vgl. zur »Wachstumsspirale« Kap. 2, Anm. 6.

⁴⁶ „Determining the relative cognitive advantage of a linguistic system is a matter [...] also of deciding which inferences are important for what purposes.“ (Gopnik, 2001, S. 46 ff.)

Individualität zu tun hat – man könnte auch sagen: dass sie auf das Individuum stärker fixiert sind oder mehr »Wert« darauf legen als die Sprecher einer anderen Sprache. Ein weiteres kognitives Merkmal, das unter modernen Bedingungen sehr hilfreich ist, ist die Fähigkeit zum intersubjektiven »Ver|stehen« unterschiedlicher Standpunkte, die durch das (aufgehobene) »Feld«-Subjekt der Charlemagne-Sprachen gefördert wird; ganz analog zu dieser These interpretiert übrigens auch der Schweizer Sprachphilosoph Eros Corazza (2004) die offenen Pronomen englischer Nebensätze als »quasi-indexikalische« Pronomen.

Die Phase der Moderne ist inzwischen freilich an ihre Grenzen gestoßen. „Wer weiterhin eurozentrisch denken will“, sagt der Historiker Jürgen Osterhammel, „ist begründungspflichtig.“⁴⁷ In bezug auf den Argumentationsgang der vorliegenden Arbeit fällt die Begründung nicht schwer: es ging ja hier um gar nichts anderes als die Frage, wie es in den vergangenen fünf Jahrhunderten überhaupt zum »Eurozentrismus« kommen konnte, und welche besonderen Voraussetzungen auch heute noch dafür sorgen, dass rechtsstaatliche, marktwirtschaftliche und demokratische Institutionen in den westlichen Ländern besonders »gut« funktionieren. Im Hinblick auf die Zukunft muss aber die Frage gestellt werden – wir haben es bereits angedeutet – , ob die Vorteile der No-drop-Sprachen überhaupt noch aktuell sein werden. Die politische und sozioökonomische Integration der Gesellschaft ist längst über Nationen und Sprachgemeinschaften hinausgewachsen, Übersetzungskosten und kulturelle Merkmale wie der Subjektivismus spielen ökonomisch und politisch nicht mehr die zentrale Rolle, die sie bis vor kurzem gespielt haben. Statt dessen wird sprachliche Diversität gewertschätzt – und zwar sowohl als Selbstwert (etwa im Sinne der Biodiversität) als auch als »Vermögenswert« oder Sozialkapital (*worldwide societal asset*).⁴⁸ Auf der Ebene des Individuums gilt Mehrsprachigkeit als Garant für geistige Flexibilität;⁴⁹ auf der Ebene der Gesellschaft, die nurnmehr weltumspannend konzipiert werden kann, wird der Übergang zu einer »wahren Universalität« gefordert,⁵⁰ die aufbauend auf einem »mehrsprachigen Bewusstsein«

⁴⁷ Osterhammel, 2014. Das Zitat stammt aus einer Rede anlässlich des 60. Geburtstags der deutschen Bundeskanzlerin Angela Merkel.

⁴⁸ Fisher, 1982 (unter Bezugnahme auf Whorf, der sich sehr engagiert für den Erhalt der sprachlichen Diversität aussprach).

⁴⁹ Vgl. z.B. Lambert, 1962.

⁵⁰ Anstelle des »Multiversums« der Moderne (Bloch) (vgl. Kap. 6, Anm. 63 u. begl. Text).

(*multilingual awareness*) keine imperialistischen Züge mehr tragen, sondern westliche und nichtwestliche Traditionen gemeinsam umfassen soll.⁵¹ Nur im Lichte dieses neuen Geistes ist es wohl zu verstehen, wenn in einer vom Europarat herausgegebenen Studie Europa als »sprachlich ärmster Kontinent« bezeichnet wird – mit der Begründung, hier seien nur drei Prozent aller Sprachen beheimatet.⁵² Dialekte und andere Besonderheiten sind in dieser Angabe natürlich nicht mitgezählt; das letzte Wort über Wert und Unwert, Reichtum und Elend der europäischen Sprachen ist vermutlich noch nicht gesprochen.

Epilog: Politische Ökonomie im Universum der Postmoderne

Wenn die Sprache, wie Sartori sagt, ein »Instrument« ist, das das Denken prägt: In wessen Hände gehört dieses Instrument? Wieviel Einfluss auf die Veränderung oder Vereinheitlichung der Sprache darf z.B. ein religiöser Fundamentalist haben, der unter einem Decknamen wie Jörg ultra-subjektivistisches Propagandamaterial disseminiert?⁵³ Wieviel Einfluss gebührt einer vom König akkreditierten Académie, die – anders als Dr. Luther – ganz offen und primär sprachpolitische Ziele verfolgt? Was ist nach 1789 und 1848, was nach 1933 von der staatlichen Appropriation des sprachlich-kulturellen Sozialkapitals zu halten? Können die staatlichen und nicht-staatlichen Akteure der Sprachpolitik überhaupt absehen, welche Folgen ihr Tun für Länder wie Deutschland oder Frankreich, Spanien oder Brasilien,⁵⁴ Ghana oder Nigeria jeweils haben kann?⁵⁵

Immerhin konnten Plansprachen wie das Esperanto, an deren Erfindung man sich seit dem siebzehnten Jahrhundert versucht hat,⁵⁶ bislang in der Realität keinen großen Stellenwert erlangen: ein staatlich verordneter »Neusprech«, wie ihn Orson

⁵¹ Fisher, 1982, S. 9 (unter Bezugnahme auf Whorf und Herder).

⁵² Skutnabb-Kangas, 2002, S. 7.

⁵³ Vgl. Kap. 3, Anm. 15.

⁵⁴ Schon 1492 hatte de Nebrija in der Widmung seiner Grammatik an Königin Isabella I. auf die Bedeutung der Sprache „als Begleiterin des Imperiums“ hingewiesen. In Brasilien ist zu beobachten, dass eine lexikalische Veränderung der Anrede plötzlich Auswirkungen auf die Syntax hat (vgl. Kap. 5, Anm. 69 u. begl. Text).

⁵⁵ Ghana und Nigeria werden hier beispielhaft erwähnt, weil Kashima und Kashima (1998) diese beiden Länder als No-drop-Länder eingestuft haben (vgl. abweichend Anhang, Tab. A1).

⁵⁶ Vgl. Back, 1990.

Wells in seiner Dystopie *Neunzehnhundertvierundachtzig* entworfen hat, scheint noch in weiter Ferne zu liegen. Hellhörig muss man zwar schon werden, wenn das Magistrat der Stadt Frankfurt am Main z.B. ein *Handbuch zur nichtsexistischen Sprachverwendung*,⁵⁷ die Schweizerische Bundeskanzlei (1996) einen *Leitfaden zur sprachlichen Gleichstellung* in Auftrag geben. Vordergründig geht es hierbei »nur« um die Gleichstellung der Geschlechter und deren Förderung durch vermeintlich geschlechtsneutrale Formulierungen – genauer: durch die Verwendung sprachlicher Formen, die ausdrücklich *nicht* geschlechtsneutral sind und eben dadurch die Problematik der Gleichstellung auf die Agenda bringen.⁵⁸ Dieses Anliegen ist mehr als legitim; dass diesbezüglich inzwischen staatliche Stellen die Initiative ergreifen, ist uneingeschränkt zu begrüßen. Als Hüter der Standardsprache steht der Staat diesbezüglich auch in der Pflicht! Bedenkt man allerdings, dass die Konzeption der staatlichen Souveränität selbst „eine sexuelle Verfassung“ hat, wie Roger Friedland (2004) treffend bemerkt,⁵⁹ so kann man sich leicht ausmalen, dass die gutmeinend ersonnenen »geschlechtsneutralen« Formulierungen – selbst wenn sie die Existenz der Genus-Kategorie⁶⁰ grundsätzlich unangetastet lassen – auf lange Sicht mit unabsehbaren Folgen verbunden sein können. Das muss nicht unbedingt schlecht sein! »Man« kann es von hier aus nicht gut beurteilen.

Eines ist aber klar: Sollten diese unabsehbaren Folgen tatsächlich eintreten, so liegt das nicht an der Sprache allein. Die Kultur, die Sprache und die menschliche »Entwicklung« gehen Hand in Hand – diese Grundtatsache der *conditio humana*, die sich in den Ergebnissen der vorigen Kapitel deutlich niederschlägt, ist durch die moderne Standardisierung der Sprachen lediglich »aufgehoben« und wohl auch ein Stück weit »aufgeschoben« worden.⁶¹ Die subjektivistische Machtausübung durch den Diskurs galt der Moderne als zivilisatorischer Fortschritt, weil sie dabei half, physische Gewalt – wie die der Neuzeit – zu vermeiden; erst in der jüngeren Vergangenheit wird auch die Machtausübung durch den Diskurs zunehmend als ge-

⁵⁷ Müller und Fuchs, 1993.

⁵⁸ Dass es sich bei diesen sprachpolitischen Bemühungen im Grunde um einen Anwendungsfall der sprachlichen Relativität handelt, unterstreicht Werlen (2002, S. 60 ff.).

⁵⁹ Vgl. Kap. 2, Anm. 78.

⁶⁰ Vgl. hierzu o. Anm. 8.

⁶¹ Dieser Aufschub ist eigentlich das, was sich im internationalen Vergleich als »Vorsprung« der No-drop-Länder bemerkbar macht.

waltsam empfunden, im Lichte unserer Analyse wirkt sie eigentlich totalitär. Das »Diskursfeldsubjekt« hat seine Unschuld verloren, der »objektive« Diskurs in die Katastrophe geführt; in der entpolitisierten »Postmoderne«⁶² ist dann wieder die Sprache selbst Schauplatz des »Widerstreits« (Lyotard). Schon vor dem Ende des Kalten Krieges, der das überkommene System noch eine Zeitlang aufrechterhalten hat, ist vielen Intellektuellen, »Bürger/innen« und sogar Politikern intuitiv klar geworden, dass „die Verkettung von Sätzen problematisch und eben dieses Problem die Politik ist“.⁶³ Angesichts dieser Erkenntnis können öffentliche Diskurse oft nurmehr inszeniert werden: an die Stelle moderner Repräsentationsmechanismen treten Strategien der »Simulation« (Baudrillard) und »Deflexion« (Jain).⁶⁴ Die ganze Staatlichkeit, ja die Moderne selbst, ist nurmehr eine simulierte,⁶⁵ auch aus der Souveränität ist Postsouveränität geworden.⁶⁶ Wir kommen zum Ende unserer Geschichte: Das autoreferentielle⁶⁷ Regime der Moderne hebt sich selbst aus Angeln, Sachsen und allem, was sonst noch an germanischem Erbe vorhanden war.

In welche Richtung wird die auf- und abgehobene (Post-) Moderne driften, auf welche Hindernisse wird sie stoßen? Wir müssen es abwarten; freilich nicht untätig abwarten. „Navigare necesse est!“, wusste schon Pompeius zu befehlen: Setzet die Segel! Als Pompeius diese Worte sprach, stand die Welthegemonie der westeuropäischen Zivilisation noch ganz am Anfang: Pompeius hatte den Auftrag, Nahrungsmittel für die Kapitale Rom zu beschaffen. Die Anekdote ist symptomatisch, denn mit seiner Wortwahl machte Pompeius deutlich, dass die vermeintliche *und* tatsächliche, nämlich aus der Not geborene »Notwendigkeit« (lat. *necessitas*) seines

⁶² Wolfgang Iser, der wichtigste Postmoderne-Theoretiker des deutschen Sprachraums, zieht es vor, die »Postmoderne« als »postmoderne Moderne« anzusprechen (2002, S. 82 ff.); in der Terminologie der vorliegenden Studie erübrigt sich dies, da die Moderne selbst nur als »Phase« und »aufgehobene Renaissance« konzipiert wurde (vgl. Kap. 5, Anm. 60).

⁶³ Lyotard, 1989, S. 12.

⁶⁴ Unter »Deflexion« ist die „Verspiegelung des Widersprüchlichen“ zu verstehen, mit der auf die selbstkritisch-dekonstruktive »Reflexion« der Moderne reagiert wird, damit diese nicht zur Selbstzerstörung des modernen Regimes führt. Ein Beispiel: Im Falle von Krisen wie z.B. der BSE-Seuche Mitte der 1990er Jahre wird durch ein Großaufgebot von Expertisen, Medienspektakeln und Pseudo-Abwehrmaßnahmen versucht, öffentliche Besorgnis in unschädliche Kanäle zu leiten (vgl. Jain, 2000, S. 284, 377, passim).

⁶⁵ Zur weltpolitischen Dimension dieser Tatsache vgl. Meyer-Schwarzenberger, 2008.

⁶⁶ Bellamy, 2005.

⁶⁷ Zur Autoreferentialität der positivistischen Rechtsordnung vgl. Kap. 6, Anm. 59 u. begl. Text.

Auftrags ihm mehr galt als das eigene Überleben, das beim Segeln unter widrigen Witterungsbedingungen gefährdet war. Durch kein Kalkül, keine Präferenz war Pompeius davon abzubringen, in See zu stechen. Verinnerlichte Herrschaft? Subjektivismus *avant la lettre*? Mit der befehlsmäßig performativen Feststellung der »Notwendigkeit« hatte der antike Pompeius jedenfalls auch ohne EPP ein sprachliches Mittel gefunden, mit dem sich der »Zwang« seiner Einsicht geltend machen ließ – ein Modell, das im globalisierten Universum der postmodernen Moderne wohl noch manche Nachahmer finden wird.

ANHANG

Tabelle A1. Sprachsubjektivismus in 131 Ländern weltweit

Land	Abk.	Sprache	Sprachsubjektivismus (Subjekt-Prädikation)		No-drop	Nominativ- Experiencer
			SUPR10	SUPR5 ²	EPP	NOMX
Ägypten	EGY	Arabisch ^a	0,3	0,09	0	0,25
Albanien	ALB	Albanisch		0,56	0	-0,01
Algerien	DZA	Arabisch ^a	0,3	0,09	0	0,25
Amerik.-Samoa	ASM	Samoanisch		0,00		
Argentinien	ARG	Spanisch	0,8	0,64	0	0,41
Armenien	ARM	Armenisch		0,25	0	
Äthiopien	ETH	Amharisch		0,25	0	
Australien	AUS	Englisch	1,0	1,00	1	1,00
Bahrain	BHR	Arabisch ^a	0,3	0,09	0	0,25
Belgien	BEL	Niederländisch		0,79	1	0,19
Belize	BLZ	Spanisch	0,8	0,64	0	0,41
Bermuda	BMU	Englisch	1,0	1,00	1	1,00
Bolivien	BOL	Spanisch	0,8	0,64	0	0,41
Bosnien-Herz.	BIH	Bosnisch		0,44	0	0,16
Brasilien	BRA	Portugiesisch			0	0,85
Bulgarien	BGR	Bulgarisch		0,25	0	0,32
Burkina Faso	BFA	Mòoré		0,36	1	
Cayman-Inseln	CYM	Englisch	1,0	1,00	1	1,00
Chile	CHL	Spanisch	0,8	0,64	0	0,41
China	CHN	Mandarin	0,1	0,01	0	
Costa Rica	CRI	Spanisch	0,8	0,64	0	0,41
Deutschland	DEU	Deutsch	0,9	0,81	1	0,14
Dschibuti	DJI	Somali		0,00	0	
Dom. Rep.	DOM	Spanisch	0,8	0,64	0	0,41
Ecuador	ECU	Spanisch	0,8	0,64	0	0,41
El Salvador	SLV	Spanisch	0,8	0,64	0	0,41
Estland	EST	Estnisch			0	0,08
Fidschi	FJI	Fidschi-Hindi	0,5	0,25	0	
Finnland	FIN	Finnisch	0,7	0,49	1	0,06
Frankreich	FRA	Französisch	1,0	1,00	1	0,92
Georgien	GEO	Georgisch	0,7	0,49	0	-0,49
Griechenland	GRC	Griechisch	0,6	0,36	0	0,57
Grönland	GRL	Inuktitut	0,3	0,09	0	
Guam	GUM	Chamorro		0,14		
Guatemala	GTM	Spanisch	0,8	0,64	0	0,41
Honduras	HND	Spanisch	0,8	0,64	0	0,41
Indien	IND	Hindi	0,5	0,25	0	
Indonesien	IDN	Indonesisch	0,3	0,09	1	
Irak	IRQ	Arabisch ^a	0,3	0,09	0	0,25
Iran	IRN	Persisch	0,4	0,16	0	
Irland	IRL	Englisch	1,0	1,00	1	1,00
Island	ISL	Isländisch		1,00	1	-0,36
Israel	ISR	Hebräisch	0,5	0,25	1	
Italien	ITA	Italienisch	0,9	0,81	0	0,32

Land	Abk.	Sprache	SUPR10	SUPR5 ²	No-drop	NOMX
Japan	JPN	Japanisch	0,0	0,00	0	
Jemen	YEM	Arabisch ^a	0,3	0,09	0	0,25
Jersey	JEY	Englisch	1,0	1,00	1	1,00
Jordan	JOR	Arabisch ^a	0,3	0,09	0	0,25
Kambodscha	KHM	Khmer		0,01		
Kanada	CAN	Englisch	1,0	1,00	1	1,00
Kasachstan	KAZ	Russisch	0,6	0,36	0	-0,38
Katar	QAT	Arabisch ^a	0,3	0,09	0	0,25
Kiribati	KIR	Kiribati		0,16	0	
Kolumbien	COL	Spanisch	0,8	0,64	0	0,41
Kosovo	KSV	Albanisch		0,56	0	-0,01
Kroatien	HRV	Kroatisch		0,44	0	0,19
Kuba	CUB	Spanisch	0,8	0,64	0	0,41
Kuwait	KWT	Arabisch	0,3	0,09	0	0,25
Lettland	LTV	Lettisch	0,6	0,36	1	-0,21
Libanon	LBN	Arabisch ^a	0,3	0,09	0	0,25
Libyen	LBY	Arabisch ^a	0,3	0,09	0	0,25
Liechtenstein	LIE	Deutsch	0,9	0,81	1	0,14
Litauen	LTU	Litauisch		0,16	0	0,09
Madagaskar	MDG	Malagasy		0,05	1	
Mali	MLI	Bambara		0,00		
Malta	MLT	Maltesisch		0,16	0	0,16
Marokko	MAR	Arabisch ^a	0,3	0,09	0	0,25
Mauritanien	MRT	Arabisch ^a	0,3	0,09	0	0,25
Mexico	MEX	Spanisch	0,8	0,64	0	0,41
Moldawien	MDA	Rumänisch		0,36	0	-0,30
Monaco	MCO	Französisch	1,0	1,00	1	0,92
Mongolei	MNG	Mongolisch		0,01	0	
Montenegro	MNE	Serbokroatisch		0,44	0	0,16
Myanmar	MMR	Burmesisch	0,0	0,00	0	
Namibia	NAM	Ndonga		0,64	1	
Nepal	NPL	Nepali		0,16		
Neukaledonien	NCL	Französisch	1,0	1,00	1	0,92
Neuseeland	NZL	Englisch	1,0	1,00	1	1,00
Nicaragua	NIC	Spanisch	0,8	0,64	0	0,41
Niederlande	NLD	Niederländisch		0,79	1	0,19
Niger	NER	Hausa	0,3	0,09	0	
Nigeria	NGA	Yoruba		0,06	0	
Niue	NIU	Niue		0,00	0	
Nordkorea	PRK	Koreanisch	0,0	0,00	0	
Norwegen	NOR	Norwegisch			1	0,92
Oman	OMN	Arabisch ^a	0,3	0,09	0	0,25
Österreich	AUT	Deutsch	0,9	0,81	1	0,14
Palau	PLW	Palauisch		0,36		
Palestina	WBG	Arabisch ^a	0,3	0,09	0	0,25
Panama	PAN	Spanisch	0,8	0,64	0	0,41

Land	Abk.	Sprache	SUPR10	SUPR5 ²	No-drop	NOMX
Papua Neu-G.	PNG	Englisch	1,0	1,00	1	1,00
Peru	PER	Spanisch	0,8	0,64	0	0,41
Philippinen	PHL	Filipino		0,00	0	
Polen	POL	Polnisch		0,44	0	0,06
Portugal	PRT	Portugiesisch			0	0,85
Puerto Rico	PRI	Spanisch	0,8	0,64	0	0,41
Rumänien	ROM	Rumänisch		0,44	0	-0,30
Russland	RUS	Russisch	0,6	0,36	0	-0,38
Samoa	WSM	Samoanisch		0,00		
San Marino	SMR	Italienisch	0,9	0,81	0	0,32
Saudi-Arabien	SAU	Arabisch ^a	0,3	0,09	0	0,25
Schweden	SWE	Schwedisch		0,60	1	0,92
Schweiz	CHE	Deutsch	0,9	0,81	1	0,14
Senegal	SEN	Wolof		0,04	0	
Serbien	SRB	Serbisch		0,44	0	0,12
Singapur	SGM	Mandarin	0,1	0,01	0	
Somalia	SOM	Somali		0,00	0	
Spanien	ESP	Spanisch	0,8	0,64	0	0,41
Sudan	SDN	Arabisch ^a	0,3	0,09	0	0,25
Südkorea	KOR	Koreanisch	0,0	0,00	0	
Suriname	SUR	Niederländisch		0,79	1	0,19
Syrien	SYR	Arabisch ^b	0,2	0,04	0	0,25
Taiwan	TWN	Min Nan	0,1	0,01	0	
Tansania	TZA	Swahili	0,3	0,09	0	
Thailand	THA	Thai	0,1	0,01	0	
Tonga	TGO	Ewe		0,14	0	
Tschad	TCD	Arabisch ^a	0,3	0,09	0	0,25
Tschechien	CZE	Tschechisch		0,36	0	0,12
Tunesien	TUN	Arabisch ^a	0,3	0,09	0	0,25
Türkei	TUR	Türkisch	0,4	0,16	0	0,40
Ungarn	HUN	Ungarisch	0,4	0,16	0	0,66
Uruguay	URY	Spanisch	0,8	0,64	0	0,41
Usbekistan	UZB	Usbekisch		0,04	0	
Verein. Arab. Em.	ARE	Arabisch ^a	0,3	0,09	0	0,25
Venezuela	VEN	Spanisch	0,8	0,64	0	0,41
Verein. Königr.	GBR	Englisch	1,0	1,00	1	1,00
Verein. Staaten	USA	Englisch	1,0	1,00	1	1,00
Vietnam	VNM	Vietnamesisch		0,05	0	
Virgin Islands	VIR	Englisch	1,0	1,00	1	1,00
Zentralafr. Rep.	CAF	Sango		0,03	0	
Zypern	CYP	Griechisch	0,6	0,36	0	0,57

^a Im Arabischen werden acht Dialekte unterschieden, einen abweichenden Wert gibt es aber nur in den Ländern der nördlichen Levante (Syrien, Libanon; vgl. Kap. 4, Anm. 12).

Tabelle A2. Sprachsubjektivismus: paarweise Korrelationen

		SUPR10	SUPR5 ²	No-drop	NOMX
Sprachen ^a	SUPR10	1 (44)	0,96*** (44)	0,51*** (44)	0,22 (13)
	SUPR5 ²		1 (363)	0,43*** (299)	0,17 (33)
	No-drop			1 (682)	0,13 (36)
	NOMX				1 (36)
Mehrheitssprachen	SUPR10	1 (44)	0,97*** (44)	0,70*** (44)	0,08 (31)
	SUPR5 ²		1 (97)	0,60*** (91)	0,09 (46)
	No-drop			1 (112)	0,15 (50)
	NOMX				1 (50)
Länder ^b	SUPR10	1 (83)	0,98*** (83)	0,65*** (83)	0,53*** (68)
	SUPR5 ²		1 (141)	0,63*** (132)	0,49*** (86)
	No-drop			1 (153)	0,43*** (90)
	NOMX				1 (90)

Bemerkungen: Korrelationskoeffizienten nach Pearson (in Klammern: Anzahl der Fälle). *Zweiseitig signifikant auf dem Niveau 5 %, **zweiseitig signifikant auf dem Niveau 1 %, ***zweiseitig signifikant auf dem Niveau 1 %.

^a Ohne Kreolsprachen.

^b Unter Mehrfachzählung der Sprachen, die in mehreren Ländern als Mehrheitssprache gelten.

Tabelle A3. Sprachsubjektivismus und Individualismus: paarweise Korrelationen

	SUPR10	SUPR5 ²	No-drop	NOMX
<i>Individualism</i> (Hofstede)	0,59*** (37)	0,69*** (43)	0,71*** (47)	0,37* (33)
<i>Embeddedness</i> (Schwartz)	-0,48** (30)	-0,59*** (39)	-0,49** (43)	-0,26 (33)
<i>In-group Collectivism</i> (GLOBE)	-0,61*** (41)	-0,72*** (49)	-0,83*** (53)	-0,47** (38)
<i>Exclusionism</i> (Minkov)	-0,67*** (28)	-0,74*** (33)	-0,72*** (37)	-0,24 (27)
<i>Self-Expression Values</i> ^a (Inglehart und Welzel)	0,78*** (46)	0,74*** (69)	0,60*** (78)	0,59*** (55)
<i>Emancipative Values</i> (Welzel)	0,69*** (45)	0,72*** (69)	0,56*** (79)	0,36** (53)
<i>Secular-Rational Values</i> (Inglehart) ^a	0,03 (46)	0,23 (69)	0,28* (78)	-0,08 (55)

Bemerkungen: Korrelationskoeffizienten nach Pearson (in Klammern: Anzahl der Fälle). *Zweiseitig signifikant auf dem Niveau 5 %, **zweiseitig signifikant auf dem Niveau 1 %, ***zweiseitig signifikant auf dem Niveau 1 %.

^a Aggregierte Länderwerte der fünften WVS-Welle oder der letzten vorherigen Welle, an der das betreffende Land teilgenommen hat.

Tabelle A4. Sprachsubjektivismus und Individualismus: partielle Korrelationen

	SUPR10	SUPR5 ²	No-drop	NOMX
<i>Individualism</i> (Hofstede)	0,42* (33)	0,52** (39)	0,64*** (43)	0,18 (29)
<i>Embeddedness</i> (Schwartz)	-0,20 (26)	-0,33* (35)	-0,24 (39)	0,35 (29)
<i>In-group Collectivism</i> (GLOBE)	-0,43** (37)	-0,58*** (45)	-0,79*** (49)	-0,11 (34)
<i>Exclusionism</i> (Minkov)	-0,53** (24)	-0,59** (29)	-0,74*** (33)	0,19 (23)
<i>Self-Expression Values</i> ^a (Inglehart und Welzel)	0,80*** (42)	0,68*** (65)	0,43*** (74)	0,19 (51)
<i>Emancipative Values</i> (Welzel)	0,56*** (41)	0,56*** (65)	0,37** (75)	-0,06 (49)
<i>Secular-Rational Values</i> (Inglehart) ^a	-0,28 (42)	-0,06 (65)	0,21 (74)	-0,15 (51)

Bemerkungen: Korrelationskoeffizienten nach Pearson (in Klammern: Anzahl der Freiheitsgrade). *Zweiseitig signifikant auf dem Niveau 5 %, **zweiseitig signifikant auf dem Niveau 1 %, ***zweiseitig signifikant auf dem Niveau 1 %. Alle Korrelationen unter Berücksichtigung folgender Kontrollvariablen: durchschnittliches Pro-Kopf-Einkommen der Jahre 1996 bis 2011, logarithmiert; Anzahl d. Jahre kommunistischer Herrschaft (Kodierung nach Inglehart u. Welzel, 2005).

^a Aggregierte Länderwerte der fünften WVS-Welle oder der letzten vorherigen Welle, an der das betreffende Land teilgenommen hat.

Tabelle A5. *Italienische Regionen, 1995: paarweise Korrelationen*

	Pro-Kopf- Eink.	Nicht- korruption	T&R	SEV	EV	General. Vertrauen
No-drop	0,75*** (20)	0,45* (20)	0,27 (20)	-0,19 (20)	0,32 (20)	0,37 (20)
Pro-Kopf-Einkommen		0,71*** (20)	0,38 (20)	-0,03 (20)	0,20 (20)	0,49 (20)
Nichtkorruption			0,55* (20)	0,35 (20)	0,43 (20)	0,63** (20)
Trust & Respect				0,42 (20)	0,69** (20)	0,89*** (20)
SEV					0,40 (20)	0,40 (20)
EV						0,79*** (20)

Bemerkungen: Korrelationskoeffizienten nach Pearson (in Klammern: Anzahl der Fälle). *Zweiseitig signifikant auf dem Niveau 5 %, **zweiseitig signifikant auf dem Niveau 1 %, ***zweiseitig signifikant auf dem Niveau 1 %.

Quellen: Siehe Kap. 6, Tab. 6.1.

Tabelle A6. *Italienische Regionen, 1995: partielle Korrelationen*

	Nicht- korruption	T&R	SEV	EV	General. Vertrauen
No-drop	-0,19 (17)	-0,03 (17)	-0,26 (17)	0,26 (17)	0,01 (17)
Nichtkorruption		0,43 (17)	0,52* (17)	0,42 (17)	0,46* (17)
Trust & Respect			0,47* (17)	0,68** (17)	0,88*** (17)
SEV				0,41 (17)	0,47* (17)
EV					0,81*** (17)

Bemerkungen: Korrelationskoeffizienten nach Pearson (in Klammern: Anzahl der Freiheitsgrade). *Zweiseitig signifikant auf dem Niveau 5 %, **zweiseitig signifikant auf dem Niveau 1 %, ***zweiseitig signifikant auf dem Niveau 1 %. Alle Korrelationen unter der Berücksichtigung folgender Kontrollvariablen: Pro-Kopf-Einkommen 1995, logarithmiert.

Quellen: Siehe Kap. 6, Tab. 6.1.

Tabelle A7. *Italienische Regionen, 2008: paarweise Korrelationen*

	Pro-Kopf- Eink.	Ref.- Beteiligung	T&R	SEV	EV	General. Vertrauen
No-drop	0,73*** (20)	0,40 (20)	0,27 (20)	-0,19 (20)	0,32 (20)	0,37 (20)
Pro-Kopf-Einkommen		0,73*** (20)	0,43 (20)	-0,01 (20)	0,28 (20)	0,52 (20)
Ref.-Beteiligung			0,32 (20)	0,09 (20)	0,11 (20)	0,35 (20)
Trust & Respect				0,42 (20)	0,69** (20)	0,89*** (20)
SEV					0,40 (20)	0,40 (20)
EV						0,79*** (20)

Bemerkungen: Korrelationskoeffizienten nach Pearson (in Klammern: Anzahl der Fälle). *Zweiseitig signifikant auf dem Niveau 5 %, **zweiseitig signifikant auf dem Niveau 1 %, ***zweiseitig signifikant auf dem Niveau 1 %.

Quellen: Siehe Kap. 6, Tab. 6.1.

Tabelle A8. *Italienische Regionen, 2008: partielle Korrelationen*

	Ref.- Beteiligung	T&R	SEV	EV	General. Vertrauen
No-drop	-0,29 (17)	-0,07 (17)	-0,26 (17)	0,17 (17)	-0,01 (17)
Ref.-Beteiligung		0,01 (17)	0,14 (17)	-0,14 (17)	-0,06 (17)
Trust & Respect			0,47* (17)	0,66** (17)	0,87** (17)
SEV				0,42 (17)	0,47* (17)
EV					0,79*** (17)

Bemerkungen: Korrelationskoeffizienten nach Pearson (in Klammern: Anzahl der Freiheitsgrade). *Zweiseitig signifikant auf dem Niveau 5 %, **zweiseitig signifikant auf dem Niveau 1 %, ***zweiseitig signifikant auf dem Niveau 1 %. Alle Korrelationen unter der Berücksichtigung folgender Kontrollvariablen: Pro-Kopf-Einkommen 2008, logarithmiert.

Quellen: Siehe Kap. 6, Tab. 6.1.

Tabelle A9. *Italienische Regionen, 1995: paarweise Korrelationen (Forts.)*

	Struktur. Sozialkap.	Nicht- korruption	T&R	SEV	EV	General. Vertrauen
No-drop	0,75*** (20)	0,45* (20)	0,27 (20)	-0,19 (20)	0,32 (20)	0,37 (20)
Strukt. Sozialkapital		0,73*** (20)	0,43 (20)	0,05 (20)	0,30 (20)	0,50* (20)
Nichtkorruption			0,32 (20)	0,09 (20)	0,11 (20)	0,35 (20)
Trust & Respect				0,42 (20)	0,69** (20)	0,89*** (20)
SEV					0,40 (20)	0,40 (20)
EV						0,79*** (20)

Bemerkungen: Korrelationskoeffizienten nach Pearson (in Klammern: Anzahl der Fälle). *Zweiseitig signifikant auf dem Niveau 5 %, **zweiseitig signifikant auf dem Niveau 1 %, ***zweiseitig signifikant auf dem Niveau 1 %.

Quellen: Siehe Kap. 6, Tab. 6.2.

Tabelle A10. *Italienische Regionen, 1995: partielle Korrelationen (Forts.)*

	Nicht- korruption	T&R	SEV	EV	General. Vertrauen
No-drop	-0,23 (17)	-0,08 (17)	-0,34 (17)	0,15 (17)	0,01 (17)
Nichtkorruption		0,38 (17)	0,46* (17)	0,33 (17)	0,45 (17)
Trust & Respect			0,45 (17)	0,66** (17)	0,87*** (17)
SEV				0,40 (17)	0,43 (17)
EV					0,78*** (17)

Bemerkungen: Korrelationskoeffizienten nach Pearson (in Klammern: Anzahl der Freiheitsgrade). *Zweiseitig signifikant auf dem Niveau 5 %, **zweiseitig signifikant auf dem Niveau 1 %, ***zweiseitig signifikant auf dem Niveau 1 %. Alle Korrelationen unter der Berücksichtigung folgender Kontrollvariablen: strukturelles Sozialkapital (*Global Social Capital*).

Quellen: Siehe Kap. 6, Tab. 6.2.

Tabelle A11. *Italienische Regionen, 2008: paarweise Korrelationen (Forts.)*

	Struktur. Sozialkap.	Ref.- Beteiligung	T&R	SEV	EV	General. Vertrauen
No-drop	0,75*** (20)	0,40 (20)	0,27 (20)	-0,19 (20)	0,32 (20)	0,37 (20)
Strukt. Sozialkapital		0,82*** (20)	0,43 (20)	0,05 (20)	0,30 (20)	0,50* (20)
Ref.-Beteiligung			0,32 (20)	0,09 (20)	0,11 (20)	0,35 (20)
Trust & Respect				0,42 (20)	0,69** (20)	0,89*** (20)
SEV					0,40 (20)	0,40 (20)
EV						0,79*** (20)

Bemerkungen: Korrelationskoeffizienten nach Pearson (in Klammern: Anzahl der Fälle). *Zweiseitig signifikant auf dem Niveau 5 %, **zweiseitig signifikant auf dem Niveau 1 %, ***zweiseitig signifikant auf dem Niveau 1 %.

Quellen: Siehe Kap. 6, Tab. 6.2.

Tabelle A12. *Italienische Regionen, 2008: partielle Korrelationen (Forts.)*

	Ref.- Beteiligung	T&R	SEV	EV	General. Vertrauen
No-drop	-0,58** (17)	-0,08 (17)	-0,34 (17)	0,15 (17)	0,01 (17)
Ref.-Beteiligung		-0,06 (17)	0,09 (17)	-0,25 (17)	-0,13 (17)
Trust & Respect			0,45 (17)	0,66** (17)	0,87*** (17)
SEV				0,40 (17)	0,43 (17)
EV					0,78*** (17)

Bemerkungen: Korrelationskoeffizienten nach Pearson (in Klammern: Anzahl der Freiheitsgrade). *Zweiseitig signifikant auf dem Niveau 5 %, **zweiseitig signifikant auf dem Niveau 1 %, ***zweiseitig signifikant auf dem Niveau 1 %. Alle Korrelationen unter der Berücksichtigung folgender Kontrollvariablen: strukturelles Sozialkapital (*Global Social Capital*).

Quellen: Siehe Kap. 6, Tab. 6.2.

Tabelle A13. Schweizer Gemeinden, ca. 2002: paarweise Korrelationen

	SADS I.15	SADS II.18	SADS II.21	Ref.- Beteiligung	General. Vertrauen	Differenz Ref.-Kath.
Wenkersatz 12	0,21*** (277)	0,04 (277)	0,12 (277)	0,14* (277)	0,14 (24)	0,03 (277)
SADS I.15		-0,01 (369)	0,26*** (369)	0,03 (369)	0,02 (27)	-0,19*** (369)
SADS II.18			-0,03 (369)	-0,04 (369)	0,16 (27)	0,30*** (369)
SADS II.21				0,17** (369)	-0,04 (27)	-0,28*** (369)
Ref.-Beteiligung					0,24 (27)	0,03 (369)
General. Vertrauen						0,47* (27)

Bemerkungen: Korrelationskoeffizienten nach Pearson (in Klammern: Anzahl der Fälle). *Zweiseitig signifikant auf dem Niveau 5 %, **zweiseitig signifikant auf dem Niveau 1 %, ***zweiseitig signifikant auf dem Niveau 1 %. Die Gemeinde Salgesch wurde als Ausreißer von der Analyse ausgeschlossen.

Quellen: Digitaler Wenker-Atlas (DiWA), <http://www.diwa.info>; Dialektsyntax-Datenbank der Universität Zürich (SADS), www.dialektsyntax.uzh.ch; Politischer Atlas der Schweiz, Bundesamt für Statistik, <http://www.atlas.bfs.admin.ch>; *Schweizer Freiwilligen-Monitor Gemeinden* (Freitag et al., 2013); *Size and local democracy* (Ladner und Bühlmann, o.D.).

Tabelle A14. Schweizer Gemeinden, ca. 2002: partielle Korrelationen

	SADS I.15	SADS II.18	SADS II.21	Ref.- Beteiligung	General. Vertrauen
Wenkersatz 12	0,22*** (274)	0,03 (274)	0,13* (274)	0,14* (274)	0,15 (21)
SADS I.15		0,05 (366)	0,22*** (366)	0,04 (366)	0,13 (24)
SADS II.18			0,06 (366)	-0,05 (366)	0,03 (24)
SADS II.21				0,18*** (366)	0,11 (24)
Ref.-Beteiligung					0,26 (24)

Bemerkungen: Korrelationskoeffizienten nach Pearson (in Klammern: Anzahl der Freiheitsgrade). *Zweiseitig signifikant auf dem Niveau 5 %, **zweiseitig signifikant auf dem Niveau 1 %, ***zweiseitig signifikant auf dem Niveau 1 %. Alle Korrelationen unter der Berücksichtigung folgender Kontrollvariablen: Differenz zwischen reformierten und katholischen Bevölkerungsanteilen. Die Gemeinde Salgesch wurde als Ausreißer von der Analyse ausgeschlossen.

Quellen: Digitaler Wenker-Atlas (DiWA), <http://www.diwa.info>; Dialektsyntax-Datenbank der Universität Zürich (SADS), www.dialektsyntax.uzh.ch; Politischer Atlas der Schweiz, Bundesamt für Statistik, <http://www.atlas.bfs.admin.ch>; *Schweizer Freiwilligen-Monitor Gemeinden* (Freitag et al., 2013); *Size and local democracy* (Ladner und Bühlmann, o.D.).

Tabelle A15. Schweizer Gemeinden, ca. 2002: paarweise Korrelationen (Forts.)

	SADS I.15	SADS II.2	SADS II.5	Ref.- Beteiligung	General. Vertrauen	Differenz Ref.-Kath.
Wenkersatz 12	0,21*** (277)	0,00 (277)	0,09 (277)	-0,14* (277)	-0,14 (24)	0,03 (277)
SADS I.15		-0,17** (369)	0,00 (369)	-0,03 (369)	-0,02 (27)	-0,19*** (369)
SADS II.2			-0,01 (369)	0,10* (369)	0,27 (27)	-0,31*** (369)
SADS II.5				-0,13* (369)	fehlt	0,06 (369)
Ref.-Beteiligung					0,24 (27)	0,03 (369)
General. Vertrauen						0,47* (27)

Bemerkungen: Korrelationskoeffizienten nach Pearson (in Klammern: Anzahl der Fälle). *Zweiseitig signifikant auf dem Niveau 5 %, **zweiseitig signifikant auf dem Niveau 1 %, ***zweiseitig signifikant auf dem Niveau 1 ‰. Die Gemeinde Salgesch wurde als Ausreißer von der Analyse ausgeschlossen.

Quellen: Digitaler Wenker-Atlas (DiWA), <http://www.diwa.info>; Dialektsyntax-Datenbank der Universität Zürich (SADS), www.dialektsyntax.uzh.ch; Politischer Atlas der Schweiz, Bundesamt für Statistik, <http://www.atlas.bfs.admin.ch>; *Schweizer Freiwilligen-Monitor Gemeinden* (Freitag et al., 2013); *Size and local democracy* (Ladner und Bühlmann, o.D.).

Tabelle A16. Schweizer Gemeinden, ca. 2002: partielle Korrelationen (Forts.)

	SADS I.15	SADS II.2	SADS II.5	Ref.- Beteiligung	General. Vertrauen
Wenkersatz 12	0,22*** (274)	-0,01 (274)	0,09 (274)	-0,14* (274)	-0,15 (21)
SADS I.15		-0,12* (366)	-0,01 (366)	-0,04 (366)	-0,13 (24)
SADS II.2			0,01 (366)	0,12* (366)	0,49** (24)
SADS II.5				-0,13* (366)	fehlt
Ref.-Beteiligung					0,26 (24)

Bemerkungen: Korrelationskoeffizienten nach Pearson (in Klammern: Anzahl der Freiheitsgrade). *Zweiseitig signifikant auf dem Niveau 5 %, **zweiseitig signifikant auf dem Niveau 1 %, ***zweiseitig signifikant auf dem Niveau 1 ‰. Alle Korrelationen unter der Berücksichtigung folgender Kontrollvariablen: Differenz zwischen reformierten und katholischen Bevölkerungsanteilen. Die Gemeinde Salgesch wurde als Ausreißer von der Analyse ausgeschlossen.

Quellen: Digitaler Wenker-Atlas (DiWA), <http://www.diwa.info>; Dialektsyntax-Datenbank der Universität Zürich (SADS), www.dialektsyntax.uzh.ch; Politischer Atlas der Schweiz, Bundesamt für Statistik, <http://www.atlas.bfs.admin.ch>; *Schweizer Freiwilligen-Monitor Gemeinden* (Freitag et al., 2013); *Size and local democracy* (Ladner und Bühlmann, o.D.).

Tabelle A17. *Verwendete Beispielsätze der Dialektsyntax-Datenbank (SADS)*

Fragebogen und Nummer	Art der Frage ^a	Relevanter Teil des vorgegebenen Satzes	Übertragungsbeispiel mit Nullsubjekt	Art des Satzes und Person ^b
SADS I.15	N	Hab ich dir das nicht schon erzählt?	Ha-der daas nid scho verzellt?	FS (2SG)
SADS II.18	N	...dem ich gestern den Weg gezeigt habe.	...won em geschter de Wääg zeigt han.	RS (1SG)
SADS II.21	N	...ob du Fleisch isst.	...ob Fleisch issisch.	NS (2SG)
SADS II.2	Ü	...der ich schon lange das Buch bringen sollte.	...wo-re scho lang s Buech sött bringe.	RS (1SG)
SADS II.5	Ü	Ihr dürft alles liegen lassen.	Dörfed alles ligge laa.	HS (2PL)

^a N: Auswahlaufgabe: Angabe der »natürlichsten« Variante unabhängig davon, ob noch andere Varianten als korrekt akzeptiert werden. Ü: Übersetzungsaufgabe.

^b FS: Fragesatz, RS: Relativsatz, NS: Nebensatz, HS: Hauptsatz.

Quelle: Dialektsyntax-Datenbank der Universität Zürich, <http://www.dialektsyntax.uzh.ch> (Zugriff im August 2013).

Tabelle A18. *Verwendete Referenden in der Schweiz*

Datum	Gegenstand der Abstimmung	Beteiligung Schweiz ^a
12.03.2000	Bundesbeschluss über die Justizreform	41,9 %
12.03.2000	Volksinitiative für Beschleunigung der direkten Demokratie	42,1 %
02.12.2001	Bundesbeschluss über eine Schuldenbremse	37,8 %
03.03.2002	Volksinitiative für den Beitritt der Schweiz zur UNO	58,4 %
09.02.2003	Bundesbeschluss über die Änderung der Volksrechte	28,7 %
Durchschnitt		41,8 %

^a Gesamte Schweiz einschließlich der nicht deutschsprachigen Gebiete.

Quelle: Bundesamt für Statistik, Politischer Atlas der Schweiz, <http://www.atlas.bfs.admin.ch> (Zugriff im Juli 2013).

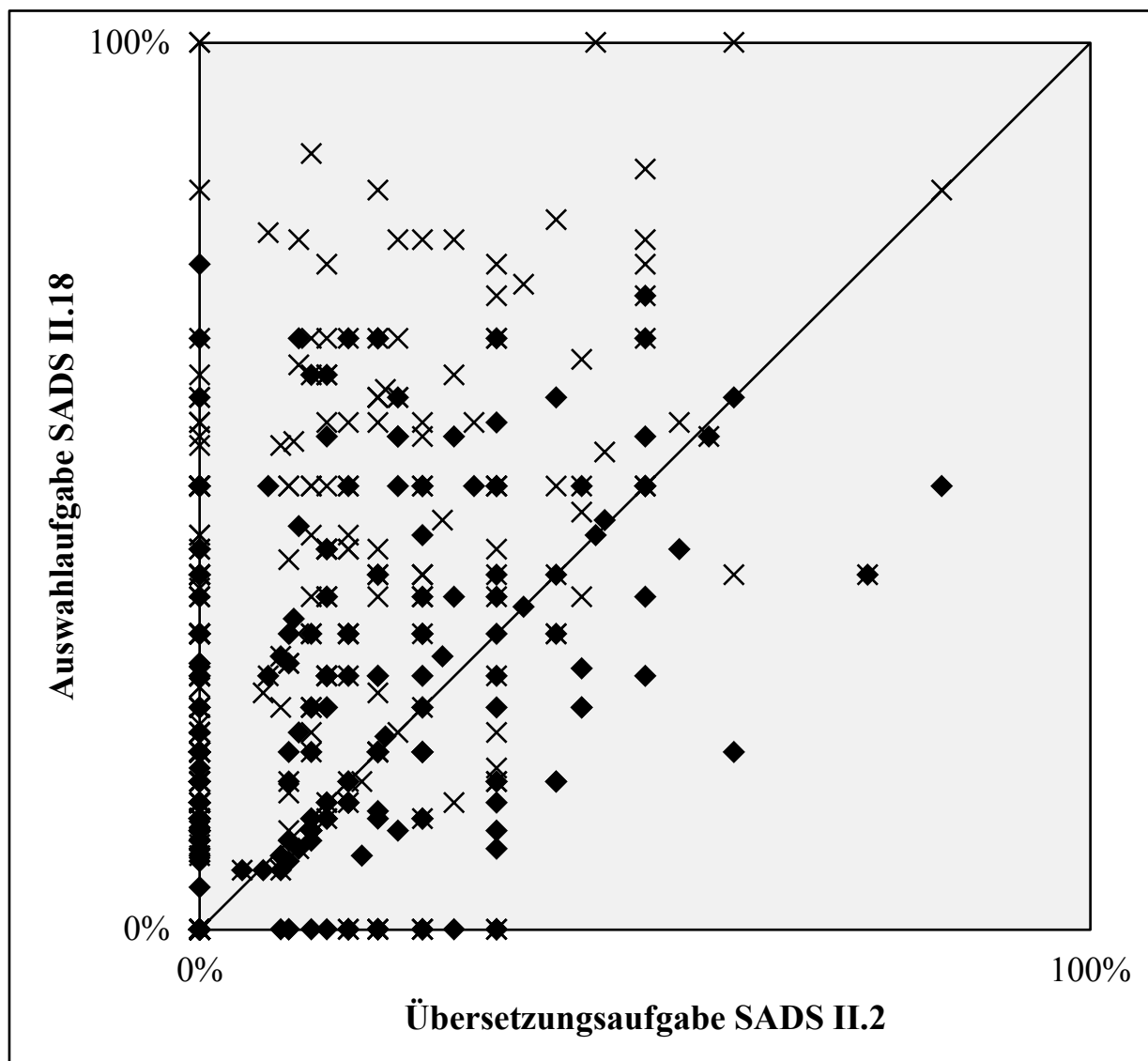


Abbildung A1. Wie zuverlässig sind die SADS-Dialektdaten? Die Grafik zeigt aggregierte Grammatikalitätsurteile (Kreuz) bzw. Präferenzurteile (Raute) zum Nullsubjekt im ISG-Relativsatz II.18 im Vergleich zu den eigenen, d.h. am selben Ort von denselben Sprechern erhobenen Übersetzungen des baugleichen Relativsatzes II.2. Die 45°-Linie zeigt den hypothetischen Idealfall an, dass alle Sprecher, die aktiv eine Pro-Drop-Variante produziert haben, diese auch rezeptiv als mögliche (Kreuz) bzw. natürlichste (Raute) Variante einstufen. Von besonderem Interesse sind die Abweichungen von der 45°-Linie und dabei insbesondere die Extremwerte: Selbst an Erhebungsorten, wo *niemand* den Relativsatz ohne Pronomen übersetzt (II.2 = 0), gilt der Relativsatz ohne Pronomen vielen (an manchen Orten sogar allen!) Gewährspersonen als mögliche oder natürlichste Variante. Umgekehrt gibt es einige Orte, an denen ein Relativsatz von vielen ohne Pronomen übersetzt wird (II.2 > 0), obwohl dies angeblich *niemand* für die natürlichste oder auch nur für eine mögliche Variante hält (II.18 = 0). Offenbar sind die Angaben der Dialektsprecher nicht immer konsistent, oder die gegebenen Beispielsätze (vgl. Tab. A17) unterliegen weiteren, z.B. phonetischen Faktoren, die hier nicht berücksichtigt werden konnten.

Quelle: Eigene Darstellung basierend auf Daten der Dialektsyntax-Datenbank (SADS).

Bibliographie

- Abraham, Werner (1993). Null subjects in the history of German: From IP to CP. *Lingua* 89(2/3), 117–142.
- _____ (2004). The European demise of the simple past and the emergence of the periphrastic perfect: Areal diffusion or natural, autonomous evolution under parsing facilitation? In: Ders. (Hrsg.), *Focus on Germanic typology*. Berlin: Akademie, S. 241–272.
- Ackema, Peter, und Ad Neeleman (2007). Restricted pro drop in Early Modern Dutch. *Journal of Comparative Germanic Linguistics* 10(2), 81–107.
- Ahn, Toh-Kyeong, und Elinor Ostrom (2003). Introduction. In: Dies. (Hrsg.), *Foundations of Social Capital*. Cheltenham: Edward Elgar.
- _____ (2010). Social Capital and Collective Action. In: Dario Castiglione, Jan W. van Deth und Guglielmo Wolleb (Hrsg.), *The Handbook of Social Capital*. Oxford: Oxford University Press, S. 70–100.
- Akçomak, İ. Semih (2009). Bridges in social capital: A review of the definitions and the social capital of social capital researchers. Arbeitspapier 2009-002, Maastricht Economic and social Research and training centre on Innovation and Technology, United Nations University.
- Akerlof, George, und Rachel Kranton (2000). Economics and Identity. *Quarterly Journal of Economics* CVX(3), 715–753.
- _____ (2010). *Identity Economics*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Alidoust Azarbaijani, Abbas (2010). *Aufhebung Hegels Wissenschaft der Logik in Marx' Das Kapital. Teil 1: Die Lehre vom Sein – Der Produktionsprozeß des Kapitals*. Frank-

furt am Main: Peter Lang.

- Anderson, Benedict R. (1991) [1983]. *Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. Durchges. u. erw. Aufl. London: Verso.
- Andriani, Luca (2010). Social Capital, Industrial Districts and Regional Unemployment in Italy. Arbeitspapier Nr. 9, CIMR Research Working Paper Series, Centre for Innovation Management Research, Birkbeck University of London.
- Anz, Thomas (1999). Die Seele als Kriegsschauplatz. Psychoanalytische und literarische Beschreibungen eines Kampfes. In: Ders. (Hrsg.), *Psychoanalyse in der modernen Literatur. Kooperation und Konkurrenz*. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 97–108.
- Ariel, Mira (2000). The development of person agreement markers: from pronoun to higher accessibility markers. In: Suzanne Kemmer und Michael Barlow (Hrsg.), *Usage Based Models of Language*. Chicago, IL: University of Chicago Press, S. 197–261.
- Aronoff, Justin M. (2003). Null Subjects in Child Language: Evidence for a Performance Account. In: Gina Garding und Mimu Tsujimura (Hrsg.), *Proceedings of the 22nd West Coast Conference on Formal Linguistics*. Somerville, MA: Cascadilla Press, S. 43–55.
- Arrow, Kenneth (2000). Observations on Social Capital. In: Partha Dasgupta und Ismail Serageldin (Hrsg.), *Social Capital. A Multifaceted Perspective*. Washington, D.C.: The World Bank, S. 3–5.
- Axel, Katrin (2004). The syntactic integration of preposed adverbial clauses on the German left periphery: A diachronic perspective. In: Horst Lohnstein und Susanne Trissler (Hrsg.), *The Syntax and Semantics of the Left Periphery*. Berlin: Mouton de Gruyter, S. 23–58.
- _____ (2005). Null Subjects and Verb Placement in Old High German. In: Stephan Kepser und Marga Reis (Hrsg.), *Linguistic Evidence: Empirical, Theoretical and Computational Perspectives*. Berlin: Walter de Gruyter, S. 27–48.
- _____ (2007). *Studies on Old High German Syntax: Left sentence periphery, verb placement and verb second*. Amsterdam: John Benjamins.
- Back, Otto (1990). Plansprachen in der Donaumonarchie. In: Bernd Spillner (Hrsg.), *Sprache und Politik. Kongreßbeiträge zur 19. Jahrestagung der Gesellschaft für Angewandte Linguistik*. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 57–60.
- Badan, Linda, und Francesca del Gobbo (2010). On the Syntax of Topic and Focus in Chinese. In: Paola Benicá und Nicola Munaro (Hrsg.), *Mapping the Left Periphery*.

- The Cartography of Syntactic Structures, Vol. 5. Oxford: Oxford University Press, S. 63–90.
- Banfield, Edward C., mit Laura F. Banfield (1958). *The Moral Basis of a Backward Society*. Glencoe, IL: The Free Press.
- Barad, Karen (2007). *Meeting the Universe Halfway: Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning*. Durham: Duke University Press.
- Barbosa, Pilar (2011). Partial *pro*-drop as null NP-anaphora. Konferenzbeitrag zur Tagung „21st Colloquium on Generative Grammar“, Sevilla, April 2011.
- Barbosa, Pilar, Maria E. L. Duarte und Mary A. Kato (2005). Null Subjects in European and Brazilian Portuguese. *Journal of Portuguese Linguistics* 4(2), 11–52.
- Barðdal, Jóhanna (2013). Bottom-up and Top-down Approaches to Subjecthood. Konferenzbeitrag zur Tagung „Subject: cognitive, typological and functional approaches“, Helsinki, September 2013.
- Barme, Stefan (2001). *Der Subjektausdruck beim Verb in phonisch-nähesprachlichen Varietäten des europäischen Portugiesisch und Brasilianischen*. Frankfurt: Peter Lang.
- _____ (2009). Zur Verwendung der Subjektpersonalpronomina in der rumänischen Zeitungssprache. *Zeitschrift für romanische Philologie* 125(1), 138–144.
- Bartens, Angela, und Eeva Sippola (2013). Subject null arguments in creole languages. Konferenzbeitrag zur Tagung „Subject: cognitive, typological and functional approaches“, Helsinki, September 2013.
- Bayer, Josef (1984). COMP in Bavarian Syntax. *The Linguistic Review* 3(3), 209–274.
- _____ (2004). Decomposing the left periphery: Dialectal and cross-linguistic evidence. In: Horst Lohnstein und Susanne Trissler (Hrsg.), *The Syntax and Semantics of the Left Periphery*. Berlin: Mouton de Gruyter, S. 59–95.
- _____ (2010). What is Verb-Second? Arbeitspapier, Aarhus. Online im Internet unter <http://www.hum.au.dk/engelsk/engsv/nyvad-abstracts/bayer-ho.pdf> (Zugriff am 24. Februar 2013).
- Bellamy, Richard (2005). Sovereignty, Post-Sovereignty and Pre-Sovereignty: Three Models of the State, Democracy and Right within the EU. In: Neil Walker (Hrsg.), *Sovereignty in Transition*. Oxford: Hart Publishing, S. 167–189.
- Benincà, Paola (1983). Il clitico *a* nel dialetto padovano. In: Paola Benincà et al. (Hrsg.), *Scritti linguistici in onore di Giovan Battista Pellegrini*. Pisa: Pacini, S. 25–35.
- _____ (2001). The Position of Topic and Focus on the Left Periphery. In: Guglielmo Cinque und Giampaolo Salvi (Hrsg.), *Current Studies in Italian Syntax. Essays*

- offered to Lorenzo Rizzi. Amsterdam: Elsevier, 39–64.
- _____ (2010). Headless relatives in some Old Italian varieties. In: Roberta d'Alessandro, Adam Ledgeway und Ian Roberts (Hrsg.), *Syntactic Variation: The Dialects of Italy*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Berger, Tilman (2012). Das Russische. In: Peter Rehder (Hrsg.), *Einführung in die slawischen Sprachen*. 7. Aufl. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 49–93.
- Bernstein, Basil (1964). Elaborated and Restricted Codes: Their Social Origins and Some Consequences. In: John J. Gumperz und Dell H. Hymes (Hrsg.), *The Ethnography of Communication*. Sonderband 66(6) des *American Anthropologist*, S. 55–69.
- Berruto, Gaetano (2005). Dialect/standard convergence, mixing, and models of language contact: the case of Italy. In: Peter Auer, Frans Hinskens und Paul Kerswill (Hrsg.), *Dialect Change. Convergence and Divergence in European Languages*. Cambridge: Cambridge University Press, S. 81–95.
- Besch, Werner (2000). Die rolle Luthers für die deutsche Sprachgeschichte. In: Werner Besch, Anne Betten, Oskar Reichmann und Stefan Sonderegger (Hrsg.), *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2. Teilbd. Berlin: Walter de Gruyter, S. 1713–1745.
- Bethmann-Hollweg, Moritz A. von (1868). *Der germanisch-romanische Civilprozeß im Mittelalter. Erster Band: Vom fünften bis achten Jahrhundert*. Bonn: Adolph Marcus.
- Biberauer, Theresa, Anders Holmberg, Ian Roberts und Michelle Sheehan (Hrsg.) (2010). *Parametric Variation: Null Subjects in Minimalist Theory*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Bickel, Balthasar (1997). Spatial operations in deixis, cognition, and culture: Where to orient oneself in Belhare. In: Jan Nuyts und Eric Pederson (Hrsg.), *Language and Conceptualization*. Cambridge: Cambridge University Press, 46–83.
- _____ (2000). Grammar and social practice: On the role of “culture” in linguistic relativity. In: Susanne Niemeier und René Dirven (Hrsg.), *Evidence for linguistic relativity*. Amsterdam: John Benjamins, S. 161–192.
- Bierwisch, Manfred (1963). *Grammatik des deutschen Verbs*. Berlin: Akademie.
- Binswanger, Hans Christoph (2006). *Die Wachstumsspirale. Geld, Energie und Imagination in der Dynamik des Marktprozesses*. Marburg: Metropolis.
- _____ (2012). *The Growth Spiral. Money, Energy, and Imagination in the Dynamics of the Market Process*. Heidelberg: Springer.
- Bisang, Walter (2010). Areal language typology. In: Peter Auer und Jürgen Erich Schmidt

- (Hrsg.), *Language and Space. An International Handbook of Linguistic Variation. Vol. 1: Theories and Methods*. Berlin: Walter de Gruyter, S. 419–440.
- Bjørnskov, Christian (2011). *Historical Correlates of Social Trust*. Mimeo, Aarhus University.
- Blasco Ferrer, Eduardo (1990). Die Klassifikation der oberitalienischen Dialekte: ein typologischer und kulturell-historischer Ansatz. *Romanistisches Jahrbuch* 41, 52–78.
- Bloch, Ernst (1973) [1935]. *Erbschaft dieser Zeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- _____ (1977). *Tübinger Einleitung in die Philosophie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bloom, Alfred H. (1981). *The Linguistic Shaping of Thought: A Study in the Impact of Language on Thinking in China and the West*. Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum.
- Boas, Franz (1911). Introduction. In: Ders. (Hrsg.), *Handbook of American Indian Languages*. Bulletin 40, Smithsonian Institution, Bureau of American Ethnology. Washington, D.C.: Government Printing Office, S. 1–83.
- Böckenförde, Ernst-Wolfgang (1976). *Staat, Gesellschaft, Freiheit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- _____ (2010) Freiheit ist ansteckend. *Frankfurter Rundschau*, Ausgabe vom 2. November 2010, S. 32 f..
- Boroditsky, Lera, Lauren A. Schmidt und Webb Phillips (2003). Sex, Syntax, and Semantics. In: In Dedre Gentner und Susan Goldin-Meadow (Hrsg.), *Language in Mind: Advances in the study of Language and Cognition*. Cambridge, MA: MIT Press, S. 61–79.
- Bosson, Georg (1998). Le marquage de l'expérient dans les langues d'Europe. In: Jack Feuillet (Hrsg.), *Actance et Valence dans les Langues de l'Europe*. Berlin: Mouton de Gruyter, S. 259–294.
- Bourdieu, Pierre (1976). *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- _____ (1977). L'économie des échanges linguistiques. *Langue française* 34, 17–34.
- _____ (1980). Le capital social : notes provisoires. *Actes de la recherche en sciences sociales* 31, 2–3.
- _____ (1983). Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Reinhard Kreckel (Hrsg.), *Soziale Ungleichheiten* (Soziale Welt, Sonderband 2). Göttingen: Schwartz, S. 183–198.
- _____ (2014). *Über den Staat. Vorlesungen am Collège de France 1989–1992*. Her-

- ausgegeben von Patrick Champagne, Remi Lenoir, Franck Poupeau und Marie-Christine Rivière, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Brandner, Ellen (2004). Head-movement in minimalism, and V2 as FORCE-marking. In: Horst Lohnstein und Susanne Trissler (Hrsg.), *The Syntax and Semantics of the Left Periphery*. Berlin: Mouton de Gruyter, S. 97–138.
- Brandt, Per A. (2011). What *is* culture? – A grounding question for cognitive semiotics. In: Ana M. Abrantes und Peter Hanenberg (Hrsg.), *Cognition and Culture. An Interdisciplinary Dialogue*. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 49–70.
- Buonanno, Paolo, Daniel Montolio und Paolo Vanin (2009). Does Social Capital Reduce Crime? *Journal of Law and Economics*, 52(1), 145–170.
- Caciagli, Mario (2012). Die politische Kultur – Kontinuitäten und Veränderungen. In: Siegfried Frech und Boris Kühn (Hrsg.), *Das politische Italien. Gesellschaft, Wirtschaft, Politik und Kultur*. Schwalbach/Ts.: Wochenschau Verlag, S. 175–195.
- Camacho, José A. (2013). *Null Subjects*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Cardinaletti, Anna (2004). Toward a Cartography of Subject Positions. In: Luigi Rizzi (Hrsg.), *The Structure of CP and IP. The Cartography of Syntactic Structures*, Vol. 2. Oxford: Oxford University Press, S. 115–165.
- Cardinaletti, Anna, und Michael Starke (1999). The typology of structural deficiency: A case study of the three classes of pronouns. In: Henk van Riemsdijk (Hrsg.), *Clitics in the Languages of Europe*. Berlin: Mouton de Gruyter, S. 145–233.
- Cardini, Franco, und Marina Montesano (2006). *Storia medievale*. Florence: Le Monnier.
- Castiglione, Dario (2010a). Social Capital as a Research Programme. In: Dario Castiglione, Jan W. van Deth und Guglielmo Wolleb (Hrsg.), *The Handbook of Social Capital*. Oxford: Oxford University Press, S. 177–195.
- _____ (2010b). Introduction: Social Capital Between Community and Society. In: Dario Castiglione, Jan W. van Deth und Guglielmo Wolleb (Hrsg.), *The Handbook of Social Capital*. Oxford: Oxford University Press, S. 555–567.
- Castiglione, Dario, Jan W. van Deth und Guglielmo Wolleb (Hrsg.) (2010a) [2008]. *The Handbook of Social Capital*. Oxford: Oxford University Press.
- _____ (2010b). Social Capital's Fortune: An Introduction. In: Dario Castiglione, Jan W. van Deth und Guglielmo Wolleb (Hrsg.), *The Handbook of Social Capital*. Oxford: Oxford University Press, S. 1–10.
- Chafe, Wallace L. (1976). Givenness, Contrastiveness, Definiteness, Subjects, Topics, and Point of View. In: Charles N. Li (Hrsg.), *Subject and Topic*. New York: Academic

- Press, S. 25–55.
- Chen, Sylvia X., und Michael H. Bond (2010). Two Languages, Two Personalities? Examining Language Effects in a Bilingual Context. *Personality and Social Psychology Bulletin* 36, 1514–1528.
- Chiesi, Antonio M. (2007). Measuring Social Capital and its Effectiveness. The Case of Small Entrepreneurs in Italy. *European Sociological Review* 23 (4), 437–453.
- Chiswick, Barry R., und Paul W. Miller (1998). English Language Fluency Among Immigrants in the United States. *Research in Labor Economics* 17, 151–200.
- Chomsky, Noam (1982). *Some concepts and consequences of the theory of government and binding*. MIT Press.
- _____ (1993) [1981]. *Lectures on Government and Binding*. 7. Aufl. Dordrecht: Foris.
- _____ (1995). *The Minimalist Program*. Cambridge, MA: MIT Press.
- _____ (2002) [1957]. *Syntactic Structures*. The Hague: Mouton de Gruyter.
- Christoforou, Asimina (2013). On the identity of social capital and the social capital of identity. *Cambridge Journal of Economics* 37 (4), 719–736.
- Clark, Thomas (2006). Language as Social Capital. *Applied Semiotics* 18, 29–41.
- Cole, Melvin D. (2009). Null subjects: a reanalysis of the data. *Linguistics* 47(3), 539–587.
- Coleman, James S. (1987). Norms as Social Capital. In: Gerard Radnitzky und Peter Benholz (Hrsg.), *Economic Imperialism: The Economic Approach Applied Outside the Field of Economics*. New York: Paragon House Publishers, S. 133–155.
- _____ (1988). Social Capital in the Creation of Human Capital. *American Journal of Sociology* 94 (Supplement), S95–S120.
- _____ (1990). *Foundations of Social Theory*. Cambridge MA: Belknap Press.
- Comrie, Bernard (1988). Topics, Grammaticalized Topics, and Subjects. In: *Proceedings of the Fourteenth Annual Meeting of the Berkeley Linguistics Society*, S. 265–279.
- _____ (2013a). Alignment of Case Marking of Full Noun Phrases. In: Matthew S. Dryer und Martin Haspelmath (Hrsg.), *The World Atlas of Language Structures Online*, Kapitel 98. München: Max Planck Digital Library. Online verfügbar unter <http://wals.info/chapter/98> (Zugriff am 5. Dezember 2013).
- _____ (2013b). Alignment of Case Marking of Pronouns. In: Matthew S. Dryer und Martin Haspelmath (Hrsg.), *The World Atlas of Language Structures Online*, Kapitel 99. München: Max Planck Digital Library. Online verfügbar unter <http://wals.info/chapter/99> (Zugriff am 5. Dezember 2013).

- Comrie, Bernard, und Kuteva (2013a). Relativization on Subjects. In: Matthew S. Dryer und Martin Haspelmath (Hrsg.), *The World Atlas of Language Structures Online*, Kapitel 122. München: Max Planck Digital Library. Online verfügbar unter <http://wals.info/chapter/122> (Zugriff am 5. Dezember 2013).
- Comrie, Bernard, und Kuteva (2013b). Relativization on Obliques. In: Matthew S. Dryer und Martin Haspelmath (Hrsg.), *The World Atlas of Language Structures Online*, Kapitel 123. München: Max Planck Digital Library. Online verfügbar unter <http://wals.info/chapter/123> (Zugriff am 5. Dezember 2013).
- Corazza, Eros (2004). *Reflecting the Mind: Indexicality and Quasi-Indexicality*. Oxford: Clarendon.
- Corbett, Greville G. (2006). *Agreement*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Cristofaro, Sonia, und Anna Giacalone Ramat (2007). Relativization strategies in the languages of Europe. In: Paolo Ramat und Elisa Roma (Hrsg.), *Europe and the Mediterranean as Linguistic Areas. Convergencies from a historical and typological perspective*. Amsterdam: John Benjamins, S. 63–93.
- Croft, William (1990). *Typology and Universals*. Cambridge: Cambridge University Press.
- _____ (2000). *Explaining Language Change: An Evolutionary Approach*. Essex: Pearson Education.
- _____ (2007). Construction Grammar. In: Dirk Geeraerts und Hubert Cuyckens (Hrsg.), *The Oxford Handbook of Cognitive Linguistics*, Oxford: Oxford University Press, S. 463–508.
- Dahl, Östen (1990). Standard Average European as an exotic language. In: Johannes Bechert, Giuliano Bernini und Claude Buridant (Hrsg.), *Toward a Typology of European Languages*. Berlin: Mouton de Gruyter, S. 3–8.
- Daniele, Vittorio, und Paolo Malanima (2007). Il prodotto delle regioni e il divario Nord-Sud in Italia (1861–2004). *Rivista di Politica Economica* (März/April 2007), 267–315.
- Daneš, František (1989). Report of Roger G. van de Velde's Paper "Man, Verbal Text, Inferencing, and Coherence". In: Wolfgang Heydrich, Fritz Neubauer, János S. Petöfi, Emil Sözer (Hrsg.), *Connexity and Coherence: Analysis of Text and Discourse*. Berlin: Walter de Gruyter, S. 228–239.
- Dasgupta, Partha, und Ismail Serageldin (Hrsg.) (2000) [1999], *Social Capital. A Multifaceted Perspective*. Washington, D.C.: The World Bank.
- Davis, John B. (2007). Akerlof and Kranton on identity in economics: inverting the analysis. *Cambridge Journal of Economics* 31(3), 349–362.

- _____ (2011). *Individuals and identity in economics*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Dauses, August (2004). Die historisch-typologischen Voraussetzungen für analytische Formen. In: Uwe Hinrichs (Hrsg.), *Die europäischen Sprachen auf dem Weg zum analytischen Sprachtyp*. Wiesbaden: Harrassowitz, S. 55–66.
- De Blasio, Guido, und Giorgio Nuzzo (2009). Historical Traditions of Civicness and Local Economic Development. *Journal of Regional Science* 50(4), 833–857.
- De Cat, Cécile (2004). French subject clitics are not agreement markers. *Lingua* 115, 1195–1219.
- De Mauro, Tullio (2011) [1963]. *Storia linguistica dell'Italia unita*. Rom: Laterza.
- De Swaan, Abram (2001). *Words of the World: The Global Language System*. Cambridge: Polity Press.
- Descartes, René (1637) [1996]. Discours de la méthode pour bien conduire sa raison, et chercher la vérité dans les sciences. In: Ders., *Philosophische Schriften in einem Band*. Hamburg: Felix Meiner.
- Diekmann, Axel (2007). Dimensionen des Sozialkapitals. In: Axel Franzen und Markus Freitag (Hrsg.), *Sozialkapital. Grundlagen und Anwendungen*. Wiesbaden: VS, S. 47–65.
- Diessel, Hoger (2007). Verberstkonstruktionen im Englischen und Deutschen. In: Peter Gallmann, Christian Lehmann und Rosemarie Lühr (Hrsg.), *Sprachliche Motivation. Zur Interdependenz von Inhalt und Ausdruck*. Tübingen: Gunter Narr, S. 27–44.
- Di Liberto, Adriana, und Marco Sideri (2011). Past dominations, current institutions, and the Italian regional economic performance. CRENoS-Arbeitspapier Nr. 2011-15, Centre for North South Economic Research, Universität Cagliari und Sassari.
- Dinzelbacher, Peter (2008) [1993]. Zu Theorie und Praxis der Mentalitätsgeschichte. In: Ders. (Hrsg.), *Europäische Mentalitätsgeschichte. Hauptthemen in Einzeldarstellungen*. 2., durchges. u. erg. Aufl. Stuttgart: Kröner, S. XV–XXXVII.
- Dreisbach, Jens (2009). *Disziplin und Moderne. Zu einer kulturellen Konstellation in der deutschsprachigen Literatur von Keller bis Kafka*. Berlin: Lit.
- Dryer, Matthew S. (2013a). Order of Subject, Object and Verb. In: Matthew S. Dryer und Martin Haspelmath (Hrsg.), *The World Atlas of Language Structures Online*, Kapitel 81. München: Max Planck Digital Library. Online verfügbar unter <http://wals.info/chapter/81> (Zugriff am 17. November 2013).
- _____ (2013b). Expression of Pronominal Subjects. In: Matthew S. Dryer und Martin Haspelmath (Hrsg.), *The World Atlas of Language Structures Online*, Kapitel

101. München: Max Planck Digital Library. Online verfügbar unter <http://wals.info/chapter/101> (Zugriff am 17. November 2013).
- _____ (2013c). Polar Questions. In: Matthew S. Dryer und Martin Haspelmath (Hrsg.), *The World Atlas of Language Structures Online*, Kapitel 116. München: Max Planck Digital Library. Online verfügbar unter <http://wals.info/chapter/116> (Zugriff am 4. Dezember 2013).
- Duarte, Maria E. L. (1993). Do pronome nulo ao pronome pleno: a trajetória do sujeito no português do Brasil. In: Ian Roberts und Mary A. Kato (Hrsg.), *Português Brasileiro: Uma viagem diacrônica*. Campinas: Editora da Unicamp, S. 107–128.
- _____ (2000). The Loss of the ›Avoid Pronoun‹ Principle in Brazilian Portuguese. In: Mary A. Kato und Esmeralda V. Negrão (Hrsg.), *Brazilian Portuguese and the Null Subject Parameter*. Frankfurt am Main: Vervuert.
- Duranti, Alessandro (1994). *From Grammar to Politics: Linguistic Anthropology in a Western Samoan Village*. Berkeley: University of California Press.
- Durlauf, Steven (1999). The Case ‘Against’ Social Capital. *Focus* 20, 1–5.
- Ebert, Robert P. (1993). Syntax. In: Oskar Reichmann und Klaus-Peter Wegera (Hrsg.), *Frühneuhochdeutsche Grammatik*. Tübingen: Niemeyer, S. 313–484.
- Egger, Peter H., und Andrea Lassmann (2012). The language effect in international trade: A meta-analysis. *Economics Letters* 116(2), 221–224.
- Eilers, Helge (2003). *Die Syntax Notkers des Deutschen in seinen Übersetzungen: Boethius, Martianus Capella und Psalmen*. Berlin: Walter de Gruyter.
- Enfield, Nick J. (2000). On linguocentrism. In: Martin Pütz und Marjolijn H. Verspoor (Hrsg.), *Explorations in linguistic relativity*. Amsterdam: John Benjamins, S. 125–157.
- Epstein, Samuel D., und T. Daniel Seely (2006). *Derivations in Minimalism*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Eriksen, Pål K., Seppo Kittilä und Leena Kolehmainen (2012). Weather and Language. *Language and Linguistics Compass* 6(6), 383–402.
- Ervin, Susan M. (1964). Language and TAT content in bilinguals. *Journal of Abnormal and Social Psychology* 68, 500–508.
- Esser, Hartmut (2010). The Two Meanings of Social Capital. In: Dario Castiglione, Jan W. van Deth und Guglielmo Wolleb (Hrsg.), *The Handbook of Social Capital*. Oxford: Oxford University Press, S. 22–49.
- Evans, Nicholas (2014). *Wenn Sprachen sterben – und was wir mit ihnen verlieren*. München: Beck.

- Faarlund, Jan T. (1998). Symétrie et dissymétrie des actants centraux. In: Jack Feuillet (Hrsg.), *Actance et Valence dans les Langues de l'Europe*. Berlin: Mouton de Gruyter, S. 147–192.
- Farr, James (2004). Social Capital: A Conceptual History. *Political Theory* 32(1), 6–33.
- Falck, Oliver, Stephan Heblich, Alfred Lameli und Jens Südekum (2012). Dialects, cultural identity, and economic exchange. *Journal of Urban Economics* 72, 225–239.
- Fausey, Caitlin M., Bria L. Long, Aya Inamori und Lera Boroditsky (2010). Constructing agency: the role of language. *Frontiers in Cultural Psychology* 1, 1–11.
- Fiorillo, Damiano, und Fabio Sabatini (2011). Quality and quantity: the role of social interactions in individual health. *Social Science and Medicine* 73(11), 1644–1652.
- Fischer, Klaus (2002). Isaac Newton und das verlorene Wissen der Alten: Auf der Suche nach den inneren Kräften der Natur. In: Richard van Dülmen und Sina Rauschenbach (Hrsg.), *Denkwelten um 1700. Zehn intellektuelle Profile*. Köln: Böhlau, S. 41–62.
- Fishman, Joshua A. (1982). Whorfianism of the third kind: Ethnolinguistic diversity as a worldwide societal asset (The Whorfian Hypothesis: Varieties of validation, confirmation, and disconfirmation II). *Language in Society* 11(1), 1–14.
- Fleischer, Jürg, mit Oliver Schallert (2011). *Historische Syntax des Deutschen. Eine Einführung*. Tübingen: Narr.
- Fleischer, Jürg (2013). *Pro-drop und Pronominalenklise in den Dialekten des Deutschen: Eine Auswertung von Wenkersatz 12*. Manuskript, Philipps-Universität Marburg.
- Foucault, Michel (1982). Warum ich die Macht untersuche: Die Frage des Subjekts. In: Michel Foucault und Walter Seitter, *Das Spektrum der Genealogie*. Bodenheim: Philo, S. 14–28.
- Frascarelli, Mara (2007). Subjects, topics and the interpretation of referential *pro*: An interface approach to the linking of (null) pronouns. *Natural Language and Linguistic Theory* 25(4), 691–734.
- Franzen, Axel, und Markus Freitag (2007). Aktuelle Themen und Diskussionen der Sozialkapitalforschung. In: Axel Franzen und Markus Freitag (Hrsg.), *Sozialkapital. Grundlagen und Anwendungen*. Wiesbaden: VS, S. 7–22.
- Franzen, Axel, und Sonja Pointner (2007). Sozialkapital: Konzeptualisierungen und Messungen. In: Axel Franzen und Markus Freitag (Hrsg.), *Sozialkapital. Grundlagen und Anwendungen*. Wiesbaden: VS, S. 66–90.
- Freitag, Markus, und Marc Bühlmann (2005). Politische Institutionen und die Entwicklung generalisierten Vertrauens. Ein internationaler Vergleich. *Politische Vierteljahres-*

schrift 46(4), 575–601.

- Freitag, Markus, Isabelle Stadelmann-Steffen, Richard Traunmüller und Kathrin Ackermann (2013). Befragung zu Art, Umfang, Motiven Mobilisierungspotentialen der Freiwilligentätigkeit auf Gemeindeebene, 2010. Universität Bern. Datensatz bereitgestellt durch FORS, Lausanne.
- Frey, Arthur (1906). Beiträge zur Syntax des Schweizerischen. In: Anton Glock, Arthur Frey, Friedrich Wilhelm, P. Expeditus Schmidt, Michael Birkenbihl und Aloys Dreyer (Hrsg.), *Analecta Germanica. Hermann Paul zum 7. August 1906*. Amberg: Böes, S. 19–42.
- Fries, Norbert (1988). Über das Null-Topik im Deutschen. In: Sprache und Pragmatik. Arbeitsbericht 3, Lund, S. 19–49.
- Fukuyama, Francis (1995). *Trust: The Social Virtues and the Creation of Prosperity*. New York, NY: Free Press.
- Fuß, Eric (2003). On the historical core of V2 in Germanic. *Nordic Journal of Linguistics* 26(2), 195–231.
- _____ (2011). Historical pathways to null subjects: Implications for the theory of pro-drop. In: Melani Wratil und Peter Gallmann (Hrsg.), *Null Pronouns*. Berlin: Walter de Gruyter, S. 53–98.
- Gal, Susan (2010). Language and political spaces. In: Peter Auer und Jürgen Erich Schmidt, *Language and Space. An International Handbook of Linguistic Variation. Vol. 1: Theories and Methods*. Berlin: Walter de Gruyter, S. 33–50.
- Galassi, Francesco L. (2011). Measuring social capital: Culture as an explanation of Italy's economic dualism. *European Review of Economic History* 5(1), 29–59.
- Gallmann, Peter (2008). Ingegerd Werner: Die Personalpronomen im Zürichdeutschen. Rezension. *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 130(1), 126–133.
- Gellner, Ernest (1983). *Nations and Nationalism*. Ithaca, NY: Cornell University Press.
- Gernsbacher, Morton Ann (1990). *Language Comprehension as Structure Building*. Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum.
- Geuss, Raymond (2001). Das Unbehagen am Liberalismus. *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 49(4), 505–516.
- Giannone, Antonino (2000). La convergenza delle economie delle regioni italiane. *Studi e note di economia* 5(2), 7–20.
- Gilligan, Gary (1987). *A Cross-Linguistic Approach to the pro-Drop Parameter*. Dissert-

- tation, University of Southern California, Los Angeles.
- Givón, Talmy (1990). *Syntax: a functional-typological introduction. Vol. II*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.
- _____ (1984). *Syntax: a functional-typological introduction. Vol. I*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.
- _____ (1976). Topic, Pronoun, and Grammatical Agreement. In: Charles Li (Hrsg.), *Subject and Topic*. New York, NY: Academic Press, S. 149–211.
- Glaser, Elvira (2003). Schweizerdeutsche Syntax: Phänomene und Entwicklungen. In: Beat Dittli, Annelies Häcki Buhofer und Walter Haas (Hrsg.), *Gömmmer MiGro? Veränderungen und Entwicklungen im heutigen Schweizerdeutschen*. Freiburg: Universitätsverlag Freiburg Schweiz, S. 39–66.
- Golden, Miriam A., und Lucio Picci (2005). Proposal for a new measure of corruption, illustrated with Italian data. *Economics & Politics* 17(1), 37–75.
- Goldin-Meadow, Susan (2003). Thought before Language: Do We Think Ergative? In: Dedre Gentner und Susan Goldin-Meadow (Hrsg.), *Language in Mind. Advances in the Study of Language and Thought*. Cambridge, MA: The MIT Press, S. 493–522.
- Gopnik, Alison (2001). Theories, language, and culture: Whorf without wincing. In: Melissa Bowerman und Stephen C. Levinson (Hrsg.), *Language acquisition and conceptual development*. Cambridge: Cambridge University Press, S. 45–69.
- Goria, Cecilia (2004). *Subject clitics in the Northern Italian dialects: A Comparative Study Based on the Minimalist Program and Optimality Theory*. Heidelberg: Springer.
- Gouldner, Alvin (1960). The Norm of Reciprocity: A Preliminary Statement. *American Sociological Review* 25, 161–178.
- Graeff, Peter (2009). Social Capital: The Dark Side. In: Gert Tinggaard Svendsen, Gunnar Svendsen und Lind Haase (Hrsg.), *Handbook of Social Capital. The troika of sociology, political science and economics*. Cheltenham: Edward Elgar, S. 143–161.
- Grasse, Alexander (2012). Föderative Tendenzen – Politik, Wirtschaft und Regionalbewusstsein im Wandel. In: Siegfried Frech und Boris Kühn (Hrsg.), *Das politische Italien. Gesellschaft, Wirtschaft, Politik und Kultur*. Schwalbach/Ts.: Wochenschau Verlag, S. 217–243.
- Greenberg, Joseph H. (Hrsg.) (1963). *Universals of Language*. Cambridge, MA: MIT Press.
- Greener, Ian (2005). The Potential of Path Dependence in Political Studies. *Politics* 25(1), 63–72.

- Greenfield, Patricia M. (2000). Three approaches to the psychology of culture: Where do they come from? Where can they go? *Asian Journal of Social Psychology* 3, 223–240.
- Grohmann, Kleanthes K., John Drury und Juan Carlos Castillo (2000). No more EPP. In: Roger Billerey und Brook D. Lillehaugen (Hrsg.), *Proceedings of the 19th West Coast Conference on Formal Linguistics*. Somerville, MA: Cascadilla Press, S. 153–166.
- Grotans, Anna A. (1998). Notker Labeo. In: *Neue Deutsche Biographie* 19, S. 362–364, Onlinefassung im Internet: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118588869.html> (Zugriff am 5. Dezember 2013).
- _____ (2000). Utraque lingua: Latein- und Deutschunterricht in Notkers St. Gallen? In: Wolfgang Haubrichs, Ernst Hellgardt, Reiner Hildebrandt, Stephan Müller und Klaus Ridder (Hrsg.), *Theodisca. Beiträge zur althochdeutschen und altniederdeutschen Sprache und Literatur in der Kultur des frühen Mittelalters*. Berlin: Walter de Gruyter, S. 260–275.
- Guiso, Luigi und Paolo Pinotti (2013). Democratization and Civic Capital in Italy. In: Gianni Toniolo (Hrsg.), *The Oxford Handbook of the Italian Economy since Unification*. New York, NY: Oxford University Press, S. 303–323.
- Guiso, Luigi, Paola Sapienza und Luigi Zingales (2008a). Alfred Marshall Lecture: Social Capital as Good Culture. *Journal of the European Economic Association* 6(2–3), 295–320.
- _____ (2008b). Trusting the Stock Market. *Journal of Finance* 63(6), 2557–2600.
- _____ (2008c). *Long Term Persistence*. EUI-Arbeitspapier 2008/30, European University Institute (Department of Economics), San Domenico di Fiesole, Florenz. Eine neuere Version des Papiers steht inzwischen online unter <http://www.kellogg.northwestern.edu/faculty/sapienza/htm/putnam.pdf> zur Verfügung (Zugriff am 22. Juli 2014).
- _____ (2010). Civic Capital as the Missing Link. In: Jess Benhabib, Alberto Bisin und Mathew O. Jackson (Hrsg.), *Handbook of Social Economics*. Volume 1A, Amsterdam: North-Holland, S. 417–480.
- Gumperz, John J., und Stephen C. Levinson (Hrsg.) (1996). *Rethinking Linguistic Relativity*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Gundel, Jeanette (1975). Left dislocation and the role of topic-comment structures in linguistic theory. *Ohio State University Working Papers in Linguistics* 18, 72–131.
- Häberli, Eric (1999). *Features, categories, and the syntax of A-positions*. *Synchronic and diachronic variation in the Germanic languages*. Dissertation, Universität Genf.

- _____ (2002). Inflectional morphology and the loss of V2 in English. In: David Lightfoot (Hrsg.), *Syntactic effects of morphological change*. Oxford: Oxford University Press, S. 88–106.
- Haider, Hubert (1986). V-Second in German. In: Hubert Haider und Martin Prinzhorn (Hrsg.), *Verb Second Phenomena in Germanic Languages*. Dordrecht: Foris.
- Haiman, John (1991). From V/2 to Subject Clitics: Evidence from Northern Italian. In: Elizabeth C. Traugott und Bernd Heine, *Approaches to Grammaticalization. Vol. II: Focus on types of grammatical markers*. Amsterdam: John Benjamins, S. 135–157.
- Hamann, Cornelia (1996). Null-Arguments in German Child Language. *Language Acquisition* 5(3), 155–208.
- Hanifan, Lyda J. (1916). The Rural School Community Centre. *Annals of the American Academy of Political and Social Sciences* 67, 130–138.
- Hart-Gonzalez, Lucinda, und Stephanie Lindemann (1993). *Expected Achievement in Speaking Proficiency, 1993*. School of Language Studies, Foreign Services Institute, Department of State, mimeo.
- Haspelmath, Martin (1997). *Indefinite Pronouns*. Oxford: Oxford University Press.
- _____ (1998). How young is Standard Average European? *Language Sciences* 20(3), 271–287.
- _____ (1999). Are there principles of grammatical change? Review of David Lightfoot, The development of language: acquisition, change, and evolution. *Journal of Linguistics* 35(3), 579–595.
- _____ (2001). The European linguistic area: Standard Average European. In: Martin Haspelmath, Ekkehard König, Wulf Oesterreicher und Wolfgang Raible, *Sprachtypologie und sprachliche Universalien. 2. Halbband*. Berlin: Walter de Gruyter, S. 1492–1510.
- _____ (2013). Negative Indefinite Pronouns and Predicate Negation. In: Matthew S. Dryer und Martin Haspelmath (Hrsg.), *The World Atlas of Language Structures Online*, Kapitel 81. München: Max Planck Digital Library. Online verfügbar unter <http://wals.info/chapter/115> (Zugriff am 20. November 2013).
- Hawkins, John A. (2001). *Word Order Universals*. New York, NY: Academic Press.
- _____ (2004). *Efficiency and Complexity in Grammars*. Oxford: Oxford University Press.
- Hays, Paul R. (2000). From the Jurassic dark: Linguistic relativity as evolutionary necessity. In: Martin Pütz und Marjolijn Verspoor (Hrsg.), *Explorations in Linguistic Rela-*

- tivity. S. 159–171.
- Heine, Bernd (1997). *Possession: Cognitive Sources, Forces and Grammaticalization*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Heine, Steven J., Darrin R. Lehman, Kaiping Peng und Joe Greenholz (2002). What's wrong with crosscultural comparisons of subjective Likert scales? The reference group effect. *Journal of Personality and Social Psychology* 82(6), 903–918.
- Held, Karl (1903). *Das Verbum ohne pronominales Subjekt in der älteren deutschen Sprache*. Berlin: Mayer & Müller.
- Herdegen, Matthias (2014). *Völkerrecht*. 13. Aufl. München: Beck.
- Higginbotham, James (1989). Indefiniteness and Predication. In: Eric J. Reuland und Alice G. B. ter Meulen (Hrsg.), *The Representation of (In)definiteness*. Cambridge, MA: MIT Press, S. 43–70.
- Hill, Claire A. (2007). The Law and Economics of Identity. *Queen's Law Journal* 32(2), 389–442.
- Hill, Jane H., und Bruce Mannheim (1992). Language and World View. *Annual Review of Anthropology* 21, 381–406.
- Hinrichs, Uwe (Hrsg.) (2004). *Die europäischen Sprachen auf dem Wege zum analytischen Sprachtyp*. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Hinterhölzl, Roland, und Svetlana Petrova (2011). Rhetorical relations and verb placement in Old High German. In: Christian Chiarcos, Berry Claus und Michael Grabski (Hrsg.), *Saliency. Multidisciplinary Perspectives on its Function in Discourse*. S. 173–202.
- Hofstede, Geert (2001) [1980]. *Culture's Consequences: Comparing Values, Behaviors, Institutions, and Organizations Across Nations*. 2. Aufl. Thousand Oaks, CA: Sage.
- _____ (2006). What did GLOBE really measure? Researchers' minds versus respondents' minds. *Journal of International Business Studies* 37, 882–896.
- Holmberg, Anders (2009). Introduction. *Studia Linguistica* 63(1), 1.
- _____ (im Erscheinen). Verb Second. In: Tibor Kiss und Artemis Alexiadou (Hrsg.), *Syntax: an international handbook of contemporary research*. 2. Aufl. Berlin: Walter de Gruyter.
- Holmberg, Anders, und Urpo Nikanne (2002). Expletives, subjects, and topics in Finnish. In: Peter Svenonius (Hrsg.), *Subjects, expletives, and the EPP*. Oxford: Oxford University Press, S. 71–106.
- House, Robert J., Paul J. Hanges, Mansour Javidan, Peter W. Dorfman und Vipin Gupta

- (2004). *Culture, Leadership, and Organizations: The GLOBE Study of 62 Societies*. London: Sage.
- Huang, C.-T. James (1984). On the Distribution and Reference of Empty Pronouns. *Linguistic Inquiry* 15(4), 53–574.
- Huang, Yan (1995). On null subjects and null objects in generative grammar. *Linguistics* 33(6), 1081–1123.
- Hull, Geoffrey (1982). The linguistic unity of northern Italy and Rhaetia. Doktorarbeit, Universität Sidney West, Sidney.
- _____ (1987). La lingua Padanese. *Etnie* 13/14, Mailand.
- Humboldt, Wilhelm von (2010). *Werke in fünf Bänden. Bd. III: Schriften zur Sprachphilosophie*. Herausgegeben von Andreas Flintner und Klaus Giel. Darmstadt: WBG.
- Hutchinson, William K. (2005). »Linguistic distance« as a determinant of bilateral trade. *Southern Economic Journal*, 72(1), 1–15.
- Hyams, Nina M. (1983). *The Acquisition of Parametrized Grammars*. Dissertation, City University of New York.
- Inglehart, Ronald, und Christian Welzel (2005). *Modernization, Cultural Change, and Democracy. The Human Development Sequence*. Cambridge: Cambridge University Press.
- ISTAT (Istituto nazionale di statistica) (2007). *La lingua italiana, i dialetti e le lingue straniere*. Statistischer Kurzbericht, im Internet verfügbar unter http://www3.istat.it/salastampa/comunicati/non_calendario/20070420_00/ (Zugriff am 17. Juni 2014).
- Jain, Anil K. (2000). *Politik in der (Post-)Moderne. Reflexiv-deflexive Modernisierung und die Diffusion des Politischen*. München: Edition Fatal.
- Järventausta, Marja (2003). Das Subjektproblem in der Valenzforschung. In: Vilmos Agel, Ludwig M. Eichinger, Hans Werner Eroms, Peter Hellwig, Hans Jürgen Heringer, Henning Lobin: *Dependenz und Valenz. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung*. 1. Halbband. Berlin: Walter de Gruyter, S. 781–794.
- Kaiser, Georg K. (2002). *Verbstellung und Verbstellungswandel in den romanischen Sprachen*. Tübingen: Max Niemeyer.
- _____ (2009). Losing the null subject. A contrastive study of (Brazilian) Portuguese and (Medieval) French. In: Georg A. Kaiser und Eva-Maria Remberger (Hrsg.), *Proceedings of the Workshop »Null-subjects, expletives, and locatives in Romance.«* Arbeitspapier 123, Fachbereich Sprachwissenschaft, Universität Konstanz, S. 131–156.
- Kant, Immanuel (1784). Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? *Berlinische Mo-*

natsschrift 4(12), 481–494.

Kashima, Emiko S., und Yoshihisa Kashima (1998). Culture and Language: The Case of Cultural Dimensions and Personal Pronoun Use. *Journal of Cross-Cultural Psychology* 29(3), 461–486.

_____ (2003). Individualism, GNP, climate, and pronoun drop: Is individualism determined by affluence and climate, or does language use play a role? *Journal of Cross-Cultural Psychology* 34, 125–134.

Kaufmann, Daniel, Aart Kraay und Massimo Mastruzzi (2010). The Worldwide Governance Indicators: A Summary of Methodology, Data and Analytical Issues. World Bank Policy Research Working Paper No. 5430. Washington, D.C.: World Bank.

Keenan, Edward L. (1976). Towards a Universal Definition of “Subject”. In: Charles N. Li (Hrsg.), *Subject and Topic*. New York: Academic Press, S. 303–333.

Keller, Katja (2008). What makes people trust in their fellow citizens? In: Heiner Meulemann (Hrsg.), *Social Capital in Europe: Similarity of Countries and Diversity of People*. Leiden: Brill, 103–134.

Kenstowicz, Michael (1989). The null subject parameter in modern Arabic dialects. In: Osvaldo Jaeggli und Kenneth J. Safir (Hrsg.), *The Null Subject Parameter*. Dordrecht: Kluwer Academic Publishers, S. 263–275.

Klasing, Mariko J. (2008). The Cultural Roots of Institutions. Discussion Paper no. 2008-24, Department of Economics, University of St. Gallen.

Knack, Stephen, und Philip Keefer (1997). Does Social Capital Have an Economic Pay-off? A Cross-Country Investigation. *Quarterly Journal of Economics* 112(4), 1252–1288.

König, Ekkehard (2007). Struktur, Differenz und Transgression in der Genese und Entwicklung von Grammatik. In: Kathrin Audehm und Hans Rudolf Velten (Hrsg.), *Transgression – Hybridisierung – Differenzierung. Zur Performativität von Grenzen in Sprache, Kultur und Gesellschaft*. Freiburg: Rombach, S. 43–61.

König, Ekkehard, und Martin Haspelmath (1999). Der europäische Sprachbund. In: Norbert Reiter (Hrsg.), *Eurologistik*. Wiesbaden: Harrassowitz, S. 111–127.

Koschorke, Albrecht, Susanne Lüdemann, Thomas Frank und Ethel Matala de Mazza (2007). *Der fiktive Staat. Konstruktionen des politischen Körpers in der Geschichte Europas*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.

Kosfeld, Michael, Markus Heinrichs, Paul J. Zak, Urs Fischbacher und Ernst Fehr (2005). Oxytocin Increases Trust in Humans. *Nature* 435(2), 673–677.

- Kriesi, Hanspeter (2007). Sozialkapital. Eine Einführung. In: Axel Franzen und Markus Freitag (Hrsg.), *Sozialkapital. Grundlagen und Anwendungen*. Wiesbaden: VS, S. 23–46.
- Kristol, Andres (2009). Syntaxe variationnelle du clitique sujet en francoprovençal valaisan contemporain : un modèle pour la diachronie du galloroman septentrional ? *Travaux de linguistique* 59(2), 47–76.
- Kurth, Fredi (2012). Vadian in der Casting-Show. *St. Galler Tagblatt*, Online-Ausgabe vom 10. März 2012, im Internet unter <http://www.tagblatt.ch/art186,2898438> (Zugriff am 21. Juni 2014).
- Ladd, Everett C. (1998). Bowling with Tocqueville: Civic Engagement and Social Capital. Bradley Lecture held on September 15th, 1998, American Enterprise Institute.
- Ladner, Andreas, und Marc Bühlmann (o.D.). Size and local democracy, 2002. Maschinenlesbarer Datensatz. Produktion: Universität Bern, Institut für Politikwissenschaft, Bern. Verteilt durch SIDOS, Schweizerischer Informations- und Daten-Archivdienst für die Sozialwissenschaften, Neuenburg.
- Langacker, Ronald W. (2002) [1991]. *Concept, Image, and Symbol. The Cognitive Basis of Grammar*. 2. Aufl. Berlin: Mouton de Gruyter.
- _____ (2009). *Investigations in Cognitive Grammar*. Berlin: Mouton de Gruyter.
- Lambert, Wallace E., mit Elizabeth Peal (1962). *The Relation of Bilingualism to Intelligence*. Washington, D.C.: American Psychological Association.
- Lambrecht, Knud (1994). *Information structure and sentence form. Topic, focus, and the mental representation of discourse referents*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Lameli, Alfred, Volker Nitsch, Jens Südekum und Nikolaus Wolf (2013). Same Same But Different: Dialects and Trade. IZA-Diskussionspapier Nr. 7397, Forschungsinstitut zur Zukunft der Arbeit, Bonn.
- Lazard, Gilbert (1998). Définition des actants dans les langues européennes. In: Jack Feuillet (Hrsg.), *Actance et Valence dans les Langues de l'Europe*. Berlin: Mouton de Gruyter, S. 11–146.
- _____ (2013). The Notion of Subject. Konferenzbeitrag zur Tagung „Subject: cognitive, typological and functional approaches“, Helsinki, September 2013.
- Leavitt, John (2011). *Linguistic Relativities. Language diversity and modern thought*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Ledgeway, Adam (2010). Subject Licensing in CP: The Neapolitan Double-Subject Construction. In: Paola Benicá und Nicola Munaro (Hrsg.), *Mapping the Left Periphery. The Cartography of Syntactic Structures*, Vol. 5. Oxford: Oxford University Press, S.

257–296.

- Lee, Penny (2000). When is 'linguistic relativity' Worf's linguistic relativity? In: Martin Pütz und Marjolijn Verspoor (Hrsg.), *Explorations in Linguistic Relativity*. S. 45–68.
- Lehmann, Christian (1988). On the function of agreement. In: Michael Barlow und Charles A. Ferguson (Hrsg.), *Agreement in natural language: Approaches, theories, descriptions*. Stanford, CA: CSLI, S. 55–65.
- Lehmann, Winfred P. (1976). From Topic to Subject in Indo-European. In: Charles N. Li (Hrsg.), *Subject and Topic*. New York: Academic Press, S. 445–456.
- Levy, Yonata und Anne Vainikka (1999). The Development of a Mixed Null Subject System: A Cross-Linguistic Perspective with Data on the Acquisition of Hebrew. *Language Acquisition* 8(4), 363–384.
- Lewis, M. Paul, Gary F. Simons und Charles D. Fennig (2013). *Ethnologue: Languages of the World*. 17. Aufl. Dallas, Texas: SIL International. Online im Internet unter <http://www.ethnologue.com> (Zugriff am 5. Okt. 2013).
- Li, Charles N., und Sandra A. Thompson (1975). A mechanism for the development of copula morphemes. In: Charles N. Li (Hrsg.), *Word Order and Word Order Change*. Austin: University of Texas Press, S. 457–489.
- _____ (1976). Subject and Topic: A New Typology of Language. In: Charles N. Li (Hrsg.), *Subject and Topic*. New York: Academic Press, S. 457–489.
- _____ (1981). *Mandarin Chinese: A Functional Reference Grammar*. Berkeley, CA: University of California Press.
- Licht, Amir N., Chanan Goldschmidt und Shalom H. Schwartz (2007). Culture rules: The foundations of the rule of law and other norms of governance. *Journal of Comparative Economics* 35, 659–688.
- Lightfoot, David (1999). *The development of language: acquisition, change, and evolution*. Malden, MA: Blackwell.
- Lin, Nan (2001). Building a Network Theory of Social Capital. In: Nan Lin, Karen S. Cook und Ronald S. Burt (Hrsg.), *Social Capital: Theory and Research*. New Brunswick, NJ: Transaction Publishers, S. 3–29.
- Lopez, Robert S. (1976). *The Commercial Revolution of the Middle Ages 950–1350*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Loporcaro, Michele (2009). *Profilo linguistico dei dialetti italiani*. Roma: Laterza.
- Lucy, John A. (1992). *Language diversity and thought: a reformulation of the linguistic relativity hypothesis*. Cambridge: Cambridge University Press.

- Lüdemann, Susanne (2004). *Metaphern der Gesellschaft. Studien zum soziologischen und politischen Imaginären*. Paderborn: Wilhelm Fink.
- Lynn, Richard (2010a). In Italy, north–south differences in IQ predict differences in income, education, infant mortality, stature, and literacy. *Intelligence* 38(1), 93–100.
- _____ (2010b). IQ differences between the north and south of Italy: A reply to Beraldo and Cornoldi, Belacchi, Giofre, Martini, and Tressoldi. *Intelligence* 38(5), 451–455.
- _____ (2012). IQs in Italy are higher in the north: A reply to Felice and Giugliano. *Intelligence* 40, 255–259.
- Lyotard, Jean-François (1989). *Der Widerstreit*. München: Wilhelm Fink.
- Mai, Robert, und Stefan Hoffmann (2011). Four Positive Effects of a Salesperson’s Regional Dialect in Services Selling. *Journal of Service Research* 14(4), 460–474.
- Maleki, Ammar und Martin de Jong (2014). A Proposal for Clustering the Dimensions of National Culture. *Journal of Cross-cultural Research* 48(2).
- Mallinson, Graham, und Barry J. Blake (1981). *Language typology: cross-linguistic studies in syntax*. Amsterdam: North-Holland.
- Maloney, William A. (2010). Interest groups, social capital, and democratic politics. In: Dario Castiglione, Jan W. van Deth und Guglielmo Wolleb (Hrsg.), *The Handbook of Social Capital*. Oxford: Oxford University Press, S. 303–327.
- Manow, Philip (2011). *Der Leviathan und sein Erbe*. Konstanz: Konstanz University Press.
- Manzini, M. Rita, und Leonardo M. Savoia (2002). Parameters of Subject Inflection in Italian Dialects. In: Peter Svenonius, *Subjects, expletives, and the EPP*. Oxford: Oxford University Press, S. 157–199.
- _____ (2005). *I dialetti italiani e romanci. Morfosintassi generativa. Vol. 1*. Alessandria: Edizioni dell’Orso.
- Marx, Karl (1868) [1962]. Das Kapital. Band I: Kritik der politischen Ökonomie. In: *Karl Marx – Friedrich Engels – Werke*, Bd. 23 Berlin/DDR: Dietz Verlag, S. 11–802.
- Mauro, Francesco, und Luciano Pigliaru (2011). Social Capital, Institutions and Growth: Further Lessons from the Italian Regional Divide. CRENoS-Arbeitspapier Nr. 2011-03, Centre for North South Economic Research, Universität Cagliari und Sassari.
- McCloskey, Jim (1997). Subjecthood and Subject Position. In: Liliane Haegemann (Hrsg.), *Elements of Grammar. Handbook in Generative Syntax*. Dordrecht: Kluwer Academic Publishers, S. 197–235.

- McLaren, Lauren M., und Vanessa A. Baird (2006). Of Time and Causality: A Simple Test of the Requirement of Social Capital in Making Democracy Work in Italy. *Political Studies* 54(12), 889–897.
- McShane, Marjorie (2009). Subject ellipsis in Russian and Polish. *Studia Linguistica* 63(1), 98–132.
- McWhorter, John H. (2002). What happened to English? *Diachronica* 19(2), 217–272.
- _____ (2007). *Language Interrupted. Signs of Non-Native Acquisition in Standard Language Grammars*. Oxford: Oxford University Press.
- _____ (2009). What Else Happened to English? A Brief for the Celtic Hypothesis. *English Language and Linguistics* 13(2), 163–191.
- _____ (2011). *Linguistic Simplicity and Complexity: Why do Languages Undress?* Berlin: Walter de Gruyter.
- Meneghin, Claudi (2010). *Rhaeto-Cisalpine at a glance. Vol. 1: Phonology, Orthography, Morphology*. München: Lincom.
- _____ (2011). *Rhaeto-Cisalpine at a glance. Vol. 2: Elements of Syntax*. München: Lincom.
- Menghin, Wilfried (1985). *Die Langobarden: Geschichte und Archäologie*. Stuttgart: Theiss.
- Meulemann, Heiner (2008). Introduction. In: Ders. (Hrsg.), *Social Capital in Europe: Similarity of Countries and Diversity of People? Multi-level analyses of the European Social Survey 2002*. Leiden: Brill, S. 1–37.
- Meyer-Schwarzenberger, Matthias (2012). Trust in Social Capital: A Matter of Discipline. In: Jens Vollmar, Roman Becker und Isabella Hoffend (Hrsg.), *Macht des Vertrauens. Perspektiven und aktuelle Herausforderungen im unternehmerischen Kontext*. Wiesbaden: Springer Gabler, S. 303–323.
- _____ (2008). *Nation-, State- und Capacity-building: Modernisierungstendenzen im postmodernen Kontext?* Saarbrücken: VDM.
- Miller, Paul W., und Barry R. Chiswick (2004). *Linguistic Distance: A Quantitative Measure of the Distance Between English and Other Languages*. IZA-Diskussionspapier Nr. 1246, Forschungsinstitut zur Zukunft der Arbeit, Bonn.
- Milroy, James, und Lesley Milroy (1985). *Authority in Language: Investigating Language Prescription and Standardisation*. London: Routledge & Kegan Paul.
- Mithun, Marianne (1991). The role of motivation in the emergence of grammatical categories: the grammaticization of subjects. In: Elizabeth C. Traugott und Bernd

- Heine, *Approaches to Grammaticalization. Vol. II: Focus on types of grammatical markers*. Amsterdam: John Benjamins, S. 159–184.
- Mohler, Peter P. und Kathrin Wohn (2005). Persönliche Wertorientierungen im European Social Survey. ZUMA-Arbeitsbericht Nr. 2005/01 (ISSN 1437-4110).
- Möller, Armin (2010). *Syntax der filipinischen Sprache*. Online im Internet unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:14-qucosa-37909>. Zugriff am 5. Dezember 2013.
- Molnár, Valéria (2012). Zur Relevanz der linken Peripherie für die Strukturierung der Information – kontrastive und typologische Überlegungen. In: Lutz Gunkel und Gisela Zifonun (Hrsg.), *Deutsch im Sprachvergleich. Grammatische Kontraste und Konvergenzen*. Berlin: Walter de Gruyter, S. 383–416.
- Moretti, Bruno (1999). *Ai margini del dialetto. Varietà in sviluppo e varietà in via di riduzione in una situazione di ›inizio di decadimento‹*. Locarno: Armando Dadò.
- Mühlhäusler, Peter, und Rom Harré (1990). *Pronouns and People: The Linguistic Construction of Social and Personal Identity*. Oxford: Basil Blackwell.
- Mueller-Liu, Patricia (2009). Kultur, Sprache und Wirklichkeit – Grundlagen der Kulturkontrastivität. In: Lutz Götze, Patricia Mueller-Liu und Salifou Traoré (Hrsg.), *Kulturkontrastive Grammatik – Konzepte und Methoden*. Frankfurt: Peter Lang, S. 85–163.
- Müller, Gereon (2004). Verb-second as vP-first. *Journal of Comparative Germanic Linguistics* 7(3), 179–234.
- Müller, Sigrid, und Claudia Fuchs (1993). *Handbuch zur nichtsexistischen Sprachverwendung in öffentlichen Texten*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Murelli, Adriano (2006). *Subject clitics in Lombard dialects: Evidence from the ASIS (Syntactic Atlas of Northern Italy)*. Masterarbeit, Alber-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br..
- Na, Jinkyung, und Incheol Choi (2009). Culture and First-Person Pronouns. *Personality and Social Psychology Bulletin* 35, 1492–1499.
- Nannicini, Tommaso, Andrea Stella, Guido Tabellini und Ugo Troiano (2013). Social Capital and Political Accountability. *American Economic Journal: Economic Policy*. 5(2): 222–250.
- Naonori, Nagaya (2013). Tagalog subjects revisited. Konferenzbeitrag zur Tagung „Subject: cognitive, typological and functional approaches“, Helsinki, September 2013.
- Narayan, Deepa, und Michael F. Cassidy (2001). A Dimensional Approach to Measuring Social Capital: Development and Validation of a Social Capital Inventory. *Current Sociology* 49(2), 59–102.

- Nedrebø, Tore (2012). City-belt Europe or Imperial Europe? Stein Rokkan and European History. Überarb. u. übers. Version des Beitrags „Bybelte-Europa eller Riks-Europa? Stein Rokkan og Europas historie“, *Nytt Norsk Tidsskrift* 3, 222–230. Online im Internet unter <http://torenedrebo.wordpress.com/2012/03/30/city-belt-europe-or-imperial-europe-stein-rokkan-and-european-history/> (Zugriff am 16. März 2014).
- Newton, Ken (2010). Trust and Politics. In: Dario Castiglione, Jan W. van Deth und Guglielmo Wolleb (Hrsg.), *The Handbook of Social Capital*. Oxford: Oxford University Press, S. 241–272.
- Nisbett, Richard E. (2003). *The geography of thought: How culture colors the way the mind works*. New York, NY: The Free Press.
- Nowak, Elke (2013). Ergativity, Pronominal Arguments and the Polysynthetic Nature of Inuktitut (Eskimo). Konferenzbeitrag zur Tagung „Subject: cognitive, typological and functional approaches“, Helsinki, September 2013.
- Ono, Tsuyoshi (2010). The Actual Status of So-called Particle Ellipsis in Japanese: Evidence from Conversation, Acquisition, Diachrony, and Contact. In: Sally Rice und John Newman (Hrsg.), *Empirical and Experimental Methods in Cognitive/Functional Research*. Stanford, CA: CSLI, S. 195–206.
- Osterhammel, Jürgen (2010). Sehr geehrte Frau Bundeskanzlerin! Die Sonne kreist nicht um die Erde und die Geschichte längst nicht mehr nur um die Nation, Europa oder den ›Westen‹. Ein Plädoyer für mehr historische Weltneugier. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Ausgabe vom 19. Juli 2014, S. 11.
- Ostrom, Elinor (2000). Social Capital: A Fad or a Fundamental Concept? In: Partha Dasgupta und Ismail Serageldin (Hrsg.), *Social Capital. A Multifaceted Perspective*. Washington, D.C.: The World Bank, S. 172–214.
- Ostrom, Elinor, und Toh-Kyeong Ahn (2009). The meaning of social capital and its link to collective action. In: Gert Tinggaard Svendsen, Gunnar Svendsen und Lind Haase (Hrsg.), *Handbook of Social Capital. The troika of sociology, political science and economics*. Cheltenham: Edward Elgar, S. 17–35.
- Pallaver, Günther (2012). Südtirol und Padanien – Zwischen Verteidigung und Eroberung des Territoriums. In: Siegfried Frech und Boris Kühn (Hrsg.), *Das politische Italien. Gesellschaft, Wirtschaft, Politik und Kultur*. Schwalbach/Ts.: Wochenschau Verlag, S. 245–275.
- Patuto, Marisa (2012). *Der Erwerb des Subjekts in (Nicht-) Nullsubjektsprachen: Die Rolle des Spracheneinflusses und der Sprachdominanz bei bilingual deutsch-italienisch*,

- deutsch-spanisch und französisch-italienisch aufwachsenden Kindern.* Tübingen: Narr.
- Paul, Hermann (2007). *Mittelhochdeutsche Grammatik.* Neu bearb. von Thomas Klein, Hans-Joachim Solms und Klaus-Peter Wegera, mit einer Syntax von Ingeborg Schöbler, neubearb. von Heinz-Peter Prell. 25. Aufl. Tübingen: Max Niemeyer.
- Pederson, Eric (2007). Cognitive Linguistics and Linguistic Relativity. In: Dirk Geeraerts und Hubert Cuyckens (Hrsg.), *The Oxford Handbook of Cognitive Linguistics*, Oxford: Oxford University Press, S. 1012–1044.
- Pérez, Efrén O. (2009). Lost in translation? Item Validity in Bilingual Political Surveys. *The Journal of Politics* 71(4), 1530–1548.
- Peeters, Bert (2000). ›S'engager‹ vs. ›To Show Restraint‹: Linguistic and cultural relativity in discourse management. In: Susanne Niemeier und René Dirven (Hrsg.), *Evidence for Linguistic Relativity.* Amsterdam: John Benjamins, S. 193–222.
- Peri, Giovanni (2004). Socio-Cultural Variables and Economic Success: Evidence from Italian Provinces 1951–1991. *The B.E. Journal of Macroeconomics* 4(1), 1–36.
- Petersen, Michael B., Andreas Roepstff und Søren Serritzlew (2009). Social Capital in the Brain? In: Gert Tinggaard Svendsen, Gunnar Svendsen and Lind Haase (Hrsg.), *Handbook of Social Capital. The troika of sociology, political science and economics.* Cheltenham: Edward Elgar, S. 75–93.
- Pieper, Marianne, und Encarnación Gutiérrez Rodríguez (2003). Einleitung. In: Dies. (Hrsg.), *Gouvernementalität. Ein sozialwissenschaftliches Konzept in Anschluss an Foucault.* Frankfurt am Main: Campus, S. 7–21.
- Pierson, Paul (2000). Increasing Returns, Path Dependence, and the Study of Politics. *American Political Science Review* 94(2), 251–267.
- _____ (2004). *Politics in Time. History, Institutions, and Social Analysis.* Princeton: Princeton University Press.
- Poletto, Cecilia (2000). *The Higher Functional Field. Evidence from Northern Italian Dialects.* Oxford: Oxford University Press.
- _____ (2006). Asymmetrical Pro-Drop in Northern Italian Dialects. In: Peter Ackema and Artemis Alexiadou (Hrsg.), *Arguments and Agreement.* Oxford: Oxford University Press, S. 159–194.
- Portes, Alejandro (1998). Social Capital: Its Origins and Applications in Modern Sociology. *Annual Review of Sociology* 24, 1–24.
- Putnam, Robert D. (2007). E Pluribus Unum. Diversity and Community in the Twenty-first Century. The 2006 Johan Skytte Prize Lecture. *Scandinavian Political Studies*

30(2), 137–174.

_____ (2000). *Bowling Alone. The Collapse and Revival of American Community*. New York, NY: Simon & Schuster.

Putnam, Robert D., mit Robert Leonardi und Raffaella Y. Nanetti (1993). *Making Democracy Work: Civic Traditions in Modern Italy*. Princeton, NJ: Princeton University Press.

Ramat, Anna Giacalone, und Andrea Sansò (2007). The spread and decline of indefinite *man*-constructions in European languages: an areal perspective. In: Paolo Ramat und Elisa Roma (Hrsg.), *Europe and the Mediterranean as Linguistic Areas: Convergencies from a historical and typological perspective*. Amsterdam: John Benjamins, S. 95–132

Rauschenbach, Sina (2002). Für das Neue in der Religion: John Toland und sein ›Christentum ohne Geheimnis‹. In: Richard van Dülmen und Sina Rauschenbach (Hrsg.), *Denkwelten um 1700. Zehn intellektuelle Profile*. Köln: Böhlau, S. 81–101.

Reinhart, Tanya (1981). Pragmatics and linguistics: An analysis of sentence topics. *Philosophica* 27, 53–94.

Renzi, Lorenzo, und Laura Vanelli (1983). I pronomi soggetto in alcune varietà romanze. In: Paola Benincà et al. (Hrsg.), *Scritti linguistici in onore di Giovan Battista Pellegrini*. Pisa: Pacini, S. 121–145.

Reuland, Eric J. und Alice G. B. ter Meulen (1989). Introduction. In: Dies. (Hrsg.), *The Representation of (In)definiteness*. Cambridge, MA: MIT Press, S. 1–20.

Rice, Tom W., und Jan L. Feldman (1997). Civic Culture and Democracy from Europe to America. *Journal of Politics* 59(4), 1143–1172.

Rissanen, Matti (2000). Standardization and the language of early statutes. In: Laura Wright (Hrsg.), *The development of Standard English 1300–1800: Theories, descriptions, conflicts*. Cambridge: Cambridge University Press, S. 117–130.

Rizzi, Luigi (1986). Null Objects in Italian and the Theory of *pro*. *Linguistic Inquiry* 17(3), 501–557.

_____ (2004). On the Cartography of Syntactic Structures. In: Ders. (Hrsg.), *The Structure of CP and IP. The Cartography of Syntactic Structures, Vol. 2*. Oxford: Oxford University Press, S. 3–15.

Rizzi, Luigi, und Ur Shlonsky (2006). Satisfying the Subject Criterion by a Non Subject: English Locative Inversion and Heavy NP Shift. In: Maria Frascarelli (Hrsg.), *Phases of interpretation*. Berlin: Mouton de Gruyter, S. 341–361.

_____ (2007). Strategies of Subject Extraction. In: Hans-Martin Gärtner und Uli

- Sauerland (Hrsg.), *Interfaces + recursion = language? Chomsky's minimalism and the view from syntax-semantics*. Berlin: Mouton de Gruyter, S. 115–160.
- Roberts, Ian (2007). Introduction: The Null Subject Parameter. In: Ders. (Hrsg.), *Comparative Grammar: Critical Concepts in Linguistics. Vol. II: The Null-Subject Parameter*. London: Routledge, S. 1–44.
- Robinson, Lindon J., A. Allan Schmid und Marcelo E. Siles (2002). Is Social Capital Really Capital? *Review of Social Economy* 60(1), 1–21.
- Roetz, Heiner (2006). Die chinesische Sprache und das chinesische Denken: Positionen einer Debatte. *Bochumer Jahrbuch zur Ostasienforschung (BJOAF)* 30, 9–37.
- Rokkan, Stein (1999). *State Formation, Nation-Building, and Mass Politics in Europe: The Theory of Stein Rokkan. Based on his Collected Works*. Herausgegeben von Peter Flora mit Stein Kuhl und Derek W. Urwin. Oxford: Oxford University Press.
- Ronen, Simcha, und Oded Shenkar (2013). Mapping world cultures: Cluster formation, sources and implications. *Journal of International Business Studies* 44(9), 867–897.
- Rose, Richard (2000). Getting things done in an antimodern society: social capital networks in Russia. In: Partha Dasgupta und Ismail Serageldin (Hrsg.), *Social Capital. A Multifaceted Perspective*. Washington, D.C.: The World Bank, S. 147–171.
- Rosenberg, Morris (1956). Misanthropy and political ideology. *American Sociological Review* 21, 690–695.
- Roth, Klaus (2003). *Genealogie des Staates. Prämissen des neuzeitlichen Politikdenkens*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Rothstein, Bo (2000). Trust, Social Dilemmas and Collective Memories. *Journal of Theoretical Politics* 12(4), 477–501.
- Rousseau, Jean-Jacques (2008) [1762]. *Du contrat social ou Principes du droit politique*. Herausgegeben von Sálvio M. Soares. MetaLibri, v1.0p.
- Ruoff, Michael (2007). *Foucault-Lexikon*. Paderborn: Wilhelm Fink.
- Saade, Benjamin (2012). Pro-drop systems in Maltese and Italian: a quantitative approach. *Ilsienna – Our Language*. Working Papers of the International Association of Maltese Linguistics 2, 67–78.
- Sabatini, Fabio (2005). Measuring Social Capital in Italy: An Exploratory Analysis. Working Paper Nr. 12, Facoltà di Economia di Forlì, Universität Bologna.
- _____ (2006). *The Empirics of Social Capital and Economic Development: A Critical Perspective*. Arbeitspapier 15.2006, Fondazione Eni Enrico Mattei.
- Salecl, Renata (1994). Deference to the Great Other: The Discourse of Education. In:

- Mark Bracher, Marshall W. Alcorn Jr., Ronald J. Corthell und Françoise Massardier-Kenney (Hrsg.), *Lacanian Theory of Discourse: Subject, Structure, and Society*. New York, NY: New York University Press.
- Salvi, Giampaolo (2001). The Two Sentence Structures of Early Romance. In: Guglielmo Cinque und Giampaolo Salvi (Hrsg.), *Current Studies in Italian Syntax. Essays offered to Lorenzo Rizzi*. Amsterdam: Elsevier, S. 297–312.
- Samel, Ingrid (1995). *Einführung in die feministische Sprachwissenschaft*. Berlin: Schmidt.
- Sartori, Giovanni (1984). Guidelines for Concept Analysis. In: Ders. (Hrsg.), *Social Science Concepts. A Systematic Analysis*. Beverly Hills: SAGE, S. 15–85.
- Schilling, Heinz (1997). Disziplinierung oder »Selbstregulierung der Untertanen«? Ein Plädoyer für die Doppelperspektive von Makro- und Mikrohistorie bei der Erforschung der frühmodernen Kirchengenossenschaft. *Historische Zeitschrift* 264(3), 675–691.
- _____ (Hrsg.) (1999). *Institutionen, Instrumente und Akteure sozialer Kontrolle und Disziplinierung im frühneuzeitlichen Europa*. Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann.
- _____ (Hrsg.) (2007). *Frühneuzeitliche Bildungsgeschichte der Reformierten in konfessionsvergleichender Perspektive: Schulwesen, Lesekultur und Wissenschaft*. Berlin: Duncker und Humblot.
- _____ (2008). *Early modern European civilization and its political and cultural dynamism*. Hanover: University Press of New England.
- Schmidt, Heinrich Richard (1995). *Dorf und Religion. Reformierte Sittenzucht in Berner Landgemeinden der Frühen Neuzeit*. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Schrodt, Richard (2004). *Althochdeutsche Grammatik II: Syntax*. Tübingen: Max Niemeyer.
- Schweier, Ulrich (2012). Das Ukrainische. In: Peter Rehder (Hrsg.), *Einführung in die slawischen Sprachen*. 7. Aufl. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 94–109.
- Schweizer, Herbert (1973). Sprache als soziale Kontrolle: Einige kritische Bemerkungen zu einer soziologischen Theorie der Sprache. *Soziale Welt* 24(1), 119–135.
- Schweizerische Bundeskanzlei (1996). *Leitfaden zur sprachlichen Gleichbehandlung*. Bern: Eidgenössische Drucksachen- und Materialzentrale, Bestellnummer 104.626d.
- Schwenter, Scott A. (2006). Null objects across South America. In: Timothy L. Face und Carol A. Klee (Hrsg.), *Selected Proceedings of the Eighth Hispanic Linguistics Symposium*. Somerville, MA: Cascadilla Proceedings Project, S. 23–36.
- Sedláček, Tomáš (2012). *Die Ökonomie von Gut und Böse*. München: Hanser.

- Selmier, W. Travis II, und Chang Hoon Oh (2013). The Power of Major Trade Languages in Trade and Foreign Direct Investment. *Review of International Political Economy* 20(3), 486–514.
- Seržant, Ilja (2013). Subjecthood and the nominative case in Lithuanian. Konferenzbeitrag zur Tagung „Subject: cognitive, typological and functional approaches“, Helsinki, September 2013.
- Shibatani, Masayoshi (1991). Grammaticization of topic into subject. In: Elizabeth C. Traugott und Bernd Heine, *Approaches to Grammaticalization. Vol. II: Focus on types of grammatical markers*. Amsterdam: John Benjamins, S. 93–133.
- Siewierska, Anna (2013). Alignment of Verbal Person Marking. In: Matthew S. Dryer und Martin Haspelmath (Hrsg.), *The World Atlas of Language Structures Online*, Kapitel 100. München: Max Planck Digital Library. Online verfügbar unter <http://wals.info/chapter/100> (Zugriff am 17. November 2013).
- Sigurðsson, Halldór Á., und Verner Egerland (2009). Impersonal null-subjects in Icelandic and elsewhere. *Studia Linguistica* 63, 158–185.
- Silva-Villar, Luis (1996). The diachronic syntax of expletive creation. *Anuario del Seminario de Filología Vasca «Julio de Urquijo» (ASJU)/International Journal of Basque Linguistics and Philology* 30(1), 173–193.
- _____ (1998). Subject Positions and the Roles of CP. In: Armin Schwegler, Bernard Tranel, Myriam Uribe-Etxebarria (Hrsg.), *Romance Linguistics: Theoretical Perspectives*. Amsterdam: John Benjamins, S. 248–270.
- Skutnabb-Kangas, Tove (2002). *Why should linguistic diversity be maintained and supported in Europe? Some arguments. Guide for the Development of Language Education Policies in Europe From Linguistic Diversity to Plurilingual Education*. Strasburg: Europarat, Generaldirektion IV, Language Policy Division.
- Slobin, Dan I. (1996). From “thought and language” to “thinking for speaking”. In: John J. Gumperz und Stephen C. Levinson (Hrsg.), *Rethinking Linguistic Relativity*. Cambridge: Cambridge University Press.
- _____ (2000). Verbalized Events: A Dynamic Approach to Linguistic Relativity and Determinism. In: Susanne Niemeier und René Dirven (Hrsg.), *Evidence for Linguistic Relativity*. Amsterdam: John Benjamins, S. 107–138.
- _____ (2003). Language and thought online: Cognitive consequences of linguistic relativity. In: Dedre Gentner und Susan Goldin-Meadow (Hrsg.), *Language in Mind. Advances in the Study of Language and Thought*. Cambridge MA: The MIT Press, S.

157–192.

Smith, Stephen S., und Jessica Kulynych (2002). It May Be Social, but Why Is It Capital? The Social Construction of Social Capital and the Politics of Language. *Politics & Society* 30(1), 149–186.

Solow, Robert M. (2000). Notes on Social Capital and Economic Performance. In: Partha Dasgupta und Ismail Serageldin (Hrsg.), *Social Capital. A Multifaceted Perspective*. Washington, D.C.: The World Bank, S. 6–9.

Song, Jae Jung (2001). *Linguistic Typology. Morphology and Syntax*. Harlow: Longman.

Solt, Frederick (2004). Civics or Structure? Revisiting the Origins of Democratic Quality in the Italian Regions. *British Journal of Political Science* 34(1), 123–135.

Spiess, Federico (1956). Die Verwendung des Subjekt-Personalpronomens in den lombardischen Mundarten. Bern: Francke.

Stassen, Leon (2013). Predicative Adjectives. In: Matthew S. Dryer und Martin Haspelmath (Hrsg.), *The World Atlas of Language Structures Online*, Kapitel 118. München: Max Planck Digital Library. Online verfügbar unter <http://wals.info/chapter/118> (Zugriff am 5. Dezember 2013).

Svendsen, Gert Tinggaard, Gunnar Svendsen und Lind Haase (Hrsg.) (2009). *Handbook of Social Capital. The troika of sociology, political science and economics*. Cheltenham: Edward Elgar.

Svendsen, Gert Tinggaard, und Gunnar Svendsen (2009). The Troika of Sociology, Political Science and Economics. In: Gert Tinggaard Svendsen, Gunnar Svendsen und Lind Haase (Hrsg.), *Handbook of Social Capital. The troika of sociology, political science and economics*. Cheltenham: Edward Elgar, S. 1–13.

Svenonius, Peter (2002). Introduction. In: ders. (Hrsg.), *Subjects, expletives, and the EPP*. Oxford: Oxford University Press, S. 3–25.

Tabellini, Guido (2008a). Presidential Address: Institutions and Culture. *Journal of the European Economic Association* 6(2–3), 255–294.

_____ (2008b). The scope of cooperation: norms and incentives. *Quarterly Journal of Economics* 3, 905–950.

Torsvik, Gaute (2000). Social Capital and Economic Development. *Rationality and Society* 12(4), 451–476.

Tortora, Christina M. (2001). “Evidence for a Null Locative in Italian. In: Guglielmo Cinque und Giampaolo Salvi (Hrsg.), *Current Studies in Italian Syntax. Essays offered to Lorenzo Rizzi*. Amsterdam: Elsevier, S. 313–326.

- Traugott, Elizabeth (1989). On the rise of epistemic meanings in English: An example of subjectification in semantic change. *Language* 65: 31–55.
- Treskow, Isabella von (2002). Der Zorn des Andersdenkenden: Pierre Bayle, das ›Historisch-Kritische Wörterbuch‹ und die Entstehung der Kritik. In: Richard van Dülmen und Sina Rauschenbach (Hrsg.), *Denkwelten um 1700. Zehn intellektuelle Profile*. Köln: Böhlau, S. 1–21.
- Triandis, Harry C. (1995). *Individualism and Collectivism*. Boulder, CO: Westview.
- Truckenbrodt, Hubert (2006). On the semantic motivation of syntactic verb movement to C in German. *Theoretical Linguistics* 32(3), 257–306.
- Trudgill, Peter (2011). *Sociolinguistic typology. Social determinants of linguistic complexity*. Oxford: Oxford University Press.
- Türk, Klaus, Thomas Lemke und Michael Bruch (2006). *Organisation in der modernen Gesellschaft: Eine historische Einführung*. 2. Aufl. Wiesbaden: VS.
- Twenge, Jean M., W. Keith Campbell und Brittany Gentile (2013). Changes in Pronoun Use in American Books and the Rise of Individualism, 1960–2008. *Journal of Cross-Cultural Psychology* 44, 406–415.
- Uphoff, Norman (2000). Understanding social capital: learning from the analysis and experience of participation. In: Partha Dasgupta und Ismail Serageldin (Hrsg.), *Social Capital. A Multifaceted Perspective*. Washington, D.C.: The World Bank, S. 215–249.
- Uslaner, Eric M. (2002). *The Moral Foundations of Trust*. New York, NY: Cambridge University Press.
- _____ (2008). The foundations of trust: macro and micro. *Cambridge Journal of Economics* 32, 289–294.
- _____ (2010). Trust as a Moral Value. In: Dario Castiglione, Jan W. van Deth und Guglielmo Wolleb (Hrsg.), *The Handbook of Social Capital*. Oxford: Oxford University Press, S. 101–121.
- Val de Lièvre, Anton (1877). *Launegild und Wadia. Eine Studie aus dem langobardischen Rechte*. Innsbruck: Verlag der Wagnerschen Universitaets-Buchhandlung.
- Vandekerckhove, Reinhild (2010). Urban and rural language. In: Peter Auer und Jürgen Erich Schmidt (Hrsg.), *Language and Space. An International Handbook of Linguistic Variation. Vol. 1: Theories and Methods*. Berlin: Walter de Gruyter, S. 315–332.
- Van der Auwera, Johan (1998). Conclusion. In: Johan van der Auwera (Hrsg.), *Adverbial constructions in the languages of Europe*. Berlin: Mouton de Gruyter, S. 813–836.
- Van der Auwera, Johan, und Jan Nuyts (2007). Cognitive Linguistics and Linguistic

- Typology. In: Dirk Geeraerts und Hubert Cuyckens (Hrsg.), *The Oxford Handbook of Cognitive Linguistics*, Oxford: Oxford University Press, S. 1074–1091.
- Van de Walle, Steven (2005). Measuring bureaucratic quality in governance indicators. Konferenzbeitrag zur 8. Public Management Research Conference, Los Angeles, September 2005.
- Van Gelderen, Elly (2000). *A History of English Reflexive Pronouns*. Amsterdam: John Benjamins.
- Van Kemenade, Ans (1997). V2 and embedded topicalization in Old and Middle English. In: Ans van Kemenade und Nigel Vincent (Hrsg.), *Parameters of morphosyntactic change*. Cambridge: Cambridge University Press, S. 326–351.
- Vanelli, Laura (1987). I pronomi soggetto nei dialetti italiani settentrionali dal Medio Evo a oggi. *Medioevo Romanzo* 12(1), 173–211.
- Vanelli, Laura, Lorenzo Renzi und Paola Benincà (2007) [1986]. Tipologia dei pronomi soggetto nelle lingue romanze medievali. Translated by Ian Roberts. In: Ian Roberts (Hrsg.), *Critical Concepts in Linguistics. Vol. 2: The Null Subject Parameter*. London: Routledge, S. 234–245.
- Vassere, Stefano (1993). *Sintassi formale e dialettologia. I pronomi clitici nel luganese*. Mailand: Franco Angeli.
- Vennemann, Theo (1975). Topics, sentence, accent, ellipsis: a proposal for their formal treatment. In: Edward L. Keenan (Hrsg.), *Formal semantics of natural language*, Cambridge: Cambridge University Press, S. 313–328.
- Vikner, Sten (1995). *Verb movement and expletive subjects in the Germanic languages*. Oxford: Oxford University Press.
- Volodina, Anna (2009). Pro-drop im frühen Neuhochdeutschen. In: Gisela Brandt und Rainer Huenecke (Hrsg.), *Historische Soziolinguistik des Deutschen IX*. Stuttgart: Akademischer Verlag, S. 51–66.
- Volodina, Anna, und Helmut Weiß (im Erscheinen). Diachronic development of null-subjects in German. In: Sam Featherston und Yannick Versley (Hrsg.), *Firm Foundations: Quantitative Approaches to Grammar and Grammatical Change*. Berlin: Mouton de Gruyter.
- Voloshinov, Valentin (1973). *Marxism and the Philosophy of Language*. London: Seminar Press.
- Wagner, Horst-Günter (2012). Strukturwandel – Wirtschaftsgeographische Differenzierung. In: Siegfried Frech und Boris Kühn (Hrsg.), *Das politische Italien. Gesellschaft,*

- Wirtschaft, Politik und Kultur*. Schwalbach/Ts.: Wochenschau Verlag, S. 19–44.
- Wälchli, Bernhard (2011). The Circum-Baltic languages. In: Bernd Kortmann und Johan van der Auwera (Hrsg.), *The Languages and Linguistics of Europe: A Comprehensive Guide*. Berlin: Walter de Gruyter, S. 325–341.
- Wahl, Fabian (2012). Why it matters what people think: Beliefs, legal origins and the deep roots of trust. FZID Discussion Papers, No. 52-2012, Universität Hohenheim.
- Warren, Mark E. (2010). The Nature and Logic of Bad Social Capital. In: Dario Castiglione, Jan W. van Deth und Guglielmo Wolleb (Hrsg.), *The Handbook of Social Capital*. Oxford: Oxford University Press, S. 122–149.
- Weber, Max (1920). Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. In: Ders., *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*. Bd. 1 Tübingen: Mohr Siebeck, S. 17–206.
- Weerman, Fred (1989). *The V2 Conspiracy. A synchronic and a diachronic analysis of verbal positions in Germanic languages*. Dordrecht: Foris.
- Weisgerber, Leo (1958). Der Mensch im Akkusativ. *Wirkendes Wort* 8(4), 193–205.
- Weiss, Daniel (1993). Die Faszination der Leere. Die moderne russische Umgangssprache und ihre Liebe zur Null. *Zeitschrift für Slavische Philologie* LIII, 48–82.
- Weissenborn, Jürgen (1990). Subjektlose Sätze in der frühen Kindersprache: Ein theoretisches und empirisches Problem der Spracherwerbsforschung. *Der Deutschunterricht* 42(5), 35–47.
- Welsch, Wolfgang (2002). *Unsere postmoderne Moderne*. 6. Aufl. Berlin: Akademie.
- Werlen, Iwar (2002). *Sprachliche Relativität. Eine problemorientierte Einführung*. Tübingen und Basel: A. Francke.
- Werner, Ingegerd (1999). *Das Personalpronomen im Zürichdeutschen*. Stockholm: Almqvist und Wiksell.
- Werner, Ingegerd (1999). *Die Personalpronomen im Zürichdeutschen*. Stockholm: Almqvist & Wiksell International.
- Werner, Jürgen (1995). *Emphatische Syntax: zur Funktion oraler Syntagmen. Eine komparative Studie am Beispiel des Bairischen und des Iraq-Arabischen mit einer einführenden Diskussion der relevanten Termini*. Tübingen: Narr.
- Whorf, Benjamin Lee (2012) [1956]. In: John B. Carroll (Hrsg.), *Language, Thought, and Reality. Selected writings of Benjamin Lee Whorf*, Cambridge, MA: The MIT Press.
- Wickham, Chris (2005). *Framing the Early Middle Ages: Europe and the Mediterranean 400–800*. Oxford: Oxford University Press.

- Woolcock, Michael, und Elizabeth Radin (2010). A relational approach to the theory and practices of economic development. In: Dario Castiglione, Jan W. van Deth and Guglielmo Wolleb (Hrsg.), *The Handbook of Social Capital*. Oxford: Oxford University Press, S. 411–437.
- Wrtil, Melani (2011). Uncovered pro – On the development and identification of null subjects. In: Melani Wrtil und Peter Gallmann (Hrsg.), *Null Pronouns*. Berlin: Walter de Gruyter, S. 99–140.
- Wrtil, Melani und Peter Gallmann (2011). Introduction. In: Dies. (Hrsg.), *Null Pronouns*. Berlin: Walter de Gruyter, S. 1–20.
- Yanagi, Tomohiro (2013). On the Subject Status of Dative Nominals in To-infinitival Clauses in Earlier English. Konferenzbeitrag zur Tagung „Subject: cognitive, typological and functional approaches“, Helsinki, September 2013.
- Zaenen, Annie, Joan Maling und Höskuldur Thráinsson (1985). Case and grammatical functions: The Icelandic passive. *Natural Language & Linguistic Theory* 3(4), 441–483.

Lebenslauf

Matthias Meyer-Schwarzenberger, geboren den 28.4.1980 in Schleswig
Deutscher Staatsangehöriger, unverheiratet, ein Töchterchen

BILDUNGSWEG

Seit 2014	Higher School of Economics, Moskau/St. Petersburg Laboratory for Comparative Social Research
2007 – 2014	Universität St. Gallen (HSG) Doktorat »International Affairs and Political Economy«
2005 – 2006	Sciences Po Paris Diplôme de l'Institut d'Etudes Politiques de Paris
02–07/2004	Karlsuniversität Prag Studienaufenthalt als »Free Mover«
2002 – 2005	Universität St. Gallen (HSG) M.A. (HSG) in Internationalen Beziehungen und Governance
2000 – 2002	Justus-Liebig-Universität Gießen Vordiplom Volkswirtschaftslehre
1991 – 1999	Bischöfliches Gymnasium St. Ursula Geilenkirchen Abitur

 BERUFLICHE STATIONEN

- 2006 – 2013 **Institut für Politikwissenschaft, Universität St. Gallen (HSG)**
 Forschungs- und Unterrichtsassistent
- Redaktionsassistentenz SZPW
 Schweizerische Zeitschrift für Politikwissenschaft
 - Konferenzmanagement
 SVPW-Jahreskongress 2009 und ECPR Joint Sessions 2011
 - Übungsleitung in Comparative Politics u.a.
 Assistententätigkeiten
 - Web-Design, Entwicklung und Content Management
- 2012 – 2013 **spendino Swiss GmbH**
 Geschäftsführer
- 2008 – 2009 **Freiberufliche Nebentätigkeiten als Lektor und Berater**
- 2003 – 2004 **Praktika**
- Ständige Vertretung Deutschlands bei der OSZE, Wien
 - Stiftung Weltvertrag, Hamburg
- 1999 – 2000 **Militärische Grundausbildung und Wehrersatzdienst**

 EHRENAMTLICHE TÄTIGKEITEN

- Seit 2000 **Bundesverband Deutscher Volks- und Betriebswirte e.V.**
 Vizepräsident (seit 2012)
- Gründer und Leiter der Hochschulgruppe Gießen
 - Bundesvorsitzender der Hochschulgruppen
 - Ordentliches Mitglied des Präsidiums
 - Vorstandsmitglied des bdiv-Forschungsinstituts e.V.

Erklärung

Ich erkläre hiermit,

- dass ich die vorliegende Arbeit ohne unerlaubte Hilfe und ohne Verwendung anderer als der angegebenen Hilfsmittel verfasst und bei keiner anderen Universität eingereicht habe,
- dass ich sämtliche verwendete Quellen erwähnt und gemäss den gängigen wissenschaftlichen Regeln korrekt zitiert habe.

Ort und Datum:

Unterschrift: